Südsee-Märchen

Mit freundlichem Grusse
vom Verfasser
Neujahr 1917

Die Märchen der Weltliteratur



Herausgegeben von
Friedrich von der Leyen und Paul Zaunert



Ein Gau-Häuptling von Fidji

Bleistiftzeichnung von L. T. Kleinschmidt

Südseemärchen

Aus Australien / Neu-Guinea / Fidji / Karolinen / Samoa / Tonga / Hawaii / Neu-Seeland u. a.

Herausgegeben von Paul Hambruch

Verlegt bei Eugen Diederichs, Jena 1916

Buchausstattung von Elisabeth Weber / Mit 16
Tafeln und 9 Eingeborenen-Zeichnungen im Text

Herrn und Frau Prof. Dr. G. Thilenius
zugeeignet

Einleitung

Das Märchen ist ein unentbehrlicher Helfer, der tief in die Dichtung und in das geistige, religiöse und sittliche Werden der Menschheit hineinleuchtet.

von der Leyen

Seitdem das Deutsche Reich sich in der Südsee seinen Kolonialbesitz gründete und ihn in den letzten fünfzehn Jahren ausbaute und festigte, hat sich auch die Allgemeinheit immer mehr den Inseln und Menschen dort unten zugewendet. Die von dort hergeholten Landesprodukte gehörten bald zu den unentbehrlichen Dingen für unseres Leibes Notdurft und Nahrung und steigerten das wachgerufene Interesse; und das vermehrte sich noch durch Werke, die eine Kenntnis von Land und Leuten vermittelten, und durch Museen, die dem Beschauer die Schätze der stofflichen Kultur der Südsee-Eingeborenen vor Augen führten. Doch der größte Teil der geistigen Kultur blieb uns verschlossen oder verborgen. Nur wenige, die von Berufs wegen solchen Dingen sich zu widmen haben, lernten etwas von diesem eigensten, besten Besitz der Eingeborenen kennen, konnten in die Geheimnisse ihrer Literatur eindringen und sie würdigen.

Literatur? Haben denn die „Wilden", wie sie von uns Kulturmenschen in überhebendem Sinn und Ton so gern bezeichnet werden, haben die überhaupt eine Literatur? Wir wissen doch, daß sie weder lesen noch schreiben können, und wenn sie es jetzt verstehen, hat man es sie doch in Missions- und Regierungsschulen gelehrt. Der Einwurf ist berechtigt; allerdings haben die Wilden keine Literatur in unserem Sinne, die littera fehlt. Aber man darf nicht vergessen, daß dort, wo diese Künste unbekannt sind und nicht gepflegt werden, etwas anderes um so lebendiger wirkt, das gesprochene Wort, und daß eine ausgezeichnete Schulung des Gedächtnisses ihm zu Hilfe kommt. Erzählungen liebt der Eingeborene sehr; mitteilsam ist er, allerdings nicht immer gerade dem

Europäer gegenüber; und reich ist sein Schatz an Liedern, Sagen, Mythen, Märchen, Schnurren usw. Und ihr Bestand wird ungeschwächt erhalten, wo gerade Lesen und Schreiben, und damit Kultur, nicht hindringen. Mündlich von Geschlecht zu Geschlecht wird die Sage übermittelt und bewahrt; dort wo Schreiben und Lesen nahezu Allgemeingut geworden sind, fördert man die Schulung des Gedächtnisses nicht mehr. Und das Alte, die schönen Denkmäler der Eingeborenen-Literatur, verschwindet schnell und für immer; was sich erhält, bekommt den Mantel der Kultur umgehängt und ist dann in dieser Verunstaltung selten wieder zu erkennen*.

Systematische Forschungen zur Ergründung und Sammlung der Eingeborenen-Literatur in der Südsee sind bisher sehr wenige unternommen worden. Die größte ist die von Sir George Grey in Neu-Seeland angelegte Sammlung der dort lebendigen Mythen und Sagen; in Australien sammelten Howitt, Spencer, Gillen und Frau Langloh-Parker; die ersten Sagen aus der Südsee überhaupt wurden von Chamisso herausgebracht, der in seiner „Reise um die Welt" einiges aus den Karolinen mitteilt; nach ihm beschäftigten sich keine deutschen Forscher mehr mit diesen Dingen, Kubary ausgenommen, der manche Geschichten aus Palau niederschrieb. Erst in den letzten Jahren traten Deutsche wiederum mit größeren und wertvolleren Sammlungen auf den Plan: Krämer und Sierich sammelten in Samoa, P. Meier im Bismarckarchipel, P. Erdland auf den Marshall-Inseln, Thurnwald auf den Salomonen usw. Die ausgesandten Expeditionen zur Erforschung der landes- und volkskundlichen Verhältnisse in der Südsee legten ein Hauptgewicht auf das sichere Einbringen einer reichen Sagen- und Märchenernte. Deutsche und Engländer wetteiferten hier miteinander und trugen große Schätze zusammen, die erst zu einem kleinen Teil veröffentlicht sind. Das gilt auch von den Samm-

* Vgl. Caesar: de B. G. VI. 14.

lungen, welche die Missionen aller Zungen anlegten; früher waren sie der Eingeborenen-Literatur gegenüber abhold, heute zeigen sie ihr ein freundliches Gesicht und haben ein großes wertvolles Material aus allen Gebieten der Südsee aufgebracht. Alles in allem mögen heute ungefähr zweitausend Literaturdenkmäler Ozeaniens und Australiens bekannt sein; leider sind sie arg verstreut in den verschiedensten Werken und Zeitschriften, um welche die Allgemeinheit sich wenig kümmert, so daß ihre Kenntnis, damit auch ihre Eigenart und Schönheit, bisher fremd blieb.

Die genannten Sammlungen waren nur möglich, weil ihre Verfasser sich eingehend mit der Sprache der Eingeborenen befaßten. Sie erlernten, studierten sie, schufen sich nicht allein die rein sprachlichen, sondern auch die gedanklichen Übersetzungen, erschlossen sich damit den Weg zum Herzen der Leute und gewannen ihr Vertrauen. Sollen Erfolge erreicht werden, so müssen die Eingeborenen im Weißen nicht ein Wunderwesen sehen, sondern ihn als Menschen erfassen lernen; und derselbe Gedanke, dasselbe Bestreben muß den Weißen ebenfalls beherrschen, dann kommt man sich einander näher. Ist aber das angeborene Mißtrauen der Eingeborenen als hinderlichste Schranke niedergelegt, so fließen die Quellen reich und unerschöpflich. Die ganze Frage der Märchensammlung wird damit sehr oft zur reinen Frage nach der Zeit, die für die Sammlung und Niederschrift der Geschichten der Eingeborenen zur Verfügung steht. Von Reisenden, die zufällig ein solches Gebiet berühren, ist daher nicht viel zu erwarten; der Ethnologe, dem die Leitlinien im Leben und Denken der Eingeborenen vertrauter sind, wird eher und leichter brauchbares Material einheimsen, dessen Güte und Wert wachsen, je länger er sich in einem bestimmten Gebiet aufhalten kann. Das beste und schönste Material ist von den Missionaren zu erwarten, die gerade über die Zeit als wertvolles Hilfsmittel unbeschränkt verfügen. Was sie bis jetzt leisteten, berechtigt zu den schönsten Hoffnungen.

Wie sammelt man unter Eingeborenen Märchen? Erfahrungen habe ich nur aus den Karolinen und mit meinen melanesischen Begleitern. Obschon allemal die Art des Sammelgebietes in Betracht kommt — unter den lebensfreudigen, munteren Mikronesiern und Polynesiern geht diese Arbeit viel leichter und angenehmer vonstatten als unter den verschlossenen, schwerfälligeren, mißtrauischen Melanesiern und Australiern —, dürfen die Grundzüge der Sammelweise in den drei Gebieten dieselben sein. Man wird wohl die Beobachtungen unter Würdigung der jedesmaligen besonderen Umstände verallgemeinern dürfen, die ich machte, als ich in ungefähr dreiviertel Jahren rund fünfhundert Sagen, Märchen, Lieder usw. niederschrieb.
Die spärlichen Mitteilungen Chamissos bildeten den Ausgangspunkt. Leider sind sie mit den religiösen Anschauungen der Eingeborenen verknüpft; und danach zu fragen, ist eine heikle Sache, die meist auf beiden Seiten große Unbefriedigung hervorruft. Gelegentliche Nebenfragen, neue Namen, weitere Erkundigungen führten jedoch weiter und bald auf den Weg, den man mit den Eingeborenen wandern wollte. Der Anreiz und die Lockung, welche in den vielen neuen, unbekannten und doch so begehrten Dingen stecken, die der Weiße für den Eingeborenen mitbringt, kleine Geschenke an Geld, Tabak, Pfeifen, Zündhölzer, Bonbons, Angelhaken, Messer u. a. öffnen ihnen den Mund. Allerdings muß man im Beginn sicher damit rechnen, allerlei Lügen aufgetischt zu bekommen. Durch Kontrollfragen und das Beobachten des Gebärden- und des Mienenspiels des Erzählers kommt man aber bald dazu, dem wahren und echten Kern einer Erzählung näherzurücken. Man unterbreche jedoch den Eingeborenen nicht, man lasse ihn berichten, was er weiß. Fragen ermüden, langweilen ihn, wecken sein Mißtrauen; am Schluß der Erzählung kann man meist die Lücken ergänzen oder bekommt die Leute nachgewiesen, welche darüber nähere Auskunft und Ergänzungen erteilen können. Die Pfeife des Erzählers muß dauernd in Brand gehalten werden, kleine

Erfrischungen, Bonbons u. a. helfen über unvermeidliche Pausen hinweg und lassen für den Erzähler das Gefühl der Langeweile weniger aufkommen. Aus sich selber heraus ist kein Eingeborener mitteilungsfroh, alles muß sozusagen aus ihm herausgepumpt werden. Nur selten begegnet man Leuten, die mit einem heiligen Interesse an der Sache selbst, freiwillig ihr Wissen von sich geben. Weniger eine Hochschätzung des Weißen, der sich mit einemmal dieser eigensten Dinge der Eingeborenen annimmt, schließt ihm den Mund; vielmehr ist es eine abergläubische Furcht, durch die Mitteilung einer Geschichte, welche nicht als Geheimnis angesehen und betrachtet wird, den Zorn oder das Mißfallen der Geister und Dämonen auf sich herabzuladen, so daß der Erzähler von Mißgeschick, Krankheit und Tod betroffen wird. Auf Ponape stand mir so während der letzten Zeit meiner Anwesenheit der Tod eines meiner Hauptgewährsleute, des Nanaua en Tolakap, bei der Märchensammlung sehr hinderlich im Wege, denn die Eingeborenen schrieben ihn ohne weiteres seinen Mitteilungen zu, die, durch meine Geschenke herausgefordert, von den Geistern nicht gebilligt waren.

Teilt der Eingeborene sein Wissen, seine Geschichten mit Vorbedacht mit, so will er allein sein; seine Landsleute dürfen nicht zuhören; und bei Kontrollfragen muß man sich anderen gegenüber hüten, nicht etwa den Namen des Erzählers zu verlautbaren. Lauscht man jedoch abends ihren Erzählungen im großen Männer- oder Versammlungshause — dann erzählt man sich am liebsten —, so sind solche Vorsichten unnötig. In der Allgemeinheit schwindet die Scheu, der gute Erzähler wird geschätzt, und fremde Ohren dürfen ruhig zuhören. Doch nicht jeder Eingeborene kann erzählen; viele, die ich befragte, lehnten ab und antworteten, sie wüßten nichts, wiesen mir alsdann jedoch stets einen Gewährsmann nach oder holten ihn herbei. Ich machte dabei die Erfahrung, daß Sagen und Märchen wohl ziemlich allen dem Inhalt nach bekannt waren — damit gewann man die Stich-

worte —, regelrecht erzählen konnten sie nur wenige, gelegentlich nur ein einziger. Bruchstücke der „Geschichte von Jat und Jol" (Nr. 43) erhielt ich auf den verschiedensten Inseln der Karolinen; die ganze Schachtelerzählung wurde mir aber nur an einer einzigen Stelle, auf Elato, mitgeteilt. Diese Beobachtung machte ich immer und immer wieder; neben der Sprachkenntnis ist also ein erfolgreiches Suchen nach den rechten Märchenbewahrern nötig, von denen einzelne unter Umständen nur zwei bis drei Erzählungen wirklich kennen, wissen und auch mitteilen können. Die Darstellung selbst läßt bald erkennen, ob der Betreffende den Stoff tatsächlich beherrscht oder ihn nur vom Hörensagen kennt; manche, die ihre Aufgabe ernst nahmen, teilten mir mit, sie kennten die Geschichte wohl, doch wollten sie sich nochmals gründlich erkundigen, um sie mir dann zu erzählen. Die meisten kamen auch wieder, Tage verstrichen oft, und berichteten so gut sie es konnten; fragte man nach ihren Quellen, so stellte sich allgemein heraus, daß die alten Frauen die eigentlichen Bewahrerinnen der Traditionen, Sagen, Märchen und Legenden sind. Sie hüten diesen Schatz, geben ihn aber selten an den Weißen direkt ab, sondern nur stückweise und auf dem eben geschilderten Umwege. Schon als kleine Kinder werden die Mädchen mit diesen Schätzen vertraut gemacht; unermüdlich, immer wieder müssen sie die ihnen erzählten Geschichten usw. den Frauen, ihren Lehrmeisterinnen, wieder und wieder erzählen, um ihrerseits später selber als Frauen ihrem Nachwuchs die Erzählungen in derselben Weise zu übermitteln. Diese mündliche Lebenderhaltung des Sagen- und Märchenschatzes hat die weitgehendste Bedeutung. Die Erzählweise ist erstarrt; vergleiche ich meine Niederschriften mit denen von Chamisso vor hundert Jahren niedergelegten, so weichen beide Darstellungen nicht im geringsten voneinander ab. Das mag noch seine zweite Ursache haben: was man erzählt bekommt, sind vielfach die Inhaltsangaben großer Epen, die von den Einzelnen auswendig gelernt werden müssen, an denen nichts

verdreht oder gedeutelt wird, die in der alten Form auf Kind und Kindeskinder vererbt werden.

Und doch (s. Nr. 34) πάντα ῥεῖ, nichts steht still; die Völker der Südsee sind produktiv, sie sind es, oder waren es wenigstens, bis unsere Kultur wie ein Mehltau über sie fiel.

Aus der Fülle dieser größtenteils bei uns ungekannten Eingeborenen-Literatur ordnen sich die in diesem Bändchen mitgeteilten Stücke zu einem bescheidenen Kränzchen. Es paßt sich dem Raum an; und die Auswahl wurde so getroffen, daß wir ihm gegenüber unsere eigene Empfindungs- und Denkweise nicht allzusehr um- und neu einzustellen brauchen. Die primitiven Erzählstücke kommen zuerst; die größeren, fast novellenartigen Geschichten der Polynesier (siehe Nr. 73) bilden den Schluß. Es sind die Stücke ausgesucht, welche die Eingeborenen sich am liebsten erzählen, so daß hier gewissermaßen die Lieblingskinder der Eingeborenen-Muse vorgestellt werden. Ich legte dabei besonderen Wert darauf, möglichst den Stoff herauszusuchen und zu bringen, für den die Eingeborenen-Texte vorliegen (s. Inhaltsverzeichnis), um eine Nachprüfung zu ermöglichen, und mich bei der hier nicht zu umgehenden freien Übertragung doch auf das gewissenhafteste an diese Urtexte zu halten und ihnen gerecht zu werden.

Nur eins vermag ich nicht mitzuteilen und dem Leser nahe zu bringen; die Art und Weise, wie der Eingeborene erzählt. Das muß man selber erleben. Ein Märchen wird nicht allein mit dem Munde erzählt und spricht uns nur in Worten an; damit ist unbedingt noch das Mienen-, Gebärden- und Gestenspiel des Erzählers verbunden. Beides gehört zusammen und vermittelt erst den rechten Eindruck, den man erzielen will. Dies stumme Spiel paßt sich dem Inhalt des Erzählten an — bei den regsameren Mikro- und Polynesiern ist es von Natur schon lebhaft, aber auch die Gesichter der anscheinend stumpferen Australier und Melanesier beleben sich, wenn sie eine Geschichte erzählen. Da spricht ihr ganzer Körper, und andächtig, gespannt lauschen die Zuhörer —

ihr Gesichtsausdruck gibt den anzulegenden Maßstab ebenfalls für unsere Kritik ab. Man erzählt behaglich und breit, nebensächliche Dinge werden in beinahe ermüdenden Einzelheiten geschildert, kleine Scherze (s. S. 118) und Wortspiele eingeflochten. Manche Erzählungen nimmt man als einen selbstverständlichen Bericht entgegen, andere, die mehr das Fremdartige, Ungewohnte, Übersinnliche darstellen und erklären, nimmt man halb erstaunt, halb verwundert und gelegentlich auch verschämt auf. Beifallsbezeugungen kennt man nicht; der Erzähler wird in der Aufmerksamkeit seiner Zuhörer belohnt; gefällt etwas einmal ganz besonders, so äußert man sein Wohlbehagen, wie man es nach einem wohltuenden reichlichen Mahl gewohnt ist, durch wiederholtes und kräftiges Rülpsen. Soviel von den Menschen selbst. Die Liebenswürdigkeit und das besondere Entgegenkommen des Herrn Verlegers erspart mir ihre Beschreibung; die beigegebenen Tafeln sprechen für sich selbst und sagen dem Leser, wie er sich Erzähler, Zuhörer und die in den Geschichten handelnden Personen vorzustellen hat.

Die „Märchen der Weltliteratur" wollen in den Bänden, die sich den Naturvölkern widmen, zu den Anfängen des Märchens zurückführen. Die nachfolgende Auswahl soll damit den Anfang machen. Wenn man gleichzeitig den Zustand der stofflichen Kultur ihrer Verfasser und auch ihrer heutigen Erzähler berücksichtigt, so ist sie gewissermaßen eine Auswahl aus „Steinzeitdichtungen". Wohl harrt der so arg verstreute Stoff noch seiner systematischen Behandlung, aber bei dem konservativen Sinn der Eingeborenen und der für sie einzig möglichen Art der Lebenderhaltung ihrer Dichtungen von Mund zu Mund, läßt sich der Gedanke schwerlich zurückweisen, daß man es im Grunde bei den meisten in diesem Bändchen vorgelegten Dichtungen mit sehr alten Mythen, Legenden und Märchen zu tun hat. Für die völkerpsychologischen Erkenntnisse werden sie mit dem vielen hier nicht zu veröffentlichenden Stoff einmal eine reiche Fundgrube bilden. Sie werden auch, da die Gegenwart, in der sie

gesammelt wurden, wenig oder gar nicht verschieden ist von der Zeit, in der sie entstanden, uns Fingerzeige geben, in welchen Bahnen sich die dichterischen Gedanken unserer eigenen Altvorderen in grauer Urzeit bewegten. Das dürfte niemand schwer werden, der sich nach einer eingehenden Lesung dieser Auswahl in die Grimmschen Märchen der Sammlung oder die Griechischen Märchen von Hausrath und Marx vertieft. Wir „Kulturmenschen", die von den einfachsten, natürlichsten Lebensbedingungen losgelöst sind, können uns dann beim Lesen dieser und der genannten Erzählungen leichter in eine für uns längst vergangene Denkweise versetzen, sie nachempfinden; wir werden dabei in die einfachsten Lebensverhältnisse zurückversetzt; den überlegenden und erklärenden Verstand ausschaltend, kann unsere Seele die alten Heimlichkeiten wieder aufsuchen und die Geheimnisse der Natur in ihrer ganzen Schönheit, Ursprünglichkeit und Gewalt auf sich einwirken lassen. Weiter wird man merken, daß manche Erzählungen trotz ihrer eigentümlichen Einkleidung, die durch die Umwelt der Eingeborenen bedingt ist, mancherlei gleichartige und vereinende Züge mit den Volksmärchen anderer Völker aufweisen. Neumann wies mich darauf, daß sie in ihrem Aufbau an unsere eigenen Volksdichtungen erinnern. Er betonte den raschen, und oft unvermittelt, unvorbereitet und unmotiviert erscheinenden Wechsel des Vorstellungskreises und das gelegentlich plötzliche Abbrechen der Erzählung. „So bricht auch unsere Volksdichtung oft plötzlich ab, wenn eine Pointe erreicht oder ein besonders gelungener Witz ausgesprochen ist; dies erscheint uns dann allemal damit motiviert, daß man mit dem Abbrechen der Erzählung die Wirkung des Witzes nicht abschwächen will, während uns das Abbrechen des Gedankens in der Dichtung der primitiven Völker oft ganz unmotiviert erscheint. Vielleicht hatte sich bisweilen die Phantasie des Erzählers an ihrem Stoffe erschöpft, manchmal wird auch der Schluß vergessen worden sein, und das Abspringen des Gedankens im Laufe der Erzählung scheint bisweilen

auf eine Vermischung verschiedener Stoffe von verschiedener Herkunft hinzuweisen, die durch die langdauernde mündliche Überlieferung herbeigeführt wurde."

Es verlockt, den Vergleich zwischen der Eingeborenen- und unserer eigenen Dichtung weiter auszuspinnen. Aber der Raum reicht dafür hier nicht, so daß diese interessanten Probleme nur gelegentlich gestreift werden können. Zwischen den primitiven und unseren Märchen bestehen nicht wegzuleugnende Zusammenhänge (Beispiele siehe unten), welche die künftige Märchenforschung noch aufzudecken haben wird, während wir sie nur spekulativ ahnen. Ich greife das Tiermärchen heraus; wir hegen es noch immer in seinem ursprünglichen Geiste, ich meine in der unschuldigen Lust an der Poesie, die keinen anderen Zweck hat, als sich an der Sache zu ergötzen und nicht daran denkt, eine andere Lehre hineinzulegen, als die frei aus der Dichtung hervorgeht. (Grimm.) Nicht anders ist es in den Märchen des Äsop, Babrios, Phädrus, Aelian (s. Hausrath und Marx); dem Südsee-Eingeborenen erscheinen die Tier- und Pflanzenmärchen in einem andern Lichte. Ihm ist der Glaube an das Erzählte ebenso selbstverständlich, wie für uns Kinder die Wahrheit im Märchen von Dornröschen, Schneewittchen oder Aschenbrödel ausgemacht war. In seiner Denkweise stellt der Eingeborene sein „Ich" in den Mittelpunkt, und aus dieser Denkart heraus schreibt er dem ihm fernerstehenden Dinge seine eigenen Beweggründe zum Handeln zu, oder er sieht sie in die Bestandteile seiner Umgebung hinein, die ihm besonders geläufig sind. Daher sind ihm die Tiere so klug wie Menschen und ursprünglich mit denselben Kulturgütern versehen, die sie dann später aus irgendwelchen Zufälligkeiten, meist Ungehorsam gegen die Gottheiten, einbüßten. Ebenso spiegeln die andern Märchen vorzüglich die einfache Denkweise der Eingeborenen wider, die ihr eigenes Innenleben auf ihre Umwelt, den Himmel, die Gestirne usw. projizieren, und sich so in natürlicher Weise die Entstehung der Dinge und ihre Entwicklung zurechtlegen. Ihre

Märchen und Erzählungen sind der Ausdruck wirklich gemachter Beobachtungen, die zusammen mit ihren Anschauungen verarbeitet werden; dichterische Phantasien sind ihnen zunächst fremd und treten erst bei den höher entwickelten Völkern der Südsee in Samoa, Hawaii und Neu-Seeland auf. Dort begegnen wir auch den Anfängen des Kunstmärchens (Nr. 73).

Etwas haben die Volksmärchen der Südsee den unsern voraus: das Zeitgewand. Es ist immer dasselbe gewesen; die Märchengestalten erscheinen als dieselben Menschen, unverändert, in Form, Gestalt, Gebaren, Gewohnheiten, Bekleidung usw., so wie sie der Eingeborene täglich unter seinesgleichen begegnet. Damit wird dem Märchen eine Hauptstütze erhalten; Busch, Wasser und Luft sind voll von Geistern, Dämonen, männlichen und weiblichen, guten und bösen. Zu diesen bodenständigen Wesen tritt noch das Heer der Seelen verstorbener Angehöriger. Sie können wie die Geister jegliche Form annehmen, als Mensch, als Tier, als Pflanze, als Stein, als Naturereignis ihre Wirkung auf den Eingeborenen ausüben, der von ihnen in furchtsamer Abhängigkeit gehalten wird. Die Dunkelheit, die Zeit zwischen Sonnenunter- und -aufgang, ist die Zeit ihrer Wirksamkeit, und kein Eingeborener traut sich daher so leicht allein während dieser Stunden selbst in die ihm bekannte nächste Umgebung hinaus. Vertraut aber wie der Eingeborene mit der Natur ist, widmet er ihr nun noch mehr Aufmerksamkeit, beobachtet ihre Erscheinungen und sucht sie mit den Beobachtungen an sich selber in Einklang zu bringen, sie vor allem aus seiner eigenen Person heraus zu erklären. Wunderliche Dinge kann man da bisweilen erleben, und nur zu häufig muß man es leider bedauern, daß der kritisch nüchterne Verstand nicht den vielfach schöneren Wegen im Gedanken- und Vorstellungslabyrinth des Eingeborenen zu folgen vermag. Da wünscht man sich mehr Herzenseinfalt und ließe sich den Blick gern durch ein wenig Urteilsmangel trüben. Hatte mir ein Eingeborener treuherzig und

geheimnisvoll „seine" Geschichte erzählt, dann klang es einem um so härter in die Ohren, wenn der Dolmetscher oder ein anderer „Aufgeklärter" nüchtern hinzusetzte: „Herr, du mußt nun nicht etwa denken, daß auch ich all den Unsinn glaube." Denn das halte man fest, der Eingeborene glaubt größtenteils an seine Geschichten, ihm sind sie wahr und wirklich; die Wirkung ist darob in ihrer Einfalt um so rührender. Zurückliegende Ereignisse, die tatsächlich einmal eintraten, erhalten ebenfalls für uns häufig das Gesicht und Gewand des Märchens (s. Nr. 34), aber für den Eingeborenen durchaus nicht. In den Strom der Ereignisse und Naturerscheinungen, der ihr Märchen trägt, fließt noch eine andere, unerschöpfliche Quelle ein: die Traum- und Seelenvorstellungen. Das Groteske, die Romantik, das Zauber-Wundervolle ruht in ihnen. Die Traumseele, die (Spiegelbild)seele (Nr. 46) sind für den Eingeborenen wiederum so wahr und wirklich, wie er selbst, sein eigener Körper; unabhängig von seinen eigenen Handlungen führt sie ihr eigenes Dasein (Nr. 72).

Sind nun ihre Handlungen selbständig, so unterliegen sie doch denselben Gesetzen wie die Eingeborenen selber; wie man an ihre Wirklichkeit glaubt, so glaubt man auch an die Wirklichkeit ihrer Handlungen und Erlebnisse. Traum und Wirklichkeit sind eben dem Eingeborenen eins. Das geht aus dem Inhalt dieses Büchleins zur Genüge hervor; für die Bedeutung des Traums und seinen Einfluß auf das Märchen überhaupt lese man die Ausführungen nach, die von der Leyen in seinem Buche „Das Märchen" gibt.

Diese Auffassung des Eingeborenen von seinen Erzählungen ist begründet durch seine einfache Anschauungs- und egozentrische Denkweise und erklärt sich auch daraus, daß sie in der Gegenwart spielen. Wir können unsere Märchen nur selten in die Gegenwart hineinstellen; täten wir es, sie würden an ihrer Schönheit Einbuße erleiden, unnatürlich erscheinen; in die Vergangenheit aber verlegt, gewinnen sie

wieder körperliche, greifbare Formen. Wir haben nur wenige Märchen, die in der jüngsten Zeit entstanden, wie z. B. die „Hamburgischen Märchen" von Spiero, die in ihrer Schilderung und Erzählkunst die Wirklichkeit vergessen lassen und nachhaltigen Eindruck auf die ausüben, für welche sie bestimmt sind, die Kinder, deren Auffassungsart und Denkweise denen der Eingeborenen so um viel, viel mehr näher stehen als unsere. Die Märchenwelt, welche uns stets die andere ist, ist dem Eingeborenen die Umwelt, die selbst erlebte Welt, die Gegenwart. Gewiß haben seine Märchen ihren Schauplatz auch in der Vergangenheit, doch die Umwelt bleibt in dem einen und im andern Fall dieselbe, unverändert; seine Märchengestalten können ihm täglich begegnen, ihre Erlebnisse seine Erlebnisse werden.

Aus der Naturbeobachtung abgeleitet, sind die Eingeborenen-Märchen die Vorläufer unserer eigenen Märchen. Sie sind nicht Erbgut der Tradition und der Toten, sondern Blumen und Blüten des lebenden und wirkenden Verstandes. Die Natureindrücke sind die Lehrmeister des Eingeborenen für seine Anschauungen von Welt und Leben; sie formen seine religiösen Empfindungen, deren Betrachtung und Kult er gut zwei Drittel seines Lebens widmet. Es ist damit leicht begreiflich, weshalb gerade diese Dinge in den Märchen einen großen Platz einnehmen. Ist es bei uns viel anders? Ich glaube nicht; man lese einmal z. B. in Dähnhardts Natursagen nach, was er dort an Beiträgen zu den Sagen und Märchen des alten und neuen Testaments gesammelt hat. Die Eingeborenen-Märchen sind ein Abbild seines eigenen Lebens; sie schildern (s. die australischen Märchen) den Kampf um das Dasein, die Nahrung, das Wasser, die Schlauheit bei den Jagden, seine Feste usw. Den Märchen ist ohne weiteres zu entnehmen, ob der Erzähler auf einem großen Festland, an Küsten, auf kleinen Inseln lebt, ob er gewohnt ist, weite Reisen auf See zu unternehmen usw. Völlig verständlich wird daher das Märchen erst auf seinem ethnischen Untergrund und in seinen Bezie-

hungen zu den Kulturverhältnissen verschiedener Kulturgruppen. Im Märchen, namentlich im religiösen, läßt sich am ehester erkennen, was an verstreuten Samenkörnchen aus der Anschauung und Erkenntnis anderer Völker zu den Erzählern gelangte und umgestaltend, fortbildend neben dem Alten weiterwirkte. Kurz, im Märchen finden wir naturgetreue Bilder aus dem Eingeborenen-Leben; und sie entsprechen den Tatsachen und der Wirklichkeit.

Die Erzählweise ist meistens einfach, anspruchslos und ungekünstelt; nur die gröbsten Gefühls- und Sinneseindrücke werden vermittelt; doch greift die Sprache selbst gelegentlich zu Schilderungen in Bildern, die sich ähnlichen Leistungen bei uns zur Seite stellen können; einzelne Worte lassen auf tiefergehende Empfindungen schließen, die sich uns allerdings noch wenig offenbarten. Eigentümlichen Gegensätzen begegnet man da; so bezeichnet z. B. einer der ärgsten menschenfressenden Stämme Neu-Guineas den Tau als „Tränen der Sterne". An der Hand der Märchen wird einem nebenbei klar, daß man den landläufigen Begriff, der Eingeborene sei gedankenlos und stumpfsinnig, aufzugeben hat. Weder bei den niedrig stehenden Australiern und Melanesiern oder den schon „gebildeteren" Mikro- und Polynesiern wird man diese Eigenschaften finden, wie sie ihnen von uns so oft und gern angehängt werden. Der Eingeborene geht nicht gedankenlos durchs Leben; er ist ein kritischer Beobachter mit recht gesundem Urteil, der z. T. für sich recht brauchbare Lebensweisheiten herausgefunden hat. Dafür sprechen die Märchen, und findet man Widersprüche, so entspricht das ebenfalls dem Wesen des Eingeborenen, der sich in seinem täglich erneuten harten Kampf ums Dasein, mit der Natur, seiner Umgebung, den Menschen noch nicht zu einem abgeklärten Denken durchringen konnte. Herrlich ist das Heimatsgefühl, das aus den Märchen spricht, die Liebe und Anhänglichkeit zur Scholle, wo er geboren wurde und aufwuchs. Für seine geistige Regsamkeit zeugen auch die Wortspiele, die gern von ihm verwendet, von uns aber schwer

wiedergegeben werden können. Daß die Naturkräfte als solche personifiziert sind, ist verständlich; doch die reichste Phantasie stellt sich uns in den freigeschaffenen Gestalten vor, die der Eingeborene aus losgelösten Eigenschaften und Organen vorhandener Wesen oder aus Teilen solcher zu einem neuen Wesen zusammenstellt, und die er dann als Einheit empfindet. Seine abergläubischen Vorstellungen kommen ihm dabei zu Hilfe. Gedachtes und Erlebtes wird kombiniert, und es offenbart sich daraus eine neue Welt, der eigenen ähnlich, doch von andersgearteten Wesen belebt: guten und bösen Zauberern, Ungeheuern, Fabelwesen, Riesen, Zwergen usw., wobei man gelegentlich die Erfahrung macht, daß auch diese letzteren auf recht reale Vorbilder, z. B. frühere Bewohner der Inseln oder angetriebene Verschlagene, Europäer u. dgl. zurückgehen, an die das Erinnerungsbild so verblaßte, daß sie zu den Fabelwesen der Märchen wurden. Andererseits verbirgt der Eingeborene in den Erzählungen auch niemals die Schattenseiten seines Charakters. Seine Grausamkeit, Verlogenheit, Rachsucht usw. verhehlt er keineswegs; und seine Derbheit ist auch nicht gering. Ihm sind naturalia non turpia. Wohl besitzt er ein ausgeprägtes Schamgefühl. Nur die Grenze liegt an anderer Stelle wie bei uns. Aus seiner Nacktheit erklärt sich vieles. Und so dürfen wir unsere Anschauungen über das, was wir obszön nennen, hier nicht zur Anwendung bringen. Seine Denk- und Gefühlsempfindungen sind dort weniger gehemmt, der Eingeborene ist den Affekten stärker hingegeben. Auch in diesen Märchen sind manche Anstößigkeiten vorhanden, aber sie sind weit davon entfernt, als solche wirken zu wollen — im übrigen sind sie an den betreffenden Stellen erheblich in unserm Sinn gemildert worden.

So einfach wie die Erzählweise ist der Aufbau des Märchens nicht. Überschrift und Titel fehlen meistens; sie wurden von mir hinzugefügt. Der Eingeborene benennt sie gewöhnlich nach den beiden ersten Gestalten der Erzählung, die durchaus nicht die Hauptpersonen zu sein brauchen

(s. Nr. 43). Die handelnden Personen werden der Reihe nach vorgestellt, dabei wird eine möglichst genaue Familiengeschichte gegeben, Personen werden aufgezählt, Nebendinge berichtet, die mit dem eigentlichen Kern der Geschichte nichts zu tun haben. Das ist eine von den vielen Eigenarten des Eingeborenen: einmal die Lust am Erzählen selbst, dann das Vertiefen und Abschweifen in Kleinigkeiten. Zum Unterschied von unseren Märchen besitzt das Eingeborenen-Märchen nicht immer eine innere Einheit, sondern stellt nur ein äußeres Aneinanderreihen von einzelnen Begebenheiten dar, die locker miteinander verbunden werden und sich um eine oder mehrere Personen gruppieren; Bestandteile verschiedenster Herkunft werden miteinander vermischt, die Lieblingsgedanken eines oder mehrerer Erzähler zu einer nach außen hin oberflächlich als Einheit sich darstellenden Geschichte vermengt. Scharf gezogene Grundlinien, nach denen der Aufbau des Märchens sich zu richten hätte, gibt es nicht; in diesem Büchlein mögen die vorgelegten Märchen gelegentlich solche vortäuschen, sie sind aber auch aus der großen Fülle nach Gesichtspunkten ausgewählt, die mehr unserem Geschmack entsprechen. Wirre Wege, die nun einmal die Phantasie einschlägt, lassen sich nicht in ein System bringen; das wird man trotz der Auswahl immer wieder festellen können (z. B. Nr. 63). Dazu kommt, daß die Phantasie in unsern Märchen frei im Erdichten ist, während bei den Eingeborenen-Märchen das Entgegengesetzte zutrifft. Hier stimmt die Phantasie mit der herrschenden Weltanschauung überein, sie glaubt im Grunde an ihre Vorstellungen und wird durch die Grenzen der Möglichkeit bestimmt (im Eingeborenen-Sinn), die ihr durch die Natur- und Lebensauffassung gezogen sind. Bemerkenswert bleibt schließlich auch, daß zum Unterschied von unseren Märchen die direkte Rede sehr viel seltener von den Eingeborenen verwendet wird. Er gibt der indirekten entschieden den Vorzug und wirkt damit freilich auf den Hörer leicht ermüdend. Selten werden längere Reden eingestreut; erstens beschränkt sich die Ver-

wendung der direkten Rede auf kurze eingestreute Sätze, Fragen, Antworten, die dann allerdings von den Eingeborenen besonders hervorgehoben werden sollen.

Frobenius nennt einmal mit vornehmlicher Berücksichtigung des Eingeborenen-Märchens: das Märchen „in Geschichtenform konzentrierte Anhäufung von Naturerfahrung". Befragen wir unsere Märchen danach, so bestätigen sie dies Urteil in den meisten Fällen. Man muß dabei beachten, daß das primitive Bewußtsein überhaupt eine Neigung zur konkreten Auffassung, zur Beziehung des Allgemeinen auf ein Konkretes besitzt. Sie berichten, wie z. B. ein Tier seine eigentümliche Form oder besondere Eigenschaften erhielt (Nr. 12), sie erzählen ähnliches von den Pflanzen (Nr. 4), über die Entstehung eigenartiger Geländeformen (Nr. 9), Berge, Bäche, Flüsse, Seen, Inseln usw., sie stellen die Beziehungen zwischen Mensch, Tier und anderen Objekten (Nr. 17) dar, die sich zunächst gleichwertig gegenüberstehen, denn für den Primitiven gibt es nichts Unmögliches, und lassen schließlich den Menschen siegreich zur Herrschaft kommen; Verwandlungen in Tiere, Bäume, Steine gelten dann als Strafe. Vorzüglich teilen die Märchen Vorgänge am Himmel mit; als handelnde Personen stellen sich Sonne (Nr. 70), Mond (Nr. 54), Sterne (Nr. 43), Blitz, Donner usw. vor. Zum Teil sind diese Märchen rein ätiologischer Natur, dann wollen sie auch den Einfluß auf das Eingeborenenleben dartun. Sie stehen vielfach im Zusammenhang mit dem Kultus (Nr. 9), dem Zauber, den Stammesüberlieferungen usw. Weiter läßt sich das Märchen aus über den Ursprung auffälliger biologischer Erscheinungen, wie z. B. den Tod, (Nr. 5, 15, 40, 70); überhaupt geht man gern der Ursache für die Entstehung der Dinge nach, die den Einzelnen unmittelbar angehen, und kleidet die gewonnenen Anschauungen in das Märchengewand. Sie sind dabei schon an bestimmte Orte, Zeitalter, Personen gebunden, unter denen bestimmte Helden, z. B. die „Heilbringer", welche das Feuer brin-

gen (Nr. 70), neues Geld verschaffen (Nr. 41), von Plagen erlösen (Nr. 65) usw. beliebte Gestalten sind. Auf der tieferen Stufe ist dieser Heilbringer meistens ein Fabelwesen, während er auf der höheren einen historischen Kern in sich birgt. Zu solchen Heldensagen, in denen vielfach eine oder mehrere übermenschliche Persönlichkeiten mehr oder weniger deutliche stern-, mond- und sonnenähnlichen Charakter besitzen, sind auch die Weltschöpfer- und Sintflutsagen (Nr. 31) zu zählen, an denen die Südsee so reich ist, und die bei den meisten Inseln mit ihren besonderen Ortseigentümlichkeiten, eigenartigen und interessanten Abweichungen von der einheitlichen Grundgeschichte auch bemerkenswert sind. Beliebt sind die Märchen mit moralischem Inhalt (Nr. 3), die praktische Nutzanwendungen hervortreten lassen — überwiegend sind diese negativer Natur und erläutern, wie man etwas nicht machen soll (Nr. 16, 30), dann erklären sie Sprichwörter (Nr. 55) oder heben einfache Gegensätze hervor: Schlauheit gegen Dummheit (Nr. 58), Gewandtheit gegen Ungehorsam usw. Gelegentlich führt auch die Sprachmetapher zur Entstehung des Märchens, das um dieselbe herum aufgebaut wird (Nr. 22). Dem Wettmärchen begegnen wir in Nr. 44 u. 66, dem Glücksmärchen in Nr. 62 und dem Scherzmärchen in Nr. 13 u. 18.

Es führt zu weit, alle Motive und besonders gefallenden Ausdrucksformen im einzelnen anzuführen. Beim Lesen der Märchen, deren aus äußeren Gründen notwendig gewordene Anordnung nach geographischen Gesichtspunkten gleichzeitig auch gewissermaßen die innere Entwicklung des Eingeborenen-Märchens in der Südsee zeigt, werden außer den eben genannten Bestimmungen und Motiven noch andere auffallen. Ich möchte jedoch hier nur kurz einige den Südseemärchen besonders eigentümliche Ausdrucksformen erwähnen, und dann zum Schluß auf die Berührungspunkte und Ähnlichkeiten dieser Märchen mit unsern hinweisen.

In unsern Märchen spielt zum Beispiel die Dreizahl eine große Rolle; zweimal versucht der Held meistens vergeblich, sein Ziel zu erreichen, beim drittenmal gelingt das Vorhaben. In der Südsee tritt die Vier an ihre Stelle*: z. B. in Nr. 27 erhält der Mann erst beim vierten Versuch die rechte Frau, macht in Nr. 47 der böse Taile vier Verwandlungen und vier Rückverwandlungen durch, werden in Nr. 70 die vier „heiligen Fragen" gestellt, die sich in ähnlicher Weise in Nr. 63 wiederholen. Bemerkenswerten Variationen des Motivs „übernatürliche Geburt" begegnen wir in Nr. 48 (Ponape) Nr. 30 und Nr. 41. Die Anwesenheit des begehrten Mädchens wird dem fernen Liebhaber, der es noch nie gesehen hat, durch das vom Körper beim Baden ins Wasser abfließende Öl verraten (Nr. 48 u. 49). Bäumen, die in den Himmel wachsen und den Aufstieg von der Erde ermöglichen, treten uns in Nr. 7 u. 54 entgegen. Aufsteigender Rauch oder die Schleuder sind ebenfalls als Verkehrsmittel zum Himmel in den Südseemärchen sehr beliebt. Eine besondere sprengende und hinderniswegräumende Zauberkraft wird dem Flatus zugeschrieben (Nr. 13, 18 u. 46), dessen ursprüngliche Bedeutung jedoch in seiner Wirkung als Geisterschreck und Tod liegt, wie aus manchen Märchen der Salomon-Inseln hervorgeht. Die hier genannten wenigen besonderen Ausdrucksformen in den Südseemärchen sind, wie die Hinweise auf die verschiedenen Stücke zeigen, nicht auf einzelne Gebiete und Örtlichkeiten eng beschränkt, sondern haben zum Teil eine weite Verbreitung erfahren. Mit ihnen auch viele Märchen. Sie verwenden allerdings durchaus nicht immer dieselben Ausdrucksformen; sie verwenden und verquicken sie mit den Motiven nach Belieben; es kommen damit die verschiedensten Lesarten zum Vorschein, die einander in der Erzählweise bald mehr, bald weniger ähnlich, doch stets das gleiche gewählte Thema behandeln. Zum Beispiel die Sintflut (Nr. 11, 31, 71)

* Im Kult, beim Orakel, in der sozialen Gliederung usw. trifft man die Vier oft als wichtige Bestimmungszahl.

oder die Fahrt der Tiere auf dem Wasser, die in der mitgeteilten Form (Nr. 52) in der gleichen Form auf Samoa, Neu-Hebriden und den Marshall-Inseln wiederkehrt, und von der Nr. 18 eine andere Lesart aus der Torres-Straße wiedergibt.

Damit berühre ich die Wanderungen des Märchens in der Südsee. Die sprachlichen und anthropologischen Eigenschaften, zum Teil auch die stoffliche Kultur weisen für die Südseevölker auf ein einheitliches Ausgangsgebiet hin, dessen genaue Lage heute noch nicht festzulegen ist, das man sich jedoch zumeist in Nordost-Indien und Hinter-Indien zu denken hat, und das sich im Laufe der Zeit weiter nach Süden auf die indonesische Inselwelt verschob, von wo aus dann in geschichtlicher Zeit die Abwanderungen der heutigen Südseebewohner nach Osten erfolgten. Damals mag auch eine große Menge von Urformen der Märchen mitgenommen sein, die später zu den verschiedensten heute zu erhaltenen Geschichten zusammengeschlossen wurden. Den regen Verkehr der Südseebewohner mögen einige Beispiele dartun. So bestand ehemals zwischen Tahiti und Hawaii, Samoa und Neu-Seeland ein regelmäßiger Verkehr; Schiffsverbindungen bestanden ferner in Etappen vom äußersten Südosten der Südsee bis nach den Philippinen, Indonesien und Südost-Asien (Paumotu — Tahiti — Tonga — Fidji — Ellice-Gruppe—Gilbert-Inseln—Karolinen sei als ein Verbindungsweg mit seinen wichtigsten Verkehrspunkten genannt); sie führten dazu, daß sich die stofflichen Kulturerrungenschaften ebenso wie die geistigen Fortschritte von Volk zu Volk mitteilten und verbreiteten. Die Berücksichtigung dieser ethno-geographischen Verhältnisse wird der Märchenforschung ihre Arbeit wesentlich erleichtern, da ihr damit zureichende Aufschlüsse über die Wanderung eines Märchens oder seiner Varianten gegeben werden, die meist den lokalen Verhältnissen angepaßt sind. Es sind keine Zufälligkeiten, wenn z. B. (aus den vielen Motiven herausgegriffen) das Sintflutmärchen (Chinesische Märchen Nr. 10) in Nr. 11,

31 u. 71 wiederkehrt, der Krieg der Tiere in Nr. 45 u. 55 beschrieben wird, die Worte des den versteckten Menschen witternden Menschenfressers „ich rieche Menschen" (50 u. 54) auch in andern Märchen (Zaunert, S. 130, Balkan-Märchen Nr. 12, Chinesische Märchen Nr. 8) in ähnlicher Weise und Umständen erscheinen; in vielen Erzählungen der Südsee spielt das Märchen vom Lebenswasser eine große Rolle (Nr. 43 u. 68), so auch bei Grimm Nr. 39, Nordische Märchen (Schweden) Nr. 9; ja das Märchen vom Lebenswasser des Kane (Nr. 68) mutet fast wie eine Übertragung des Grimmschen Märchens an, und kann es auf Grund der alten Quelle doch nicht sein. Dasselbe gilt auch von dem Märchen „Der Herr mit den wunderbaren Dienern" (Nr. 67), das dem Grimmschen Märchen Nr. 81 gleicht. Andere Motive, wie z. B. das der zusammenschlagenden Felsen (S. 191) oder der Kopfgeburt eines Gottes (S. 185), der Doppelnatur der Fledermaus im Tierkriege (Nr. 45), Tischlein deck dich (Nr. 37), besitzen entfernte Ähnlichkeiten mit den gleichen Motiven aus griechischen Märchen; dem Motiv vom blutrotgefärbten Wasser als Verkünder des Todes und der nachfolgenden Aufforderung an den Überlebenden, den Verstorbenen zu suchen und zu erlösen (Nr. 64 aus Samoa) begegnen wir z. B. in den Nordischen Märchen (Schweden) Nr. 6 wieder, ebenso dem Geldstücke von sich gebenden Hahn (Nr. 36 aus Palau), ebenda (Schweden) Nr. 62. Sind diese Motive Zufälligkeiten? Oder entspringen sie einem einmaligen Nachdenken, einmaliger Erfindung? Das wird die vergleichende Märchenforschung, wenn zu dem bekannten europäisch-indischen Material die reichen indonesischen, australischen und ozeanischen Märchenschätze veröffentlicht sind, beantworten können.

Ein Zweck dieses Büchleins ist vollauf erfüllt, wenn es den Märchen gelingt, den Leser dem Verständnis der „Wilden" näherzurücken, auf die angesichts seiner Leistungen hochmütig herabzublicken wir durchaus kein Recht haben. Das wäre ein idealer und gleichzeitig praktischer Zweck! Doch

der Eingeborene soll hier nicht allein als „Erzähler" vorgestellt werden, auch als „Bildner" soll er sein Können zeigen. Von den Tafeln abgesehen, ist der übrige Buchschmuck (Initialen, Leisten, Textbilder) nach Vorlagen hergestellt, die der Eingeborene in der Form von Verzierungen an seinem Gerät, Schmuck, Häusern usw. anbrachte oder selbständig zeichnete. Die näheren Angaben darüber sind in den Anmerkungen enthalten.

Manche Stücke werden an dieser Stelle zum erstenmal veröffentlicht. Es sind die Nrn. 25—27, für deren Überlassung ich Herrn Kunstmaler Hans Vogel in Hamburg, und die Nr. 35—41, für die ich Herrn Prof. Dr. Augustin Krämer in Stuttgart zu herzlichem Dank verpflichtet bin. Die Nr. 43—50 (54) sind meinen eigenen Aufzeichnungen entnommen.

Hamburg, am 1. August 1916 Dr. Paul Hambruch

Australien



1. Der Kranich und die Krähe

Der Kranich war ein großer Fischer. Er pflegte die Fische unter den Baumstämmen im Flusse mit den Füßen herauszujagen und eine große Anzahl auf diese Weise zu fangen.

Als er eines Tages wieder eine große Menge Fische am Ufer beisammen hatte, kam die Krähe herbei, welche damals noch ganz weiß war. Sie bat den Kranich um einige Fische. „Warte noch ein wenig," sagte der Kranich, „bis sie gar sind." Aber die Krähe war hungrig und ungeduldig; sie quälte den Kranich fortwährend, doch der antwortete immer wieder: „Warte, warte ein wenig!"

Einmal wandte der Kranich sich um und kehrte der Krähe den Rücken. Da schlich sie beiseite und wollte gerade einen Fisch fortnehmen, als der Kranich sich wieder umwandte. Ärgerlich nahm er einen Fisch auf und schlug der Krähe damit links und rechts welche um die Ohren. Sie war einen Augenblick wie betäubt und konnte nichts sehen. Sie fiel in das verbrannte Gras der Kochstelle und wälzte sich vor Schmerzen. Als sie wieder zu sich kam und davonging, waren nur ihre Augen weiß; ihr Gefieder war schwarz geworden. Und seitdem sehen alle Krähen schwarz aus.

Die Krähe wollte dem Kranich den Streich heimzahlen, weil sie nun weiße Augen und schwarze Federn hatte.

Sie wartete eine Gelegenheit ab. Und als der Kranich eines Tages am Ufer eingeschlafen war und schnarchte, schlich sie

sich ganz leise mit einer Fischgräte herbei und steckte sie ihm unter das Zungenbein. Dann machte sie sich ebenso leise wieder davon; ganz vorsichtig, um kein Geräusch zu verursachen. Schließlich wachte der Kranich auf. Als er den Schnabel öffnete und recht herzhaft gähnen wollte, spürte er ein unangenehmes Gefühl im Halse. Er versuchte den eingedrungenen Fremdkörper durch Räuspern loszuwerden. Es war vergeblich; er vermochte nur sonderbar kratzende Geräusche und Töne von sich zu geben. Die Gräte blieb stecken. Daher ruft der Kranich bis heute mit heiserer Stimme: „Ga-ra-ga, ga-ra-ga!" und die Eingeborenen benennen ihn nun danach.

2. Der Emu Dinewan und die Krähen Wahn



Der Emu Dinewan machte einmal mit seinen beiden Frauen, den Krähen Wahn, einen Ausflug. Unterwegs bemerkten sie, daß die Wolken sich zusammenballten und es bald Regen geben würde. Da trugen sie schnell einige Rindenstücke herbei und machten sich eine kleine Hütte. Und als es anfing zu regnen, schlüpften sie hinein, um nicht naß zu werden. Dinewan wollte seinen Frauen aber einen Possen spielen. Als sie gerade nicht hinsahen, stieß er gegen ein Stück Rinde, so daß es umfiel. Dann sagte er seinen Frauen, sie sollten doch hinausgehen und es wieder aufsetzen. Als sie es taten und draußen waren, stieß er ein anderes Rindenstück um; und kaum waren die Frauen wieder in der Hütte, da konnten sie auch schon wieder hinausgehen. So machte er es viele Male, bis die Frauen schließlich Verdacht schöpften und verabredeten, daß eine aufpassen sollte. Die sah nun, wie Dinewan stets die Rindenstücke wieder umstieß, die sie gerade aufgestellt hatten, und wie er sich bei dem Gedanken vor Lachen bog, daß seine Frauen in die Nässe und Kälte hinaus mußten, um den Schaden zu kurieren, während er trocken und behaglich sein Abendbrot

verzehren konnte. Sie erzählte dies der anderen; und nun wollten beide ihm eine gehörige Lektion erteilen. Sie krochen in die Hütte hinein, und jede trug ein Stück Rinde mit glühenden Kohlen. Dinewan wälzte sich gerade vor Lachen; sie gingen aber geradenwegs auf ihn los und sagten: „So, nun sollst du einmal so schwitzen, wie es uns gefroren hat," und damit schütteten sie die Kohlen über ihn. Da sprang Dinewan in die Höhe und schrie laut auf vor Schmerz, denn er hatte sich tüchtig verbrannt. Er fiel über seine eigenen Füße und lief in den Regen hinaus. Diesmal blieben die Frauen in der Hütte und lachten über ihn.

3. Die Fliegen Bunnyarl und die Bienen Wurrunnunnah



Die Bunnyarl und Wurrunnunnah waren Verwandte und lebten zusammen im selben Orte. Die Wurrunnunnah waren fleißig und arbeiteten tüchtig, um rechtzeitig viele Vorräte einzusammeln und sie für die böse Zeit der Hungersnot aufzuspeichern. Die Bunnyarl bekümmerten sich jedoch nicht um die Zukunft; sie vergeudeten die Zeit mit Spielen und Possentreiben und dachten gar nicht daran, ebenfalls Vorräte einzusammeln. Eines Tages sagten die Wurrunnunnah: „Kommt mit und holt den Honig aus den Blumen! Bald ist der Winter da, dann gibt es keine Blumen, und ihr könnt keinen Honig mehr einsammeln!"
„Nein," antworteten die Bunnyarl, „wir haben uns hier um andere Dinge zu kümmern." Sie gingen fort und überlegten sich, was sie nun wohl für neue Dummheiten aufstellen können; sie glaubten ja, daß die Wurrunnunnah nachher doch ihre Vorräte mit ihnen teilen würden. Die Wurrunnunnah taten also die Arbeit allein und überließen die Bunnyarl ihren Nichtsnutzereien. Sie besuchten alle Blumen, trugen den Honig ein und kehrten nicht wieder

zu den Bunnyyarl zurück. Sie waren es überdrüssig geworden, stets alle Arbeit für diese Faulpelze zu tun.
Und später wurden die Wurrunnunnah in kleine, wilde Bienen und die faulen Bunnyyarl in Fliegen verwandelt.

4. Die Blutblume



In der Nacht war Wimbakobolo geflohen und hatte Purleemil, die Verlobte des Tirlta, mitgenommen. Nun war das Geschrei im Lager des Fluß-Stammes groß; die Alten versammelten sich und beratschlagten, wie sie ihn wohl wieder einfangen könnten. Während sie so beisammen saßen, kamen die jungen Leute herbei und erzählten, daß die Spuren der Flüchtigen nach dem großen Boulka-See führten, wo sich gerade eine Jagdgesellschaft aufhielt, die von einem Stamme aus dem Hinterlande entsandt war. Zu diesem Stamme hatte einst auch der Vater von Wimbakobolo gehört.
Da meinten die Alten mit Recht, daß die Flüchtlinge bei diesem Stamm Schutz suchen würden. Sie riefen die waffenfähige Mannschaft herbei und sagten: „Holt eure Waffen, wir wollen zu diesem Stamm ziehen und von ihm die Herausgabe der Flüchtigen verlangen. Wimbakobolo wollen wir erschlagen; Purleemil überlassen wir dem Tirlta; der mag sie dann nach seinem Gefallen töten oder behalten.“
In voller Kriegsbemalung und bis an die Zähne bewaffnet zogen sie los. Zwei Tage lang folgten sie der Spur. Am dritten erblickten sie die Lagerfeuer. Sie sandten Boten zum Stamm, die von den Alten empfangen wurden. Sie forderten die Auslieferung von Wimbakobolo und Purleemil.
„O, schickt mich bitte nicht zurück,“ sagte Purleemil, „schickt mich nicht zum alten Tirlta zurück. Zwei Frauen hat er schon mit seiner Keule erschlagen; ich will nicht die dritte sein.“
Und sie schluchzte laut.

„Hör auf mit Schreien," sagte Wimbakobolo, „ich gebe dich an niemand heraus, eher töte ich dich selbst mit meinem Speer. Wenn Tirlta ein Mann ist," er wandte sich zu den Alten, „dann soll er mit mir kämpfen. Ich bin bereit dazu, doch er ist ein Feigling. Leute vom Stamme meines Vaters! Bei euch fanden wir Schutz, und ihr gabt uns zu essen, als wir hungrig waren; denkt daran, daß einst mein Vater zu euch gehörte, daß er ein gewaltiger Krieger war und eure Feinde wie Ameisen vernichtete. Wie er für euch kämpfte, wird es sein Sohn in kommenden Tagen tun, wenn ihr ihm nur jetzt helft. Ich habe Purleemil mit den Sternenaugen seit langem geliebt, und ihr Herz hat mir immer gehört. Soll ein Mädchen auf Geheiß von Graubärten sein Herz einem Weibermörder schenken? soll es den Geliebten verlassen? soll es den lahmen Krüppel einem jungen, kräftigen, gutgewachsenen Mann vorziehen? Denkt an meinen Vater, ehe ihr eure Hand von seinem Sohne und den kommenden Enkeln abzieht! Niemals wollen wir wieder zu Tirltas Stamm zurückkehren, nein, eher soll mein Speer Purleemil, meinen Herzensschatz, durchbohren, und mein Blut mit ihrem sich vereinen."


Eingeborener mit Speer und Speerschleuder

Wimbakobolo richtete sich auf und machte als Krieger, mit den Waffen in der Hand, einen so mächtigen Eindruck auf die Alten, daß sie sagten: „Wir wären ja Narren, wenn wir den Sohn unseres alten Anführers den Feinden auslieferten. Er soll unser Führer sein wie einst sein Vater, und Purleemil wird die Mutter tapferer Krieger; die Sippe

des Wimbakobolo ist stark, wie ihr Name es schon besagt, sind es Männer wie Berge."

Dann wandte ein Alter sich zu den Boten und sagte: „Bestellt dem Tirlta, er möge auf das Feld kommen, dort wird er dem Wimbakobolo begegnen, und sie können ihren Zwist auskämpfen. Will Tirlta nicht, dann soll der Feigling nach Hause gehen und dort bleiben. Wimbakobolo bleibt bei uns, und wir liefern ihn an niemand aus."

Die Boten kehrten zu ihrem Stamm zurück; doch kein Tirlta erschien und nahm die Herausforderung an; er ging mit den anderen an den großen Fluß zurück.

Wimbakobolo und Purleemil lebten in Frieden und waren beim ganzen Stamm beliebt, denn er war ein tüchtiger Jäger und sie eine Sängerin lieblicher Lieder.

Nach einiger Zeit, als schon die kalten Winde über den Boulka strichen, brach der Stamm das Lager ab und schlug es weit entfernt davon wieder auf, wo die Bäume mehr Schutz boten und Feuerholz vorhanden war, denn der Winter stand vor der Tür.

Noch vor Winters Ende wurde dem Wimbakobolo und der Purleemil ein Sohn geboren. Als der Stamm sah, was es für ein dickes Kerlchen war, nannte er es scherzhaft „den kleinen Häuptling" und brachte ihm allerlei Geschenke, Spielbumerangs, Wurfbretter und anderes mehr, so daß die Augen der Mutter vor Stolz leuchteten; und der Vater begann schon mit der Anfertigung von Waffen, die der Junge später gegen die Feinde des Stammes gebrauchen sollte, der sie aufgenommen hatte.

Und Purleemil sang neue Lieder, welche die Geister sie gelehrt hatten, von ihrem Söhnchen, das ewig leben und der Schönste in den Gefilden des Hinterlandes sein sollte.

Wenn Purleemil Lieder sang und der Säugling kreischte und lachte, dann sagte der Vater nur wenig; aber er setzte eine so frohe Miene auf, sobald er vom Schnitzen der Waffen mit dem Opossumzahn aufsah und von Zeit zu Zeit

nach Weib und Kind hinblickte, daß alle über seinen glücklichen Stolz lächelten, und sich von Herzen freuten, daß die Alten Purleemil nicht ausgeliefert hatten, um die Frau des Weibermörders Tirlta zu werden.

Der Winter ging vorüber; und als der Sommer nahte, machten sich alle fertig, um zu den Jagdplätzen zurückzukehren, wo damals die Flüchtlinge zu ihnen gestoßen waren.

Doch Purleemil sang nicht mehr. Die Geister hatten ihr verkündet, daß bald ein großes Unglück geschehen würde.

„Laß uns hier im Winterlager bleiben," sagte sie zu ihrem Gatten, „wo wir so glücklich gewesen sind. Ich fürchte, wir verlieren unseren kleinen Häuptling, wenn wir fortziehen. Lieber Mann, wir wollen hierbleiben."

„Liebe Frau, das ist unmöglich; der Stamm würde mich einen Feigling schelten, der Angst vor Tirlta hat."

„Und doch, lieber Mann, ist es besser, ein Feigling genannt zu werden — und alle wissen es ja, daß du es nicht bist —, als unsern kleinen Häuptling zu verlieren. Ohne ihn würde unser Leben einsam sein; er ist die Sonne, die unsere Tage erhellt, ohne ihn würden sie ewig dunkel wie das Grab sein."

„Liebe Frau, du hast recht; wo der kleine Häuptling bei uns ist, würde ein noch so langes Leben ohne ihn schrecklich sein. Doch weshalb sollten wir ihn verlieren? Haben die Geister nicht gesagt, er solle ewig auf den Feldern leben? Nun, Geliebte, weshalb wollen wir uns da groß um ihn bangen?"

„Ich vermag es dir nicht zu sagen. Die Geister haben gewiß die Wahrheit gesprochen, und doch sagen sie jetzt — in jedem Lufthauch vernehme ich ihre Stimme —, daß uns ein Unglück bevorsteht."

„Aber doch nicht dem kleinen Häuptling, Purleemil. Vielleicht dem Stamm, der uns aufgenommen hat; und den können wir doch nicht verlassen; und der soll dem drohenden Unglück nicht allein entgegentreten. Komm nur mutig mit,

Mutter vom kleinen Häuptling, sonst trinkt er noch Furcht an deiner Brust!"
Da drückte Purleemil das Kind an sich und sprach nicht mehr von ihren Befürchtungen. Und als die Tage fröhlich in dem neuen, und doch alten Lager dahinflossen, waren bald alle Ängste vergessen, und die Geister stellten die Warnungen ein.
Als eines Nachts der ganze Stamm, der die drohende Gefahr nicht ahnte, fest eingeschlafen war, da umzingelten die Feinde, die nur auf eine gute Gelegenheit gewartet hatten, das Lager. Näher und immer näher schlichen sie sich unter der Führung des Tirlta heran. Er war ein zu großer Feigling, um den offenen Kampf zu wagen; er schlich sich nachts wie ein Dingo ins Lager und wollte die hinterrücks töten, die ihm seine Beute, die Purleemil, entrissen hatten. Ja, sie sollte erschlagen werden, und mit ihr die übrigen Männer, Frauen und Kinder; alle, alle, sollten sie seinem Haß geopfert werden. Er hatte sich seinen Plan gut ausgedacht; er hatte so lange gewartet, bis alle Befürchtungen vor einer Rache eingeschläfert und die Wachsamkeit vernachlässigt worden waren.



Mit Speer und Schild kämpfende Eingeborene

Ganz lautlos krochen sie näher und immer näher heran ...
Der kleine Häuptling fuhr im Schlaf auf. Purleemil beruhigte ihn wieder und erzählte ihm von den Geistern, die gesagt hatten, daß er ewig auf den Feldern leben und der Herrlichste, Schönste sein sollte; da war er bald wieder still, und auch die Mutter schlief wieder ein und schmiegte sich näher an den so heißgeliebten Wimbakobolo heran. Sie ahnte nichts von der drohenden Gefahr.

Zu ihren Füßen heulte ein Hund, und Wimbakobolo fuhr aus dem Schlaf in die Höhe; und wieder heulte der Hund; da stand Wimbakobolo auf; doch kaum hatte er sich erhoben, da fällte ihn ein tödlicher Schlag von Tirlta zu Boden. Der Feind fiel in das Lager ein und erschlug die meisten Schläfer an Ort und Stelle; nur einige fanden noch Zeit, ihre Waffen zu ergreifen, doch sie verteidigten sich vergeblich.
Tirlta hatte schon seit Tagen die Hütte von Purleemil ausgekundschaftet. Er hatte sich ihren Gatten zum Opfer auserlesen. Als er ihn getötet hatte, durchbohrte der Teufel den kleinen Häuptling mit seinem zackigen Speer.
Als Purleemil, die liebliche Sängerin, ihren Gatten und das Kind vom Speer des Feindes durchbohrt tot neben sich erblickte, versagte ihr die Stimme im Halse. Sie entwandte dem Tirlta den Speer und stieß sich die Spitze, die den Leib ihres Kindes durchdrungen hatte, in das eigene Herz. Mit dem kleinen Häuptling so fest verbunden fiel sie tot über den Leichnam ihres Gatten hin, und das Blut der drei floß zu einer Lache zusammen.
So vollzog sich die Rache des Tirlta. Keiner vom Stamme, der den Flüchtlingen Obdach gewährt hatte, war am Leben geblieben. Tirlta und sein Stamm überließen die Erschlagegen den Habichten und Krähen und kehrten nach Kallawalla zurück.
Im Jahr darauf wollten sie auf den Jagdgründen ihrer toten Feinde jagen. Als sie dort ankamen, schlugen sie ihr Lager in einiger Entfernung von dem Platze auf, wo das Gemetzel stattgefunden hatte, damit die Geister der Toten sie nicht belästigten.
Nachts sah man seltsame Lichter an der Stelle, und sie dachten, daß die Geister abwesend wären.
Am andern Morgen wollten sie Wasser aus dem Boulka-See holen. O, wie glitzerte der in der Sonne! Aber war das denn Wasser? Sie blieben stehen und schauten genau hin. Das war kein Wasser vor ihnen. Sie gingen weiter, und nun sahen sie, daß der große See zu Salz erstarrt

war. Da erschrak der Stamm und kehrte nach seinen eigenen Jagdgründen zurück, denn kein Mensch wagt die Geister herauszufordern. Tirlta sagte, er würde nachkommen; aber erst wolle er noch einmal dahingehen, wo die Gebeine seiner Feinde bleichten; die zu sehen, sagte er, würde ihm eine ganz besondere Freude machen. Er trug noch immer den Haß im Herzen. Doch, so dachte er, mußten seine Augen sicherlich von dem Glanz des Salzsees ganz geblendet sein, denn als er an die Stelle kam, wo die erschlagenen Feinde liegen sollten, da sah er dort keine Knochen mehr; Mengen, große Mengen wunderschöner, prächtig roter Blumen wuchsen dort, Blumen, wie er sie noch nie gesehen hatte.

Als er ganz benommen vom Staunen darauf hinschaute, reckte sich vom Himmel ein großer Speer herab, traf ihn in die Seite und hob ihn in die Höhe. Wie er so in der Luft schwebte, hörte er, obwohl er niemand sah, eine Stimme sagen: „Wie darfst du feiger Mörder von Frauen und Kindern es wagen, deinen Fuß auf eine Stelle zu setzen, die für immer durch das von dir vergossene Blut geheiligt ist? vom Blut des kleinen Häuptlings, seiner Mutter und seines Vaters, das hier zusammenfloß und erblühte, wie du jetzt siehst; kein Mensch kann das Blut ertöten, denn im Blut steckt noch mehr als das Leben des Fleisches. Ihr Blut soll ewig leben bleiben, mit seinem glühenden Glanz soll es die kahlen Felder verschönen, wo die Salzseen sich befinden, die getrockneten Tränen der Geister, deren Lieder Purleemil so lieblich sang, die salzigen Tränen, welche sie vergossen, als du und deinesgleichen das Leben des von ihnen geliebten Stammes auslöschtest. Ewig sollst du hier vor deinem Werk, vor deiner feigen Tat sitzen bleiben!"

Als der Geist das gesagt hatte, ließ er Tirlta, vom Speer durchbohrt, auf den Boden hinab. Im Laufe der Zeiten wurden Mann und Speer in Steine verwandelt und wurden zum ewigen Denkmal der Macht des Geistes. Und zu den Füßen Tirltas breitet sich die wundervolle rote Blume aus,

der Stolz der kahlen Ebenen im Westen, wo die Salzseen liegen — wir nennen sie die Wüstenerbse, doch den alten Männern war sie als Blutblume bekannt.

5. Balu und die Dens

Der Mond Balu sah eines Abends auf die Erde hinab; sein Licht leuchtete sehr hell, weil er wissen wollte, ob dort unten noch irgend jemand auf war. Denn wenn die Menschen alle schliefen, pflegte er mit seinen drei Hunden zu spielen. Er nannte sie Hunde, die Menschen nannten sie Schlangen, und sie hießen Giftviper, Schwarze Schlange und Tigernatter. Als Balu mit den drei Hunden auf die Erde hinabschaute, erblickte er zwölf Dens oder Eingeborene, die durch einen Fluß wateten. Er rief sie an und sagte zu ihnen: „Heda, tragt mir einmal meine Hunde über den Fluß!" Obschon die Schwarzen Balu sehr gern leiden mochten, schätzten sie seine Hunde doch nicht; denn schon mehrmals, wenn er die Tiere zum Spielen auf die Erde geschickt hatte, bissen sie nicht nur die irdischen Hunde, sondern auch ihre Herren; und durch das Gift waren die Gebissenen getötet worden. Daher antworteten die schwarzen Burschen: „Nein, Balu, wir sind bange; deine Hunde beißen uns, sie sind nicht wie unsere Hunde, deren Biß nicht tötet."

Balu sagte: „Wenn ihr tut, was ich euch sage, so sollt ihr wieder lebendig werden, falls ihr sterbet. Seht her und achtet auf das Stück Rinde, das ich ins Wasser werfe." Und dabei warf er ein Stückchen Baumrinde in den Fluß. „Seht, es kommt wieder nach oben und schwimmt weiter. So wird es euch auch ergehen, wenn ihr meinen Befehlen folgt; zuerst geht ihr unter, wenn ihr sterbet, aber dann kommt ihr sofort wieder an die Oberfläche. Wollt ihr dummen Kerle meine Hunde aber nicht hinübertragen, so

ergeht es euch wie diesem Stein," und er schleuderte in den Fluß einen Stein, der sogleich unterging, „dann steht ihr niemals wieder auf, ihr törichten Burschen!"
Die Schwarzen entgegneten jedoch: „Balu, wir können es nicht tun, wir haben zu große Angst vor deinen Hunden."
„So will ich herunterkommen und sie selbst über den Fluß tragen und euch zeigen, daß es harmlose, liebe Geschöpfe sind." Und er stieg vom Himmel herab; die Schwarze Schlange hatte er um den einen, die Tigernatter um den anderen Arm gewunden, und die Giftviper hing ihm über Schulter und Nacken herab. So trug er sie über den Fluß. Als er auf der anderen Seite angekommen war, hob er einen großen Stein auf und warf ihn ins Wasser. Er sagte: „Weil ihr feigen Burschen nicht tun wolltet, um was ich, Balu, euch bat, so habt ihr in Ewigkeit verscherzt, nach dem Tode wieder lebendig zu werden. Ihr werdet bleiben, wo man euch eingräbt; wie der vorhin ins Wasser geworfene Stein werdet ihr dann ebenso zu einem Stückchen Erde. Hättet ihr getan, was ich euch befahl, so könntet ihr ebenso oft sterben wie ich, und immer wieder wie ich lebendig werden. Jetzt werdet ihr aber solange ihr lebt schwarze Burschen bleiben, und Knochen, wenn ihr gestorben seid!"
Balu sah sehr böse aus, und die drei Schlangen zischten so fürchterlich, daß die Schwarzen froh waren, als sie hinter den Büschen ihren Blicken entschwanden. Sie hatten sich stets vor Balus Hunden gefürchtet; nun haßten sie die Tiere und sagten: „Könnten wir sie doch nur von Balu fortlocken, dann wollten wir sie schon totschlagen." Und fortan erschlugen sie jede Schlange, die ihnen in den Weg kam. Aber Balu sandte immer wieder neue und sagte: „Solange noch Dens leben, soll es Schlangen geben; die sollen sie daran erinnern, daß sie einst nicht tun wollten, um was ich sie bat."

6. Die Entstehung der Sonne

In alten Zeiten gab es noch keine Sonne; nur Mond und Sterne leuchteten am Himmel. Damals lebten auf der Erde auch keine Menschen, sondern nur Vögel und Tiere, die viel größer waren als heute.

Eines Tages gingen der Emu Dinewan und der Kranich Brälgah auf der großen Ebene am Murrumbidjee spazieren. Sie fingen an sich zu zanken und kriegten miteinander das Prügeln. Brälgah lief in ihrer Wut auf das Nest von Dinewan zu, nahm dort eins der großen Eier weg und warf es mit aller Kraft zum Himmel hinauf. Dort fiel es auf einen Haufen Feuerholz nieder und zerbrach. Der gelbe Dotter lief über das Holz hinweg und setzte es in helle Flammen, so daß die ganze Welt zu jedermanns Verwunderung hell beleuchtet wurde. Denn bis dahin war man nur an eine sanfte Dämmerung gewöhnt gewesen; nun wurde man von der großen Helligkeit fast geblendet.

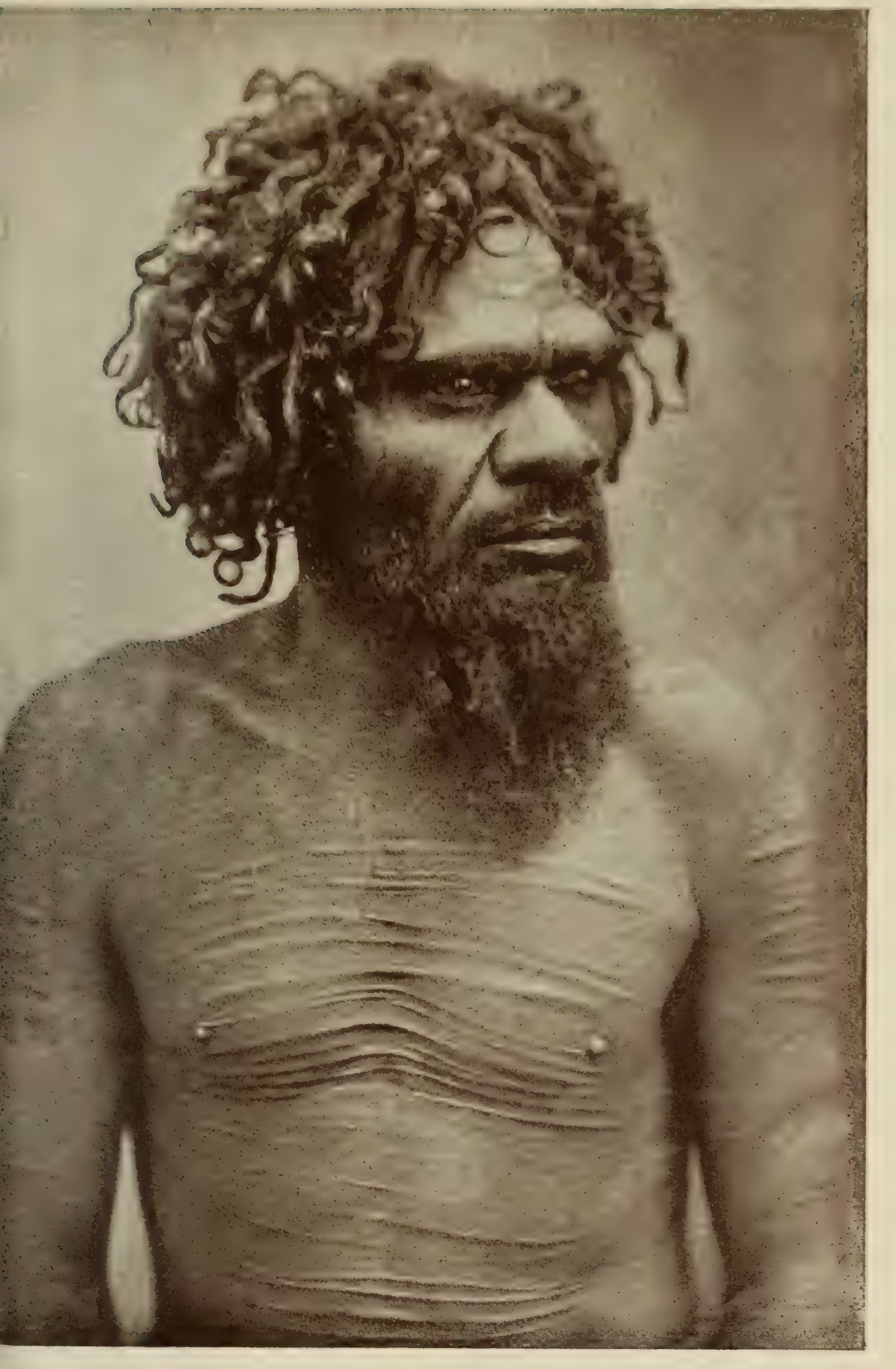
Im Himmel wohnte ein guter Geist; der sah, wie herrlich und wunderschön doch die Welt war, als sie durch die strahlende Helle beleuchtet wurde. Er dachte, es wäre doch schön, jeden Tag ein solches Feuer anzuzünden. Und seitdem hat er es immer getan. Jede Nacht trägt er mit seinen dienenden Geistern Feuerholz zusammen und häuft es auf. Und wenn der Haufen beinahe fertig ist, schickt er den Morgenstern aus, um den Leuten auf der Erde anzuzeigen, daß das Feuer bald angezündet werden wird.

Er merkte jedoch bald, daß dies Zeichen nicht genügte, denn die Leute, welche schliefen, sahen es nicht. Und er meinte, man müßte irgendein Geräusch haben, was das Kommen der Sonne ankündigte und die Schläfer aufweckte. Aber er konnte sich nicht so recht entschließen, wem er dies schwierige Amt übertragen sollte.

Eines Abends hörte er das Gelächter des Gurgurgaga, des

Hahns erschallen. „Aha," sagte er, „das will ich ja gerade haben!" Und er sagte zum Gurgurgaga, er solle fortan jeden Morgen, wenn der Morgenstern verblasse und der neue Tag heraufdämmere, so laut wie möglich lachen, damit die Schläfer noch vor Sonnenaufgang durch sein Gelächter geweckt würden. Wenn er es nicht täte, dann zünde er auch kein Feuer mehr an, und die Erde würde wieder in Dämmerung eingehüllt sein.
Gurgurgaga bewahrte der Welt jedoch das Licht und willigte ein, jeden Morgen in der Dämmerung sein lautestes Lachen erschallen zu lassen. Und seither ertönt jeden Morgen sein lautes Gekakel: „Gurgurgaga, gurgurgaga, gurgurgaga!"
Wenn die Geister morgens das Feuer anzünden, strahlt es noch nicht viel Hitze aus. Aber um Mittag, wenn der ganze Haufen in heller Glut steht, ist es am heißesten. Dann geht es langsam aus, bis bei Sonnenuntergang nur noch rotglühende Asche vorhanden ist, die rasch erlischt. Nur einige Stücke werden von den Geistern mit Wolken zugedeckt, um noch Feuer zu haben, damit am andern Tag der neue Holzhaufen wieder angezündet werden kann.
Kinder dürfen das Lachen des Gurgurgaga nicht nachmachen. Wenn er es hört, stellt er den Morgenruf ein. Tun die Kinder es trotzdem, so wächst ihnen zur Strafe über dem Augenzahn noch ein Zahn. Denn die guten Geister wissen sehr wohl, daß dann, wenn der Gurgurgaga aufhört, mit seinem Lachen die Sonne zu verkünden, die Zeit da ist, wo es keine Schwarzen mehr gibt, und auf Erden wieder Dunkelheit herrscht.

H. King, Sydney, phot.

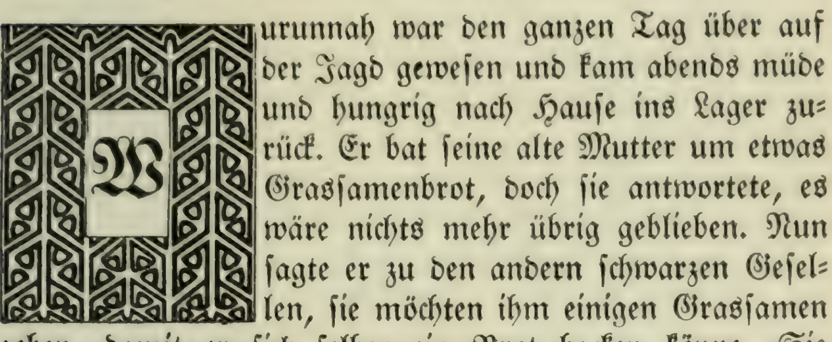


Eingeborener aus Nordost-Australien



Jagd auf Emu

7. Die sieben Schwestern Meamei



Wurunnah war den ganzen Tag über auf der Jagd gewesen und kam abends müde und hungrig nach Hause ins Lager zurück. Er bat seine alte Mutter um etwas Grassamenbrot, doch sie antwortete, es wäre nichts mehr übrig geblieben. Nun sagte er zu den andern schwarzen Gesellen, sie möchten ihm einigen Grassamen geben, damit er sich selber ein Brot backen könne. Sie wollten ihm jedoch nichts abgeben. Da wurde er zornig und sagte: „Wenn meine eigenen Verwandten mich hungern lassen, will ich von euch fortgehen, ich will in ein anderes Land ziehen und fortan bei fremden Leuten leben."

Und weil er so wütend war, ging er auch wirklich fort. Er nahm seine Waffen und zog zum Lager hinaus, um sich eine neue Heimat zu suchen.

Als er eine Zeitlang gewandert war, bemerkte er in weiter Ferne einen alten Mann, der Bienennester ausnahm und Honig sammelte. Der alte Mann wandte sich zu Wurunnah und beobachtete sein Kommen. Und als Wurunnah ganz nahe bei ihm war, sah er, daß der alte Mann gar keine Augen hatte, und er schien sein Kommen doch schon viel eher bemerkt zu haben, als er es hätte hören können. Da erschrak Wurunnah und wunderte sich über den fremden

Mann, der keine Augen hatte und ihm trotzdem das Gesicht zuwandte, als ob er ihn die ganze Zeit über gesehen hätte. Doch er wollte seine Angst verbergen und ging geradenwegs auf ihn zu. Als er dicht bei ihm war, sagte der Fremde, er hieße Murunumildah, und sein Stamm würde ebenso genannt, denn sie hätten keine Augen, sondern sähen mit den Nasenlöchern. Wurunnah empfand dies höchst sonderbar und war nicht wenig erschrocken, obwohl Murunumildah nett und freundlich war. Er gab dem Wurunnah ein Schüsselchen mit Honig und meinte, er wäre wohl ganz verhungert; er zeigte ihm den Lagerplatz und lud ihn ein, dahin mitzukommen und bei ihm zu bleiben. Wurunnah nahm den Honig und tat so, als ob er zu dem Lagerplatz hinginge; als er jedoch außer Sicht des Alten war, hielt er es doch für besser, den Weg nach einer anderen Richtung hin einzuschlagen.

So marschierte er eine Weile fort und kam schließlich an einen großen Teich. Dort wollte er übernachten. Er trank erst einmal gehörig Wasser und legte sich dann zum Schlafen hin. Als er am nächsten Morgen erwachte, schaute er nach dem Teich aus, aber an seiner Stelle erblickte er nur eine weite Ebene. Er meinte noch im Traum zu sein, rieb seine Augen und sah nochmals hin.

„Das ist ja eine komische Gegend," sagte er, „erst treffe ich einen Mann, der keine Augen hat und doch sehen kann. Dann komme ich gestern abend an einen großen Teich, schlafe ein, wache wieder auf, und nun ist er verschwunden. Und ich weiß bestimmt, daß darin Wasser gewesen ist, ich habe ja selber welches getrunken, und jetzt ist weit und breit kein Tropfen mehr zu finden!" Und während er sich noch darüber wunderte, wie das Wasser wohl verschwunden war, sah er ein schweres Unwetter heranziehen. Da stand er schleunigst auf und lief, um im dichten Buschwerk Schutz zu suchen. Er war erst ein kleines Stückchen in den Busch eingedrungen, als er dort mit einem Male einige Rindenstücke am Boden liegen sah.

„So, das gefällt mir," sagte er, „jetzt brauche ich mir nur noch ein paar Pfähle zu suchen, dann kann ich mir damit und mit der Rinde eine kleine Hütte bauen, um darin vor dem herannahenden Sturm unterzuschlüpfen."

Er schnitt sich rasch einige Pfosten zurecht, schlug sie in den Boden und setzte die Rindenstücke dagegen. Als er das letzte Stück aufhob, stand plötzlich ein ganz eigentümliches Wesen vor ihm, wie er es vordem noch nie gesehen hatte.

Das fremde Wesen rief: „Ich bin Bulgahnunnu!" es rief mit solch fürchterlicher Stimme, daß Wurrunnah das Rindenstück fallen ließ, seine Waffen vom Boden aufnahm und sich eiligst auf und davon machte. Den Sturm vergaß er völlig und hatte nur den einen Gedanken, so schnell wie möglich aus dem Bereich des Bulgahnunnu zu kommen.

Er rannte immer geradeaus und kam schließlich an einen großen Fluß, der seinen Weg an drei Seiten hemmte. Weil nun der Fluß zu breit war, und er ihn nicht durchwaten konnte, mußte er wieder umkehren. Doch ging er nicht denselben Weg zurück, sondern wandte sich nach einer anderen Richtung. Als er sich umdrehte und den Fluß verließ, sah er eine Herde Emus ans Wasser gehen. Die eine Hälfte war mit Federn bedeckt, die andere nicht, doch hatte sie gleichwohl die Gestalt von Emus.

Wurrunnah wollte einen speeren, um ihn zu verzehren. Er kletterte daher auf einen Baum, damit sie ihn nicht sehen konnten; dann hielt er seinen Speer bereit, um einen der federlosen Vögel zu töten. Als sie an ihm vorüberliefen, suchte er sich ein Opfer aus, schleuderte den Speer und tötete einen. Dann stieg er vom Baum herab, um ihn sich zu holen.

Als er auf den toten Emu zulief, bemerkte er, daß es nicht lauter Emus waren, sondern Eingeborene von einem fremden Stamm. Sie standen um ihren toten Gefährten herum und machten wilde Gebärden, als ob sie sich an ihm rächen wollten. Wurunnah sah ein, daß ihm die Entschuldigung wenig nützen würde, den schwarzen Gesellen versehentlich

getötet zu haben, weil er ihn für einen Emu gehalten hatte; sein einziges Heil lag in der Flucht. Da nahm er die Beine in die Hand, rannte fort und wagte vor Furcht, die Feinde möchten hinter ihm herstürmen, nicht sich umzugucken. So eilte er weg, bis er schließlich an eine Lagerstätte kam. Und er war schon eher dort, als er es überhaupt selber gemerkt hatte; er hatte nur an die ihm drohende Gefahr gedacht und gar nicht auf das geachtet, was ihm in den Weg kam.

Als er die Lagerstätte betrat, brauchte er jedoch keine Angst mehr zu haben; denn als er hineinkam, befanden sich nur sieben junge Mädchen darin. Sie flößten ihm keinen Schrecken ein, nur schienen sie noch etwas überraschter zu sein als er. Sie waren zu ihm ganz freundlich, als sie sahen, daß er allein und hungrig war. Sie gaben ihm zu essen und erlaubten ihm, während der Nacht dort zu bleiben. Er fragte sie, wo denn der übrige Stamm wäre, und wie sie hießen. Da antworteten sie, sie würden Meamei genannt, und ihr Stamm wäre weit weg in einer anderen Gegend. Sie wären nur einmal hierhergekommen, um sich das Land zu besehen und würden eine Weile hierbleiben und dann wieder in ihre Heimat zurückkehren.

Am nächsten Tage setzte Wurunnah seine Reise fort und verließ die Lagerstätte der Meamei; er tat so, als ob er nie wieder zurückkommen wollte. Aber im stillen dachte er daran, sich in der Nähe zu verstecken und sie zu beobachten; wenn die Gelegenheit günstig war, wollte er sich eine von ihnen greifen und zur Frau nehmen. Er war des Alleinseins müde. Da sah er, wie die sieben Schwestern mit ihren Grabstöcken fortgingen. Er folgte ihnen von weitem und achtete darauf, daß sie ihn nicht sehen konnten.

Sie blieben an einem Nest fliegender Ameisen stehen. Sie gruben mit den Stöcken in dem Ameisenhügel herum; und als sie die Ameisen alle ausgegraben hatten, warfen sie die Stöcke beiseite, setzten sich hin und wollten sich einen guten Schmaus leisten, denn diese Ameisen waren für sie vorzügliche Leckerbissen.

Während die Schwestern sich nun ein herrliches Mahl herrichteten, schlich Wurunnah leise nach den Grabstöcken und nahm davon zwei fort. Dann schlich er vorsichtig mit der Beute in sein Versteck zurück. Als die Meamei schließlich ihren Hunger gestillt hatten, holten sie ihre Grabstöcke und gingen zur Lagerstätte. Aber nur fünf fanden ihre Stöcke wieder; die gingen fort und ließen die beiden anderen zurück, um die fehlenden Stöcke zu suchen. Sie meinten, die würden schon in der Nähe liegen; und wenn sie ihr Eigentum wieder hätten, würden sie sie bald wieder einholen. Die beiden Mädchen durchsuchten den ganzen Ameisenhügel, doch konnten sie keine Stöcke finden. Als sie dabei einmal Wurunnah den Rücken zukehrten, kroch er aus dem Versteck heraus und steckte die beiden Stöcke in seiner Nähe in den Boden. Dann schlüpfte er wieder in das Versteck zurück. Als die beiden Mädchen sich umwandten, sahen sie mit einemmal ihre Stöcke vor sich. Freudig eilten sie darauf zu und zogen sie aus dem Boden heraus, in den sie recht fest hineingesteckt waren. Als sie das taten, stürzte Wurunnah aus dem Versteck hervor, faßte beide Mädchen um die Hüften und hielt sie gehörig fest. Sie sträubten sich und schrieen, doch vergebens. Niemand konnte sie hören, denn niemand war da; und je mehr sie sich wehrten, um so fester hielt sie Wurunnah. Als sie merkten, daß alles Sträuben und Schreien vergeblich war, beruhigten sie sich, und Wurunnah sagte zu ihnen, sie brauchten keine Angst zu haben, er wolle für sie sorgen. Er wäre allein, sagte er, und möchte zwei Frauen haben. Sie sollten nur ruhig mit ihm gehen, und sie würden es gut haben. Doch müßten sie alles tun, was er ihnen sagen würde. Wenn sie nicht ruhig sein wollten, würde er sie schnell mit seinem Knüppel zur Ruhe bringen. Aber wenn sie ruhig mit ihm kämen, wolle er gut zu ihnen sein. Da die jungen Mädchen einsahen, daß jeder Widerstand nutzlos war, taten sie ihm den Gefallen und gingen ruhig mit Wurunnah. Sie sagten ihm, daß ihr Stamm sie eines Tages schon wiederholen würde; um dem vorzubeugen,

schritt er rasch vorwärts und glaubte so, allen Nachstellungen aus dem Wege zu gehen.
Einige Wochen waren ins Land gegangen, und, dem äußeren Anschein nach, hatten sich die beiden Meamei in ihre neue Lage gefunden und waren auch ganz zufrieden damit. Doch wenn sie allein waren, redeten sie oft von ihren Schwestern und malten sich aus, was die wohl getan hatten, als sie ihr Fehlen bemerkten. Sie besprachen sich, ob die fünf Schwestern etwa nach ihnen suchten, oder ob sie in die Heimat zurückgekehrt waren, um Hilfe zu holen. Aber in keinem Augenblick kam ihnen der Gedanke, daß man sie vielleicht längst vergessen hatte, und sie immer bei Wurunnah bleiben mußten.
Als sie eines Tages im Lager beieinander saßen, sagte Wurunnah: „Das Feuer will nicht ordentlich brennen. Geht und holt mir dort drüben von den beiden Tannen etwas Rinde."
„Nein," antworteten sie, „wir dürfen keine Tannenrinde abschneiden. Wenn wir das tun, siehst du uns niemals wieder."
„Geht! Und tut, was ich euch sage. Holt mir Tannenrinde. Seht ihr denn nicht, wie matt das Feuer brennt?"
„Wurunnah! Wenn wir gehen, kommen wir niemals wieder. Du wirst uns nie wieder sehen. Wir wissen es."
„Geht, Weiber, und schwatzt nicht! Habt ihr jemals gesehen, daß man mit Redereien ein Feuer unterhalten kann? Was schwätzt ihr denn? Geht, und tut, was ich euch sage. Redet nicht solch dummes Zeug; wenn ihr fortlauft, werde ich euch schon wieder kriegen, und wenn ich euch dann zu fassen habe, bekommt ihr gehörige Prügel. Geht! kein Wort mehr!"
Die Meamei gingen darauf fort und nahmen Steinbeile mit, um die Rinde abzuschälen. Jede ging an eine andere Tanne und hieb tüchtig mit dem Beile in die Rinde hinein. Als sie das getan hatten, stiegen die Tannen höher und immer höher aus dem Boden heraus und nahmen die beiden mit. Immer höher wuchsen die Tannen empor und

immer weiter entfernten sich die beiden Mädchen damit von der Erde. Als dem ersten Schlag kein weiterer folgte, ging Wurunnah nach den Tannen und wollte sehen, warum die beiden Meamei nicht wiederkämen. Als er zu den Bäumen kam, sah er, daß sie viel größer geworden waren, und hoch, hoch oben in den Wipfeln schwebten seine beiden Frauen. Er rief ihnen zu, sie möchten doch gefälligst herunterkommen, aber sie antworteten nicht. Je höher sie stiegen, um so dringlicher rief er, doch sie gaben keine Antwort. Auch die Tannen wuchsen immer höher, bis ihre Spitzen schließlich den Himmel berührten. Als das geschah, schauten die anderen fünf Meamei aus dem Himmel heraus. Sie riefen ihre beiden Schwestern an und sagten zu ihnen, sie sollten nur keine Angst haben und hereinkommen. Und als die beiden die Stimmen ihrer Schwestern vernahmen kletterten sie rasch in den Himmel hinein. Die streckten ihnen die Hände entgegen, zogen sie in den Himmel hinein und lebten dort mit ihnen weiter.

Und wenn du jetzt zum Himmel hinaufschaust, kannst du die sieben Schwestern beieinander sehen. Wir Schwarzen nennen sie Meamei und ihr Weißen die Plejaden.

8. Woher der Frost kommt

Die Meamei oder Plejaden lebten einst auf der Erde. Es waren sieben Schwestern und wegen ihrer Schönheit berühmt. Sie hatten langes Haar, das bis zu den Hüften herabfiel, und ihre Körper waren mit Eiszäpfchen besät. Ihre Eltern lebten irgendwo weit in den Bergen und blieben dort, sie wanderten nicht umher, wie es die Töchter zu tun pflegten. Wenn die Schwestern auf die Jagd gingen, schlossen sie sich anderen Stämmen nicht an, obschon viele von Zeit zu Zeit versuchten, ihre Freundschaft zu erwerben.

Besonders eine Schar junger Leute war von ihrer Schönheit so hingerissen, daß sie es gern gesehen hätte, wenn die Mädchen bei ihnen geblieben und ihre Frauen geworden wären. Die jungen Leute hießen die Berai-Berai und folgten den Meamei überall hin. Sie paßten auf, wo sie lagerten, und ließen alsdann stets Geschenke für sie da.
Die Berai-Berai waren sehr geschickt im Auffinden von Bienennestern. Sie fingen sich zuerst eine Biene und befestigten dann irgend etwas Weißes, etwa eine weiße Feder, mit Gummi zwischen den hinteren Beinchen. Dann ließen sie die Biene fliegen und folgten ihr zum Nest. Den gefundenen Honig taten sie in Körbe und setzten sie im Lager der Meamei hin, die wohl den Honig aßen, aber vom Heiraten nichts wissen wollten.
Doch eines Tages stahl sich der alte Wurunnah zwei von den Mädchen und fing sie mit Hinterlist ein. Er versuchte die Eiszäpfchen von ihnen loszuwärmen, doch löschte er dabei nur das Feuer aus.
Nachdem sie eine Zeitlang in unfreiwilliger Gefangenschaft gewesen waren, wurden die beiden Mädchen in den Himmel hinaufgehoben. Hier fanden sie ihre fünf Schwestern wieder und blieben seitdem immer bei ihnen. Doch funkelten sie nicht mehr so prächtig wie die andern fünf; Wurunnahs Feuer hatte ihren Glanz vermindert.
Als die Berai-Berai herausbekamen, daß die Meamei für immer von der Erde verschwunden waren, waren sie untröstlich. Man bot ihnen Mädchen aus ihrem eigenen Stamm an; sie wollten jedoch nur die Meamei, und sonst niemand haben. Und wie sie allen Trost zurückwiesen, wollten sie auch nichts essen und trinken; sie siechten dahin und starben. Das tat den Geistern leid, die sich doch über ihre Beharrlichkeit und Treue gefreut hatten, und so wiesen sie ihnen einen Platz im Himmel an, den sie noch heute innehaben. Wir nennen sie den Gürtel und das Schwert des Orion, den Dens sind die Sterne jedoch als die Berai-Berai bekannt.

Die Dens behaupten, daß die Berai-Berai auch jetzt noch am Tage auf die Bienenjagd gehen und nachts ihre Tänze abhalten, wozu die Meamei singen. Obgleich die Meamei ihr Lager in einiger Entfernung von den Berai-Berai haben, sind sie doch nicht so weit davon entfernt, daß ihr Gesang dort nicht vernommen werden könnte. Die Dens behaupten auch, daß die Meamei als ein Vorbild für die Frauen auf der Erde leuchten.

Zur Erinnerung an ihr irdisches Dasein brechen die Meamei einmal im Jahre einige Eiszäpfchen von sich ab und werfen sie hinunter. Wenn die Dens dann am Morgen erwachen und überall Eis erblicken, sagen sie: „Die Meamei haben uns nicht vergessen. Sie haben uns Eis herabgeworfen. Nun wollen wir ihnen zeigen, daß wir sie auch nicht vergessen haben."

Dann nehmen sie ein Stückchen Eis und halten es an die Nasenscheidewand der Kinder, bei denen sie noch nicht durchbohrt ist. Sobald die Nasenscheidewand infolge der Kälte unempfindlich geworden ist, wird sie durchbohrt und ein Strohhalm oder ein Knochen hindurchgezogen. „Nun," sagen die Dens, „können die Kinder wie die Meamei singen."

Ein Verwandter der Meamei schaute gerade zur Erde hinab, als die beiden Schwestern zum Himmel emporgetragen wurden. Als er nun sah, wie der alte Kerl da unten wütend und schimpfend herumtobte und ihnen befahl, wieder herabzukommen, da machte ihm der Verdruß des Wurunnah großen Spaß, und weil er sich über die Flucht der beiden Mädchen so freute, mußte er laut loslachen. Seitdem lacht er immer; den Dens ist er als Ghindamaylännah, der lachende Stern, und uns als Venus bekannt.

Wenn es im Winter donnert, sagen die Dens: „Nun baden die Meamei wieder." Das Geräusch entsteht, wenn sie beim Bubahlarmay-Spiel hintereinander ins Wasser springen; wer dann den besten Knall erzielt, hat gewonnen; auch bei uns ist das Spiel beliebt. Sobald sie das Ge-

räusch des Bubahlarmay-Spiels der Meamei hören, sagen die Dens auch: „Nun wird es bald regnen; die Meamei werden Wasser herunterspritzen. In drei Tagen wird er kommen.“

9. Byamee's Versammlung



Die Jahreszeit war schön; da sandte man bei den Stämmen herum und lud sie zu einer großen Versammlung ein. Als Versammlungsort wurde Googoorewon bestimmt. Die alten Leute flüsterten sich zu, daß die Knabenweihe abgehalten werden sollte, doch das brauchten die Frauen nicht zu wissen. Der alte Byamee, ein gewaltiger Zauberer, sagte, er würde seine beiden Söhne Ghindahindahmoe und Boomaboomahnowee zur Versammlung mitbringen; denn es wäre Zeit, daß sie unter die jungen Männer aufgenommen würden, Frauen heirateten, Emu-Fleisch essen könnten und das Kriegshandwerk erlernten.

Ein Stamm nach dem andern traf in Googoorewon ein; jeder schlug das Lager an einem bestimmten Platz der Hügel auf, die den Versammlungsplatz umziehen. Die Wähn, die Krähen, hatten einen Platz; die Dummerh, die Tauben, einen anderen; die Mahthi, die Hunde, einen dritten usw.; Byamee und sein Stamm Byamul, die schwarzen Schwäne, Dooboon, die blauzüngige Eidechse, suchten sich mit vielen anderen Häuptlingen und deren Stämmen einen anderen Lagerplatz aus. Sie zählten Hunderte und aber Hunderte, als sie alle beisammen waren; eine Unzahl nächtlicher Tanzfeste wurden abgehalten, und ein Stamm suchte dabei den anderen an Pracht in der Tanzbemalung und Eigenart seiner neuesten Lieder und Tänze zu übertreffen. Tagsüber wurde gejagt und geschmaust; nachts tanzte und sang man; Freundschaftspfande wurden ausgetauscht, ein Ziertäschchen gegen einen Bumerang usw.; junge Mädchen wurden an

alte Krieger, alte Weiber an junge Männer gegeben; ungeborene Mädchen alten Männern, Säuglinge Erwachsenen versprochen; alle nur möglichen Verträge wurden eingegangen und jedesmal die Zauberdoktoren aus den Stämmen vorher befragt.

Nach einigen Tagen kündigten die Zauberer den Männern aus den verschiedenen Stämmen an, daß sie die Knabenweihe abhalten würden. Doch das dürften beileibe nicht die Innerh, die Frauen, erfahren. Sie verließen täglich das Lager und taten so, als ob sie auf die Jagd gingen; in Wirklichkeit richteten sie aber den Festplatz für die Knabenweihe her. Sie klärten eine kreisförmige Fläche vom Busche,



Kämpfende Eingeborene

warfen einen Damm aus Erde darum auf, schlugen vom Kreis aus einen Pfad in das Dickicht und errichteten gleichfalls an den Seiten des Weges einen Erddamm.

Als sämtliche Vorbereitungen beendet waren, hielten sie wie gewöhnlich ein nächtliches Tanzfest ab. Das dauerte schon eine Weile, da verließ plötzlich einer der alten Zauberdoktoren die Versammlung und begab sich mürrisch und wütend fort. Er ging zu seiner Lagerstatt, und ein anderer Zauberer folgte ihm dahin; und mit einemmal fingen die beiden an zu kämpfen. Und plötzlich, als die Aufmerksamkeit der Schwarzen durch den Kampf gefesselt war, hörte man aus dem Busch heraus ein seltsames, schwirrendes, summendes Geräusch. Die Frauen und Kinder fuhren erschreckt

zusammen, denn dies plötzliche eigenartige Brummen hatte sie bange gemacht. Und sie wußten, daß es die Geister machten, die nun zur Knabenweihe gekommen waren.

Das Geräusch klang, nicht als ob einem der Geisterschrecken in die Glieder gefahren wäre, sondern so wie das Summen, wenn man ein rundliches Stückchen Holz an eine Schnur bindet und es in der Luft herumwirbelt.

Der Lärm ging weiter und die Frauen sagten mit angsterstickter Stimme: „Gurraymy". Das ist der Geist der Knabenweihe. Und sie zogen die Kinder dichter zu sich heran. Die Knaben sagten: „Gayandy", und an ihren Augen konnte man die Furcht ablesen. Gayandy bedeutet auch „Geist der Knabenweihe", doch die Frauen dürfen nicht dasselbe Wort zur Bezeichnung des Geistes gebrauchen wie die Knaben und Männer, denn alles, was mit den Geheimnissen der Knabenweihe zu tun hat, ist heilig für Ohr, Auge und Zunge der Frau.

Am andern Tag fand ein Auszug aus dem Lager statt. Man begab sich in den großen Kreis, den die Schwarzen angelegt hatten. Der Auszug fand unter einem großen Aufwand von Zeremonien statt. Ehe der eigentliche Auszug begann, verließen die Schwarzen schon am Nachmittag ihre Lagerstätten und begaben sich in das Dickicht. Und gerade als die Sonne unterging, zogen sie in einer langen Reihe, einer hinter dem andern, aus dem Gebüsch heraus und marschierten auf dem Weg entlang, den sie kurz vorher angelegt hatten. Jeder trug in der einen Hand ein Feuerholz und in der andern einen grünen Zweig. Als die Männer in der Mitte des Kreises angekommen waren, mußten das junge Volk und die Frauen die Stätten verlassen und sich ebenfalls in den Kreis begeben. Hier schlugen sie nun ihr Lager auf, aßen, tranken und tanzten wie an den vorhergehenden Abenden, bis ein gewisser Abschnitt erreicht war. Noch bevor es so weit war, hatte Byamee, welcher der mächtigste der anwesenden Zauberer war, Gelegenheit, seine Gewalt in bemerkenswerter Weise zu zeigen.



Eingeborenen-Tanz

Schon seit einigen Tagen hatten sich die Mahthi den klugen Männern in den Stämmen gegenüber wenig ehrfurchtsvoll benommen. Anstatt in andachtsvollem Schweigen, wie es ein Zauberdoktor erwarten darf, ihren Geschäften nachzugehen, plapperten und lachten sie unaufhörlich; sie spielten und schrien, als ob die heiligste Handlung der Stämme sie nicht das geringste anging. Häufig genug hatten die Zauberer sie ernstlich zur Ruhe verwiesen. Doch alle Ermahnungen waren vergeblich, die Mahthi lachten und schwatzten lustig weiter. Schließlich ging Byamee, der mächtigste und berühmteste unter den Zauberdoktoren, ins Lager der Mahthi hinüber und rief ihnen wütend zu: „Ich, Byamee, dem alle Stämme Ehre erweisen, habe euch Mahthi schon dreimal befohlen, ihr solltet euer Schwatzen und Lachen einstellen. Aber ihr gehorchtet mir nicht. Die anderen Zauberer schlossen sich mir an. Aber ihr gehorchtet nicht. Denkt ihr etwa, die Zauberer werden eure Knaben weihen, wenn ihr ihren Worten nicht folgt? Nie und nimmermehr, sage ich euch. Von heute ab soll kein Mahthi mehr wie ein Mensch sprechen. Ihr wollt Lärm machen, ihr wollt Raufbolde sein und die Leute stören, ihr wollt euch nicht ruhig verhalten, wenn Fremde anwesend sind, ihr wollt euch um die heiligen Dinge nicht kümmern. Gut. Dann mögt ihr und eure Nachkommen ewig herumlärmen, aber nicht mit Reden und auch nicht mit Lachen. Ihr sollt bellen und heulen. Und wehe dem, der von heute ab noch zuhört, wenn ein Mahthi spricht, er soll in Stein verwandelt werden."

Als die Mahthi den Mund öffneten, um zu lachen und

einige höhnische Worte zu entgegnen, da merkten sie, daß Byamees Verwünschung eingetroffen war. Sie konnten nur noch bellen und heulen; sie hatten die Macht der Sprache und des Lachens verloren. Und als ihnen der Verlust zum Bewußtsein kam, da erhielten ihre Augen den Blick, der so viel Sehnsucht und stumme Bitte ausdrückt, und den man stets bei ihren Nachkommen beobachten kann. Wunder und Ehrfurcht überkam alle, als sie Byamee zu seinem Stamm zurückgehen sahen.

Als Byamee sich wieder gesetzt hatte, fragte er die Frauen, warum sie denn keinen Grassamen mahlten. Und die Frauen antworteten: „Unsere Mahlsteine sind fort, und wir wissen nicht, wohin sie sind."

„Ihr lügt," sagte Byamee, „ihr habt sie den Dummerh geliehen, die euch so oft darum angingen, obwohl ich euch verboten habe, sie wegzugeben."

„Nein, Byamee, wir haben sie nicht weggeliehen."

„Geht zum Lager der Dummerh und fordert eure Mahlsteine zurück!"

Die Frauen fürchteten für sich ein ähnliches Geschick wie der Mahthi, wenn sie ungehorsam wären; sie gingen fort, obschon sie ganz gut wußten, daß sie die Mahlsteine nicht verliehen hatten. Unterwegs fragten sie in jedem Lager nach und baten, ihnen einen Mahlstein zu leihen, doch überall erhielten sie dieselbe Antwort, nämlich, die Mahlsteine wären verschwunden, und niemand wüßte wohin. Die Dummerh hätten sie allerdings ausborgen wollen, aber jedesmal wäre es ihnen abgeschlagen worden, und doch wären nun die Steine fort.

Die Frauen zogen weiter und hörten mit einem Male ein seltsames Geräusch, das sich wie Geisterrufen anhörte. Es erscholl ein gedämpftes: „Um, um, um, um." Der Ruf erklang hoch in den Lüften, in den Baumwipfeln, und dann auch wieder unten am Boden im Grase; es war so, als ob überall Geister steckten. Die Frauen faßten ihre Fackeln fester und sagten: „Wir wollen umkehren. Die Wondah

gehen um.“ Sie gingen schleunigst zum Lager zurück und hörten immer in der Luft das „Um, um, um“ der Geister.

Sie erzählten Byamee, daß sämtlichen Stämmen die Mahlsteine abhanden gekommen wären und die Geister umgängen; und kaum hatten sie das gesagt, da hörten sie hinter dem Lager das „Um, um, um“.

Die Frauen schmiegten sich eng aneinander; doch Byamee warf eine Fackel nach der Stelle, woher der Ton kam; als das Licht aufblitzte, sah er niemand, doch etwas viel Sonderbareres: zwei Mahlsteine schwebten vorüber; und doch war niemand zu sehen, der sie fortbewegte; und als die Mahlsteine seinen Blicken entschwanden, wurden die „Um, um, um, um“-Rufe immer lauter und mächtiger. Die ganze Luft schien mit unsichtbaren Geistern erfüllt zu sein. Byamee sah nun ein, daß die Wondah umgingen; er faßte seine Fackel fester und ging ins Lager zurück.

Am Morgen waren nicht nur alle Mahlsteine verschwunden, auch das Lager der Dummerh war leer, und die Leute fort. Als niemand den Dummerh Mahlsteine borgen wollte, hatten sie gesagt: „Dann können wir nicht eher wieder Grassamen mahlen, als bis uns die Wondah Steine bescheren.“ Und kaum hatten sie die Worte ausgesprochen, als sie einen Mahlstein auf sich zukommen sahen. Zuerst dachten sie, daß sie kraft eigener Macht nur einen Wunsch zu äußern brauchten, um ihn auch schon erfüllt zu sehen; als aber ein Mahlstein nach dem andern in ihr Lager gezogen kam und sich noch weiter fortbewegte, als sie dabei das: „Um, um, um, um“ vernahmen, da merkten sie, daß die Wondah am Werke waren. Und nun wurde ihnen klar, daß sie den Mahlsteinen folgen müßten; sonst hätten sie den Zorn der Geister auf sich geladen, die ihnen die Mahlsteine gesandt hatten.

Sie suchten ihre Habe zusammen und folgten der Spur der Steine; sie hatten sich einen Weg gebahnt, der von Googoorewon nach Girrahween führt, und in dem bei Hochwasser Wasser fließt. Von Girrahween wanderten die Mahl-

steine nach Dirangibirrah, und die Dummerh folgten ihnen. Dirangibirrah liegt zwischen Brewarrina und Widda Murtee. Dort türmten sich die Mahlsteine zu einem hohen Berge auf; und wenn die Schwarzen in Zukunft gute Mahlsteine haben wollten, dann mußten sie dorthin gehen. Die Dummerh wurden in Tauben verwandelt; sie rufen wie die Geister: „Um, um, um!"

Von dieser großen Versammlung ist noch ein besonderes Ereignis zu verzeichnen. Ein Stamm, die Doboon, hatte sich in einiger Entfernung von den übrigen gelagert. Wenn sich nun ein Fremder ihrem Lager näherte, dann bemerkte man, daß der Häuptling der Doboon herauskam und ihm einen Blitz entgegensandte, der sofort tötete. Niemand wußte, was für ein Blitz das sein mochte, der den Tod in sich trug. So sagte schließlich Wähn, die Krähe: „Ich werde meinen größten Schild mitnehmen und einmal nachsehen, was dahinter steckt. Folgt mir aber nicht allzu nahe nach, denn wenn ich es mir schon überlegt habe, wie ich mich vor dem tödlichen Funken bewahren kann, so möchte das doch vielleicht bei euch nicht gehen."

Wähn ging nun zum Lager der Doboon; und als ihr Häuptling den Blitz auf ihn schleuderte, da hielt er schnell seinen Schild vor und schützte sich vor dem Glanze, mit tiefer Stimme rief er: „Wäh, wäh, wäh, wäh"; der Häuptling der Doboon stutzte, er ließ den Blitz fallen und sagte: „Was ist los? Weshalb jagst du mir solchen Schrecken ein? Ich wußte nicht, daß du da warst, ich hätte dir weh tun können; aber das wollte ich gar nicht, denn ihr Wähn seid doch meine Freunde."

„Ich kann nicht hierbleiben," antwortete Wähn, „ich muß nach meinem Lager zurück. Ich habe dort etwas vergessen, was ich dir zeigen wollte. Ich werde gleich wieder hier sein." Als er so sprach, rannte Wähn schnell nach dem Platze zurück, wo er seine Keule hatte liegen lassen, und er war zurück, bevor Doboon überhaupt gemerkt hatte, daß er fortge-

wesen war. So kam er wieder und schlich sich hinter Doboon; Er verabfolgte ihm mit der schweren Keule einen Streich, der all die vielen Opfer des todbringenden Funkens vollauf rächte, und streckte den Häuptling der Doboon tot zu Boden. Dann rief er triumphierend: „Wäh, wäh, wäh", und lief ins Lager zurück und erzählte seine Heldentaten.

An diesem Abend begann der große Tanz, den die Verwandten der Knaben tanzten, die nun zu jungen Männern geweiht werden sollten. Als die Nacht sich ihrem Ende zuneigte, wurden die jungen Weiber sämtlich in niedere Laubhütten gebracht, die man schon vorher rund um den Kreis errichtet hatte. Nur die alten Frauen durften dableiben. Jeder Mann, der sich an der Weihe der Knaben zu beteiligen hatte, mußte nun einen Kandidaten ergreifen und ihn auf dem vorher beschriebenen Weg in den Busch tragen. Auf ein Zeichen hin, packte jeder sich einen Knaben auf die Schulter, dann tanzten sie alle um den Kreis. Die alten Weiber mußten nun herbeikommen und sagten den Knaben Lebewohl; dann wurden sie ebenfalls in die Hütten zu den jungen Frauen gebracht. Fünf Männer geleiteten sie dahin und bogen darauf die Zweige oben auf den Hütten zusammen, damit sie nichts weiter sehen konnten.

Nachdem sämtliche Frauen in die Zweighütten eingesperrt waren, verschwanden die Männer mit den Knaben schnell auf dem Wege, der in den Busch führte. Als sie außer Sicht waren, gingen die fünf Männer wieder zu den Hütten, zogen die Zweige fort und befreiten die Frauen, die sich nun in ihre Lager begaben. Den Frauen mochten diese Weihezeremonien sonderbar vorkommen, — sie wußten ganz genau, daß sie durch keinerlei Fragen auch nur das allergeringste erfahren würden. Nach einigen Monaten kehrten die Knaben zurück; dann fehlte ihnen vielleicht ein Schneidezahn, sie trugen am Körper Ziernarben; das konnten die Frauen sehen, und wenn sie nun ihrer eigenen Erfahrung entnahmen, daß die Kandidaten seit ihrem Ver-

schwinden in den Busch kein weibliches Wesen mehr hatten zu Gesicht bekommen, so war das ihr ganzes Wissen.

Am nächsten Tag rüsteten sich die Stämme, um nach dem kleinen Festplatz zu ziehen, wo nach ungefähr vier Tagen eine zweite Versammlung stattfinden sollte. Der Ort lag zehn bis zwölf Meilen entfernt.

Auf dem kleinen Versammlungsplatz wird der Kreis statt mit einem Erdwall mit Grashaufen abgegrenzt. Alle Stämme ziehen gemeinsam dorthin, lagern sich und tanzen. Die jungen Weiber werden früh schlafen geschickt, nur die alten bleiben auf; sie müssen warten, bis die Stunde kommt, wo sie am großen Versammlungsort den Knaben Lebewohl sagten; sobald sie erschienen ist, werden die Knaben wieder in den kleinen Kreis getragen und die alten Frauen verabschieden sich nun zum letzten Male. Dann bringen die Männer, welche die Aufsicht über sie führen, sie weg. Für eine kurze Zeit bleiben sie noch beieinander, dann trennen sie sich, und jeder Mann zieht mit seinem Knaben in eine andere Richtung davon. Wenigstens sechs Monate stehen sie so unter strenger Aufsicht und dürfen nicht einmal ihre Mutter sehen. Nach Ablauf dieser Zeit kehren sie wieder zu ihrem Stamm zurück. Infolge der Vereinsamung werden sie so aufgeregt und sind so erschrocken, daß sie nicht mit der Mutter sprechen; sie laufen weg, wenn sie kommt, und erst nach und nach legen sie diese Scheu ab.

Die Stämme, welche an der Versammlung von Byamee teilnahmen, sollten ihre Knaben jedoch nicht auf der kleinen Versammlung wiedersehen. Sie wollten gerade aufbrechen, als die Witwe Millindooloonubbah ins Lager stolperte und schrie: „Warum habt ihr mich arme Witwe mit meinen vielen kleinen Kindern allein reisen lassen? Denkt ihr, daß die Beinchen meiner Kinder mit euren Schritt halten können? Kann mein Rücken mehr als einen Wassersack tragen? Habe ich vielleicht mehr als zwei Arme und einen Rücken? Wie soll ich denn mit so vielen Kindern nachkommen?

Trotzdem blieb niemand zurück und half mir. An jedem Wasserloch habt ihr das Wasser ausgetrunken. Wenn ich müde und durstig mit den Kindern an eine Wasserstelle kam, und sie nach einem Trunk riefen, was fand ich dann? Schlamm, nichts als Schlamm! Meine Kinder waren matt und durstig, sie schrien nach Wasser; und ich arme Mutter konnte sie nicht trösten.
Wir kamen zum nächsten Loch. Und was fanden wir da wieder, wenn wir uns die Augen aus dem Kopfe guckten nach Wasser? Schlamm, nichts als Schlamm! So kamen wir von einem Loch zum andern und fanden nur Schlamm; und ein Kind nach dem andern fiel hin und starb; sie starben, weil ihre Mutter Millindooloonubbah ihnen nichts zu trinken geben konnte."
Eine Frau lief ihr schnell entgegen, um ihr einen Trunk zu reichen. „Zu spät! zu spät!" sagte sie. „Weshalb soll denn eine Mutter leben bleiben, wenn ihre Kinder tot sind?" Stöhnend sank sie hintenüber. Als sie aber das kühle Wasser an den ausgetrockneten Lippen und der geschwollenen Zunge spürte, da raffte sie sich noch einmal auf; sie stellte sich aufrecht hin, schüttelte die Fäuste gegen die Lager der verschiedenen Stämme und schrie: „Ihr hattet es so eilig, hierher zu kommen. Nun sollt ihr ewig hier bleiben. Googoolguyyah! Googoolguyyah! Verwandelt euch in Bäume! Verwandelt euch in Bäume!" Dann fiel sie tot um. Und als sie niedersank, da wurden alle Stämme, die schon fertig zum Aufbruch dastanden, in Bäume verwandelt. Da stehen sie noch heute. Die Stämme, welche ihr Lager weiter zurück aufgeschlagen hatten, wurden in die Tiere verwandelt, deren Namen sie angenommen hatten. Die bellenden Mahthi wurden Hunde; die Byamul schwarze Schwäne; die Wähns Krähen usw. Und an dem Orte, wo einst diese große Versammlung abgehalten wurde, kann man nun große, hohe, gewaltige Bäume erblicken; sie sehen düster aus und neigen traurig klagend die Wipfel gegen den See, der heute den Versammlungsplatz bedeckt. Er heißt Goo-

goorewon, der Baumhain, und an seinem Ufer sieht man noch heute die Reste der alten Erdumwallung. Hier halten die Vögel, welche die Namen der alten Stämme führen, ihre Versammlungen ab. Hier schwimmen die Byamuls stolz umher; die Pelikane wollen ihnen den Rang in Größe und Schönheit streitig machen; hier finden sich Eulen und noch zahlreiche andere Vögel. Die Doboon, die blauzüngigen Eidechsen, gleiten durchs Gras. Hin und wieder hört man das „Um, um, um" der Tauben und gelegentlich auch den Ruf des Millindooloonubbah-Vogels: „Googoolguyyah, googoolguyyah". Dann antworten klagend die düsteren Balah-Bäume, dann rauscht es in den dünnen Blättern der Bibbil-Bäume; so redet jeder Baum seine Sprache, und traurig hallt das Echo an dem Seeufer wieder.

Die Männer und Knaben, welche sich schon auf dem kleinen Versammlungsplatz befanden, entgingen der Verwandlung. Sie warteten lange auf die Stämme, doch die kamen nicht wieder. Schließlich sagte Byamee: „Mächtige Feinde werden unsere Freunde wohl erschlagen haben und niemand ist entronnen, um uns ihr Schicksal zu melden. Vielleicht sind die Feinde auch uns schon auf den Fersen; wir wollen daher weiter ins Land hineinziehen."

So wanderten sie schnell gen Noondoo. Byamees Hündin lief neben ihnen her; sie hätte sich lieber am Wege hingelegt und wäre nicht so rasch gelaufen; doch Byamee wollte sie nicht verlassen und trieb sie immer wieder von neuem an. Als sie an die Noondoo-Quellen kamen, verschwand die Hündin im Busch und warf dort ihre Jungen. Solche Hundchen hatte man aber bis dahin noch nicht gesehen. Sie hatten Körper wie Hunde, Köpfe wie Schweine, und waren stark und grimmig wie Teufel. Wer im Walde von Noondoo einem dieser scharfzähnigen Wesen begegnet, verliert sein Leben; denn es beißt ihn unbedingt tot. Selbst Byamee wagte es nicht, sich der Brut seiner alten Hündin zu nahen.

Dieser mächtige Zauberer Byamee lebt jedoch ewig. Niemand darf ihn schauen, sonst muß er unbedingt sterben. So lebt der alte Byamee, der tüchtigste von allen Zauberdoktoren, allein im dichten Busche auf einem der Hügel bei Noondoo.

10. Wie die Blumen wieder in die Welt kamen

Als Byamee die Erde verlassen hatte und nun hoch oben auf dem Dobi-Dobi-Berge im fern-fernen Bullimah-Land wohnte, da welkten alle Blumen, die auf den Ebenen, Abhängen und Bäumen wuchsen, und gingen ein. Keine einzige kam wieder. Und als keine Blumen mehr zu sehen waren, war die Erde wüst und leer. Daß es jemals welche gegeben hatte, wurde zum Märchen, das die Alten im Stamm den Jungen erzählten.

Mit den Blumen verschwanden auch die Bienen. Wenn die Frauen Honig holen wollten, nahmen sie ihre Sammelkörbe vergeblich mit; sie kehrten stets ohne welchen heim. Es gab im ganzen Land nur noch drei Bäume, wo die Bienen lebten und arbeiteten; doch die Leute wagten nicht, sie zu berühren, denn Byamee hatte sein mäh, sein Zeichen, hineingeschnitten und sie so für immer als sein Eigentum gekennzeichnet.

Die Kinder schrien nach Honig, und die Mütter murrten, weil die Zauberer ihnen nicht erlaubten, die Bäume des Byamee zu berühren; sie waren für immer geheiligt.

Als nun der Alles-sehende Große Geist merkte, wie die Menschen nach Honig hungerten und doch nicht die Bäume des Byamee berührten, da erzählte er ihm, wie gehorsam sie wären.

Byamee freute sich darüber und sagte, dann würde er ihnen etwas senden, was, wenn das Land infolge der Dürre fast verkäme, an den Bibbil- und Goolabah-Bäumen er-

scheinen und so süß sein solle, daß es den Kindern wie Honig schmecke.

Bald darauf sah man weiße zuckerige Flecke auf den Blättern des Bibbil. Die Eingeborenen nennen sie goonbean. Und an den Stämmen lief die klare wahlerh oder Manna wie Honig herunter; in den Zweigen und Ästen ballte sie sich zu Klumpen zusammen und wurden hart; zuweilen fiel sie zu Boden; dann sammelten die Kinder, welche noch nicht an die Zweige reichen konnten, sie auf und aßen sie.

Da freuten sich die Menschen und verzehrten dankbar die süßen Geschenke. Doch die Zauberer sehnten sich noch immer nach dem Blumenflor, der die Erde vor Byamees Fortgang bedeckt hatte. Ihre Sehnsucht wurde schließlich so groß, daß sie beschlossen, zu ihm zu gehen und ihn zu bitten, er möge die Erde doch wieder so schön machen wie früher. Sie sagten den Stämmen nichts von ihrem Vorhaben und begaben sich in nordöstlicher Richtung fort. Sie reisten weiter und immer weiter und gelangten endlich an den Fuß des großen Dobi-Dobi-Berges, der sich zu schwindelnder Höhe in den Himmel erhob und dort verschwand. Als sie daran entlang wanderten, erschien er ihnen mit seinen senkrecht abfallenden, steilen, kahlen Felswänden gänzlich unersteigbar. Nach einigem Suchen entdeckten sie jedoch einen Fußhalt, der in den Fels gehauen war, dann noch einen und einen weiteren, und als sie in die Höhe sahen, erblickten sie eine richtige Treppe, die sich, so weit das Auge nur blicken konnte, höher und immer höher hinaufzog. Da wollten sie hinaufsteigen. Sie gingen los; und als sie einen Tag lang geklettert waren, schien die Spitze des Berges noch ebenso weit entfernt zu sein wie anfangs; am zweiten und dritten Tag war es auch nicht viel anders; doch am vierten Tag erreichten sie den Gipfel. Dort sahen sie im Stein eine Vertiefung, aus welcher eine Quelle hervorsprudelte; durstig tranken sie von dem Wasser; sie waren nun wie neubelebt, und alle Müdigkeit und Schwäche, die sie beinahe völlig erschöpft hatten, waren verschwunden und vergessen. Ein klein wenig ent-

fernt davon bemerkten sie Kreise, die aus Steinen errichtet waren. Sie traten in einen hinein; sogleich vernahmen sie die Töne eines Schwirrholzes, aus denen Wallahgooroonbooan, der Geisterbote Byamees, redete. Er fragte die Zauberer, was sie denn hier wollten, wo den Wissensdurstigen die heiligen Worte Byamees verkündet würden. Sie erzählten ihm, wie traurig und öde die Erde wäre, seitdem Byamee sie verlassen hatte, wie die Blumen alle eingegangen und keine wiedergekommen wäre. Obschon Byamee die wahlerh oder Manna gesandt hätte, um den lange entbehrten Honig zu ersetzen, so sehnten sie sich doch alle danach, daß die Erde wieder wie früher ihr fröhlich buntes Blumenkleid erhielte.

Da befahl Wallahgooroobooan einigen dienenden Geistern vom heiligen Berge, die Zauberer nach Bullimah emporzutragen, wo nie verwelkende Blumen in ewiger Blüte stehen. Die Zauberer dürften davon so viel pflücken, wie sie in den Händen tragen könnten. Dann sollten die Geister sie wieder in den heiligen Kreis auf dem Dobi-Dobi-Berg zurückbringen; und die Beschenkten müßten alsdann so schnell wie möglich heimgehen.

Als die Stimme ausgeredet hatte, wurden die Zauberer durch eine Öffnung in den Himmel hineingehoben und im Lande der ewigen Schönheit abgesetzt. Dort blühten überall in nie geschauter Fülle und Pracht die herrlichsten Blumen; sie zogen sich in feurigen Streifen hin und leuchteten gleich Hunderten von Regenbogen. O, die Zauberer waren davon so ergriffen, daß sie nur weinen konnten, doch es waren Freudentränen.

Dann fiel ihnen wieder ein warum sie eigentlich gekommen waren; sie blieben stehen und pflückten die Hände voll der verschiedensten schönen Blumen. Und die Geister trugen sie wieder in den Steinkreis auf der Spitze des Dobi-Dobi zurück.

Wieder ertönte das Summen des Schwirrholzes und Wallahgooroobooan sagte: „Nehmt die Blumen mit und sagt den Menschen, daß die Erde nie wieder ohne Blumen sein

wird. In allen Jahreszeiten werden die verschiedenen Winde sie bringen; Yarrageh Mayrah* wird die meisten schicken, dann soll jeder Baum und jeder Strauch seine Blüten bekommen, und zwischen den Gräsern auf den Ebenen und Abhängen sollen sich Blumen wiegen, o, so zahlreich wie die Haare auf dem Felle des Opossum. Allerdings soll Yarrageh Mayrah sie nicht immer so zahlreich bringen, aber doch zuweilen; niemals soll die Erde wieder ganz ohne Blumen sein. Gibt es nur wenige, und bläst ein sanfter Wind nicht erst den Regen herbei und lockt die Blumen, können die Bienen darauf nur wenig Honig für sich einsammeln, dann soll die wahlerh oder Manna wieder von den Bäumen tropfen und den Honig vertreten, bis Yarrageh Mayrah wieder Regen vom Berge herabsendet und den Bienen die Blüten öffnet; dann werden alle wieder Honig haben. Nun eilt, und als Wahrzeichen für das Versprechen nehmt zu euren Leuten die nie welkenden Blumen mit."

Die Stimme verstummte, und die Zauberer kehrten mit den Blumen aus Bullimah zu ihren Stämmen heim. Sie stiegen wieder die steinerne Treppe hinab, welche die Geister beim Kommen von Byamee gebaut hatten; über Abhänge und Ebenen hinweg wanderten sie wieder in ihre verschiedenen Lager. Die Leute drängten sich um sie herum und bewunderten mit weit aufgerissenen Augen die Blumen, welche die Zauberer bei sich trugen. Die Blumen waren noch so frisch, wie sie in Bullimah gepflückt waren, und erfüllten die Luft mit ihrem Wohlgeruch. Als die Stämme sich die Blumen lange genug angesehen und das Versprechen gehört hatten, das Byamee ihnen durch seinen Boten Wallahgooroonbooan verkündigte, da verstreuten die Zauberer die Blumen aus Bullimah überall hin, weit und breit. Einige fielen auf die Spitzen der Bäume, andere auf Ebenen und Abhänge, und wo sie hinfielen, da wachsen seither die verschiedenen Arten.

Die Stelle, wo die Zauberer die Blumen zuerst zeigten und

* Der Ostwind.

dann verstreuten, heißt heute noch Ghirraween, der Platz der Blumen. Wenn Byamees Bienen Yarrageh geweckt haben, und er den Regen vom Dobi-Dobi-Berge herabbläst, um den festgefrorenen Boden aufzuweichen, dann sprießen dort hohe saftige Gräser und prächtig blühende Blumen aller Art hervor. Bäume und Sträucher sind dann mit Blüten bedeckt, und die Erde überzieht sich wieder mit Gras und Blumen, so wie einst, als Byamee noch auf ihnen wandelte.

Byamees Bienen wecken Yarrageh Mayrah, den Ostwind; dann schickt er den Regen die Berge hinab, und die Bäume blühen, und die irdischen Bienen sammeln den Honig ein.

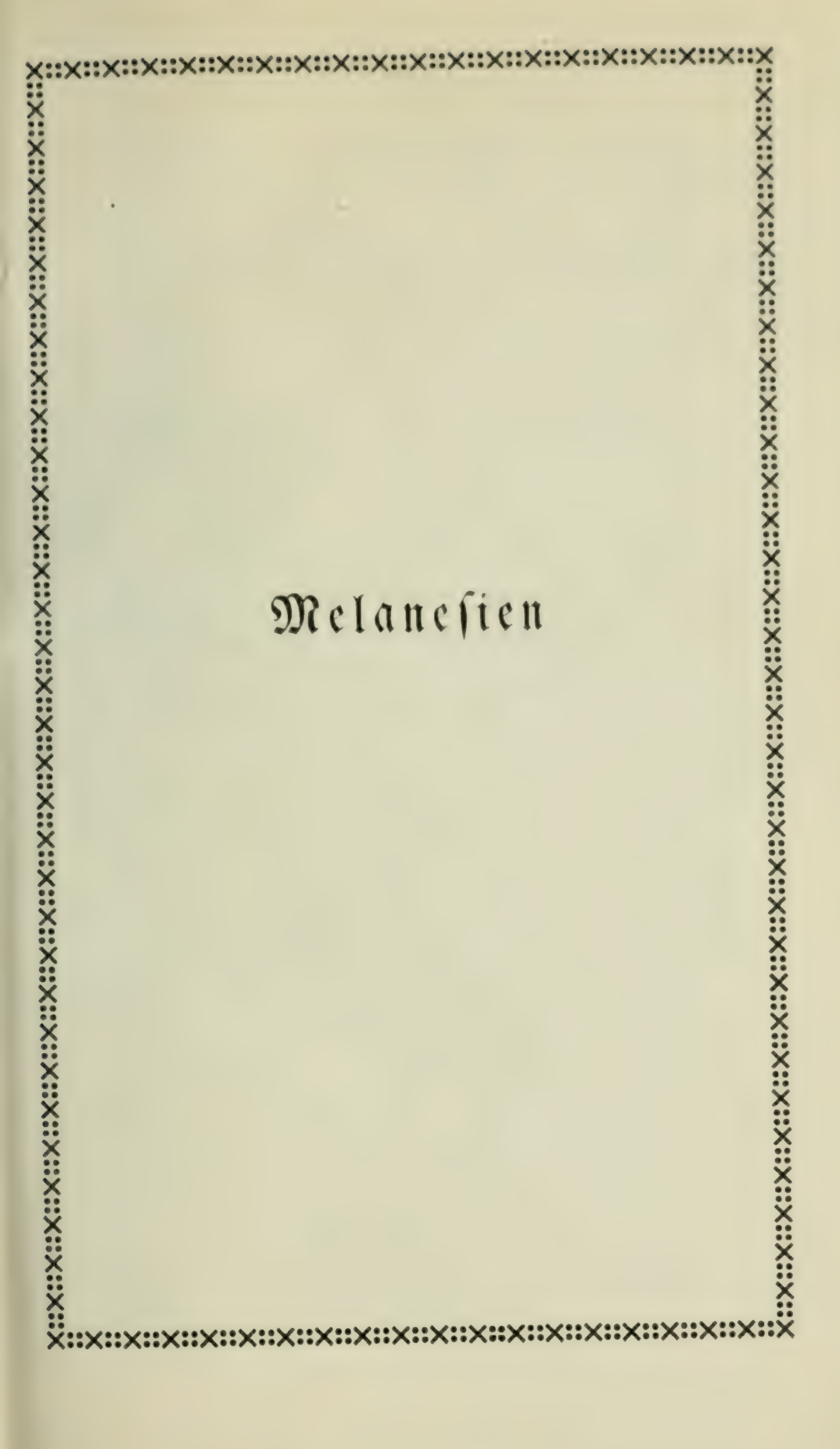
In der trockenen Zeit erscheinen die Ameisen als Boten und bringen die süße goonbean auf die Blätter, und die kleinen grauen Dulloorah-Vögel tragen die wahlerh oder Manna herbei.

Wenn sie kommen, sagt der Den: „Jetzt kommt die Trockenzeit und eine große Dürre ins Land. Überall sind nur wenige Blumen, und der Grassamen ist ausgegangen. Doch goonbean und wahlerh gehen vorüber, so geht auch die Trockenheit vorbei; Blumen und Bienen kehren wieder; so ist es stets gehalten worden, seit die Zauberer uns die Blumen aus Bullimah brachten."

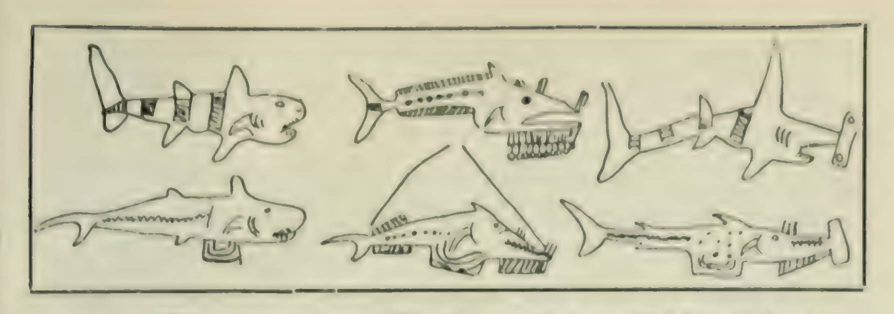
11. Der Ibis und der Mond

Der Ibis Muregu hatte lange als Einsiedler gelebt. In der Einsamkeit hatte er sich viele Bumerangs, Keulen, Speere, Schilde und Decken aus Opossumfell angefertigt. Die Waffen hatte er schön mit einem Opossumzahn beschnitzt und die Decken auf der Innenseite prächtig bemalt. Dann hatte er sich aus einem Emuknochen eine Nadel gemacht, sie eingefädelt und die Decken mit Opossumsehnen zusammengenäht. Der Ibis beschaute nun ganz stolz

seine Arbeit. Da kam der Mond Balu zu ihm und sagte: „Leih' mir bitte eine Decke." — „Nein," antwortete der Ibis, „ich verleihe keine Decken." — „Dann verkaufe mir eine." — „Nein, ich verkaufe auch keine." — Balu schaute sich um und erblickte die schön beschnitzten Waffen. „Muregu, verkaufe mir wenigstens einige Waffen." — „Nein, in verkaufe niemandem etwas von meinen Sachen." Wieder sagte Balu: „Die Nacht ist kalt, leih' mir doch eine Decke." — „Ich habe dir meine Meinung schon gesagt," entgegnete der Ibis, „ich verleihe meine Decken nicht."
Balu sagte nun nichts mehr; er ging fort, suchte sich einige Rindenstücke und baute daraus eine kleine Hütte. Als sie fertig war, und er behaglich darinnen saß, begann es in Sturzbächen zu gießen. Es regnete ohne Unterlaß, bis die ganze Gegend schließlich unter Wasser stand. Muregu ertrank. Seine Waffen schwammen fort und die Decken verfaulten im Wasser.



Melanesien



12. Warum der Kasuar keine Flügel hat



Früher konnte der Kasuar, ganz wie andere Vögel, fliegen. Doch er büßte diese Fähigkeit ein. Das geschah auf folgende Weise. Als es eines Tages sehr regnete, saß der Kasuar auf einem Baum und ließ die Regentropfen von sich herunterrieseln. Da kam ein kleines Vögelchen zu ihm und sagte: „Großväterchen, hebe deinen Flügel doch ein wenig in die Höhe, damit ich darunterschlüpfen kann und nicht naß werde." Der gutmütige Kasuar sagte ja, und das Vögelchen schlüpfte behende unter den einen Flügel. Doch es war ein arger Schelm. Es holte Nadel und Faden hervor und nähte den Flügel an dem Kasuar fest. Als es fertig war, sagte es wieder: „Großväterchen, bitte, laß mich unter den anderen Flügel schlüpfen, hier tropft es schon durch." Der Kasuar war damit einverstanden, und das Vögelchen versteckte sich unter den anderen Flügel, den es nun ebenso wie den ersten festnähte.
Als der Regen vorbei war, und die Sonne wieder schien, sagte das Vögelchen: „So, nun wollen wir weiterfliegen, das Wetter ist ja wieder schön." Damit schlüpfte es unter dem Flügel hervor und flog von dannen. Der Kasuar wollte ihm folgen; doch da bemerkte er zu seinem Schrecken, was das Vögelchen angerichtet hatte. So sehr er sich auch abmühte, die Flügel auszubreiten, es gelang ihm nicht, davonzufliegen. Er fiel zur Erde, und seit jenem Tage muß er sich beständig am Boden aufhalten.

Der Kasuar war sehr böse und rief dem Vögelchen zu: „Warte nur, ich werden deinen Kot behexen, dann mußt du sterben!"

Wenn nun das Vögelchen ein Bedürfnis verrichten wollte, setzte es sich so in die Baumkrone, daß der Kot nicht auf den Boden fallen konnte; er blieb am Baum hängen, und der Kasuar konnte ihn nicht behexen. Allmählich zog sich der an den Ästen hängende Kot zu einem langen Faden aus und wurde zu einer Schlingpflanze mit prächtigen roten Blüten.

13. Der Tanz der Vögel

Eines Tages kamen die Vögel in Rapopokanawuira auf Neu-Lauenburg zusammen, um dort ein großes Tanzfest abzuhalten. Sie hatten dazu die Teufel mit ihren Frauen eingeladen, denn die sollten die Musik machen. Die Geladenen erschienen auch; und in der ersten Reihe, wo die Musikanten mit den Trommeln saßen, ließen sich die Frauen nieder und sahen zu.

Zu diesem Tanzfeste war eine große Menge zusammengeströmt, alte, ehrwürdige Teufel und die Geister des benachbarten großen Vulkans, der Kaija. Ihr Anführer hieß To Marmarki; von ihm war die Anregung zu dem Tanze ausgegangen.

To Marmarki gab das Zeichen zum Anfang, und die Vögel stellten sich paarweise zum Tanze auf. Ganz hinten standen zwei Eulen, vor diesen zwei Krähen, davor zwei Stare, und es folgten ein Seeadlerpaar, zwei Habichte, zwei Tauben, zwei Kuckucke, zwei Malip-Vögel, zwei Kakadu, zwei Edelpapageienweibchen, und in der vordersten Reihe standen zwei Edelpapageienmännchen.

Die Eulen eröffneten den Reigen und tanzten zuerst die Reihe entlang nach vorn.

Als sie bei den Frauen vorüberkamen, sagten diese: „Wer

mag denn die beiden leiden, mit ihren tiefliegenden Augen und den häßlichen, weißen Schleiern darum?"
Nun tanzten die Krähen die Reihe entlang. Die Frauen aber sagten: „Wohin wollen die beiden? Sie sind ja kohlschwarz. Die mag niemand leiden."
Nun kamen die Stare und tanzten. Die Frauen sprachen: „Wohin gehen denn die mit ihren gelben Schnäbeln und den paar weißen Flecken auf dem Gefieder?"
Alsdann tanzten die Seeadler die Reihe entlang. Die Frauen aber redeten: „Wer mag die beiden mit ihrer schmutzig-gelben Farbe leiden?"
Darauf tanzten die Habichte vor. Und die Frauen schwatzten: „Was haben die beiden für weiße Hälse und ein rotbraunes Gefieder? Wer mag die beiden?"
Es folgten die Tauben. „Wohin wollen diese Weißhälse? Wer will die beiden haben?"
Nun kamen die Kuckucke an die Reihe und tanzten nach vorn. Die Frauen spöttelten: „Wohin wollt ihr denn mit eurem gesprenkelten Gefieder? Findet jemand an ihnen Gefallen?"
Als darauf die Kakadu vortanzten, sagten die Frauen: „Wozu tanzen überhaupt diese Weißköpfe, die über und über mit Kalkstaub bestreut sind? Wem könnten diese wohl passen!"
Dann tanzten die prächtigen Malip-Vögel die Reihe entlang. „Wohin eilen die beiden Feuerroten mit den gelben Flügeln? Wer möchte die haben?"
Nunmehr tanzten die beiden Edelpapageienweibchen, und die Frauen riefen: „Wer wird zwei so rote Vögel nur leiden können?"
Zum Schluß tanzten die Edelpapageienmännchen. Da sagte eine der Frauen: „Wo hinaus wollen denn die mit ihrem moosgrünen Gefieder?"
Sowie sie aber ihre Schwingen in die Höhe hoben, kamen deren purpurrote Unterseiten zum Vorschein. Als die Frauen das sahen, stürzten zwei von ihnen aus der Reihe hervor und klammerten sich an den Vögeln fest, damit sie ihnen gehörten.

Die anderen waren eifersüchtig, und wollten sie auch haben. So entstand unter Zanken und Streiten ein großer Lärm; eine heillose Verwirrung wurde angerichtet. Schließlich flüchteten alle vom Tanzplatz; bald konnten sie jedoch nicht mehr weiter, denn ein gewaltiger Felsen versperrte ihnen den Weg.

Da stimmten die Frauen und Männer ein lautes Wehklagen an und suchten weinend nach einem Ausweg. „Wohin sollen wir uns flüchten?“ riefen sie alle.

Da schrie To Marmarki in die Menge hinein: „Wartet, ich will euch helfen! Macht mir Platz!“

Alle machten ihm Platz. Und To Marmarki stellte sich vor den Felsen, ließ einen Wind streichen und sprengte ihn damit. Nun konnten alle durch die Löcher flüchten.

Trotzdem gab es ein großes Gedränge; einige wurden dabei getötet und breitgetreten. Die Leichen warf man ins Meer, wo sie in Fische verwandelt wurden.

So wurde ein Mann, den man breitgetreten hatte, zum Rochen, ein anderer zur Scholle, ein dritter zur Schildkröte. Einem Manne hatte man den Kopf zertreten, der wurde zum Plattkopf. Ein fünfter Mann endlich, den man mit einer Anzahl Lanzen durchbohrt hatte, strotzte davon wie ein Skorpionfisch. Als sie seine Leiche ins Meer warfen, wurde er zu einem wirklichen Skorpionfisch.

14. Die Sonne



s war einmal ein Mann, der mochte die Sonne nicht leiden. „Könnte ich ihr doch mal an den Kragen!“ rief er, „jetzt kommt sie schon wieder und hindert mich, auf die Pandanuspalme zu steigen, die voll reifer Früchte hängt. Sie sitzt schon dort oben, und ich kann nicht hinauf. Aber warte nur, ich werde dich wohl noch kriegen!“

Er machte sich eine große, feste Schlinge und wollte die Sonne damit einfangen. Mitten in der Nacht stand er auf und



Eingeborene aus Neu-Lauenburg

begab sich zur Pandanuspalme, um dort die Schlinge auszuspannen. Er tat es gerade an der Stelle, wo die Sonne heraufzukommen pflegte. Dann stellte er sich unten an der Palme auf und hielt das Ende der Schnur in der Hand. Sowie er nun sah, daß die Sonne heraufkam, zog er schnell die Schlinge zu und die Gefangene an den Füßen zu sich auf den Boden herab.

Vergebens flehte die Sonne: „Bruder! Weshalb hast du meinen Fuß in der Schlinge gefangen? Willst du mich umbringen?“

„Jawohl,“ erwiderte darauf der Mann, „du sollst sterben!“

„Aber wo willst du dich denn verstecken?“ fragte die Sonne, „wenn du mich umbringst, wird eine andere Sonne mich rächen.“

Der Mann antwortete darauf: „Nun, was könnte mir denn etwa geschehen?“ Dann schlug er auf die Sonne ein, die laut um Hilfe rief. „Wo bleibt nur mein Bruder?“ schrie sie.

„Ja, wo bleibt denn dein Bruder?“ spottete der Mann, „heute ist es um dich geschehen. Warum hast du mir die Pandanuspalme fortgenommen? Jetzt erhältst du deine Strafe.“

Die Sonne sagte: „Und wenn du mich nun tötest, glaubst du, daß du nicht ebenfalls umkommen wirst?“

Als sie verschied, waren ihre letzten Worte: „Nun gut! Vermagst du, dich in stockfinstere Nacht zu hüllen, so wirst du leben bleiben; dann wird keine andere Sonne dich finden können.“

Bald darauf erschien eine andere Sonne und suchte den Mörder. Sie setzte alle Bäume in Brand, um ihn zu finden. Auch der Boden glühte vor Hitze.

Es nutzte dem verfolgten Manne nichts, sich in ein Erdloch zu vergraben. Die Sonne sandte ihre Strahlen ohne Unterlaß auf ihn nieder. Ebenso war es für ihn vergeblich, im Meerwasser Zuflucht zu suchen. Die Sonne brannte ihm auch da auf den Leib.

Als er sich nun flach auf den Bauch ins Wasser legte, nutzte ihm das auch nichts; auch dort fanden ihn die Sonnen-

strahlen. Hierauf suchte er hinter Bäumen Schutz. Die Sonne setzte die Bäume in Brand und vernichtete sie, so daß der Mann frei und schutzlos dastand. Als er nun im Kreise und im Zickzack der Sonne auszuweichen suchte, brannte sie ihm so kräftig auf den Leib, als ob er mit einer Fackel angesengt würde. Schließlich glühte die Sonne so auf seinen Schädel herab, daß er auseinandersprang; und der Mann starb. Dann fraß ihm die Sonne mit ihrem Feuer die beiden Beine ab, weil er damit auf der anderen gefangenen Sonne herumgetrampelt hatte. Auch die Arme brannte sie ihm weg, weil er damit die Schlinge zugezogen hatte. Auf die Brüder des Mannes sandte die Sonne ohne Unterlaß ihre sengenden Strahlen herab, bis sie tot waren; und ebenso machte sie es mit seinen Schwestern. Alle wurden getötet, und die ermordete Sonne war gerächt. So kam jene Verwünschung auf: „Die Sonne soll dir auf den Schädel brennen, daß er zerspringt!"

15. Warum wir sterben

Eine gute, alte Frau war gestorben und wurde begraben. Sie grub sich aber selber aus dem Grabe, aus der Grube wieder aus.

Zufällig kam ein Kind vorüber; sie sagte zu ihm: „Hole mir etwas Feuer, damit ich mich daran wärmen kann!"

Das Kind weigerte sich aber zu gehen; es gehorchte der guten Alten nicht, die ihm vergebens zuredete. So starb die Alte wieder.

Hätte jenes Kind ihr gehorcht, so wären wir nicht endgültig gestorben. Man hätte uns wohl begraben; aber wir hätten uns selber wieder ausgegraben und zum Leben erwecken können, weil wir uns am Feuer erwärmt hätten.

Da das Kind der alten Frau nicht gehorsam war, erwachen wir nicht wieder zum Leben, sondern sterben ein für allemal.

16. Drei Geschichten von den Brüdern To Kabinana und To Karwuwu

1. Der Fisch

To Kabinana schnitzte sich aus Holz einen Thunfisch und warf ihn ins Meer. Dort wurde er lebendig. Und zum Dank dafür trieb er nun immer die Sardinen an den Strand, so daß To Kabinana sie bequem fangen und nach Hause tragen konnte.
Als To Karwuwu die große Menge Fische sah, wollte er auch welche haben und fragte seinen Bruder: „Sag einmal, wo gibt es diese Fische? Ich möchte gern welche essen.“ — „Schön, dann mache dir einen Fisch, wie ich ihn mir schnitzte; es muß aber ein Thunfisch sein.“
To Karwuwu machte sich nun einen Fisch; doch tat er nicht, wie sein Bruder sagte, sondern schnitzte einen Hai. Er ließ ihn auf die Sardinen losschwimmen; der Hai fraß sie ohne weiteres auf, und To Karwuwu bekam keine. Weinend ging er wieder zu seinem Bruder und sagte: „Ich konnte keinen Fisch machen, wie du ihn hast; mein Fisch frißt die andern bloß auf.“
Da fragte ihn To Kabinana: „Was für einen Fisch hast du dir denn gemacht?“
„Nun, ich schnitzte mir einen Hai,“ antwortete Ta Karwuwu.
Sein Bruder antwortete ihm darauf nur: „Du bist ein entsetzlicher Dummkopf und unser Verderb. Dein Fisch wird alle andern auffressen und uns wohl nicht verschonen.“
Seitdem frißt der Hai nicht nur die andern Fische, sondern fällt auch den Menschen an.

2. Das Häuten

Eines Tages röstete To Karwuwu Brotfrüchte. Da kam To Kabinana, der gerade spazieren ging, zu ihm und fragte:

„Kochst du da?“ — „Jawohl.“ — „Weshalb tust du es denn heimlich? Soll die Mutter es nicht wissen? Bringe ihr doch auch eine halbe Brotfrucht.“

To Karwuwu ging zur Hütte der Mutter. Sie war wieder eine junges Mädchen geworden und hatte sich gehäutet. Ihr Sohn erkannte sie darob nicht wieder.

Er fragte: „Wo bist du, Mutter?“

„Ich bin hier.“

„Nein,“ entgegnete er, „du bist nicht meine Mutter.“

„Du irrst dich,“ sagte sie, „ich bin es doch.“

„Aber du siehst nicht so aus wie meine Mutter.“

„Und ich bin es doch; sieh, ich habe mich nur gehäutet.“

Da weinte To Karwuwu bitterlich, daß seine Mutter eine andere Haut bekommen hatte, denn er kannte sie nicht wieder.

„Ich mag dich nicht mehr leiden,“ sagte der Sohn, „du gefällst mir so nicht.. Sag, wo hast du deine alte Haut gelassen?“

Sie erwiderte: „Ich habe sie ins Wasser geworfen, das sie schon fortgeschwemmt hat.“ To Karwuwu weinte weiter: „O, deine neue Haut mag ich gar nicht, ich werde dir die alte wiedersuchen.“

Er stand auf, ging fort und suchte und suchte, bis er sie schließlich in einem Gestrüpp hängen fand; das Wasser hatte die Haut dorthin getragen.

Er nahm sie mit, kehrte wieder zur Mutter zurück und zog sie ihr an.

Am Abend kam To Kabinana heim und fragte seinen Bruder: „Weshalb hast du Mutter wieder die Haut angezogen, die sie abgestreift hatte? Du bist wirklich ein großer Narr! Nun müssen unsere Nachkommen immer sterben. Und nur die Schlangen werden sich häuten.“

To Kabinana war sehr wütend über To Karwuwu, weil er das Häuten der Menschen vereitelte, und nur die Schlangen es verstehen.

Ärgerlich trat er der Schlange auf den Kopf, so daß er breit wurde. „Du hast uns um das Häuten gebracht!" sagte er.
So häuten wir uns nicht, sondern die Schlangen. Eigentlich hätten wir es ursprünglich tun sollen, dann wären wir immer wieder jung geworden.

3. Die Brotfrucht

Eines Tages ging To Kabinana aus und fing sich sechs lebende Schlangen, die er mit einer Schnur zusammenband. Dann ging er in den Wald, wo an einer Stelle Brotfruchtbäume standen, die allerdings den Teufeln gehörten. Er stieg auf einen Baum hinauf und wollte sich einige Früchte herabholen. Die Teufel paßten aber auf und hüteten ihre Brotfruchtbäume sorgfältig, damit ihnen niemand die Früchte stehle. To Kabinana pflückte trotzdem eine Brotfrucht ab, zog aus dem Bündel eine Schlange heraus und warf beide nach unten, so daß sie mit Gewalt auf den Boden schlugen. Die Teufel hörten das Geräusch und dachten, es wäre jemand bei ihren Brotfrüchten. Als sie aber die Schlange sahen, jagten sie hinter ihr her; auf die Brotfrucht achteten sie weiter nicht.
To Kabinana pflückte eine andere Brotfrucht und warf sie zugleich mit einer Schlange hinab; und die Teufel jagten ihr wieder nach.
So machte er es noch mehrmals, bis die Schlangen aufgebraucht waren. Dann stieg er vom Baum herab.
Während nun die Teufel hinter den lebenden Schlangen im Walde herjagten, las To Kabinana die Brotfrüchte auf und ging heim zu seinem Bruder To Karwuwu. Der fragte ihn: „Bruder, was hast du da für Früchte?" — „Das sind Brotfrüchte!" — „Wo kann man die bekommen?" — „Dort unten."
„Schön, ich werde mir einige holen, ich werde auch auf den Baum steigen."
„Du wirst wieder schöne Dummheiten anstellen."

„Hoho, ich werde schon einige für mich und dich herbeischaffen.“

„Gut, geh nur! Fange dir aber zuvor einige lebendige Schlangen!“

To Karwuwu ging fort; er schlug jedoch die Schlangen tot und stieg damit auf den Baum. Er pflückte eine Brotfrucht ab und warf sie gleichzeitig mit einer toten Schlange hinunter.

Die Teufel jagten ihr nicht nach, weil die Schlange nicht floh; sie blieb auf dem Boden liegen, denn sie war ja tot.

So bemerkten die Teufel auch die Brotfrucht und sagten: „Wer holt da unsere Brotfrüchte herunter und will uns noch obendrein anführen? Kommt, den wollen wir uns kaufen!“

Sie kriegten nun den To Karwuwu zu fassen und verprügelten ihn jämmerlich. Er schrie um Hilfe: „O weh, To Kabinana, mein Bruder! Komm, steh mir bei, blase das Tritonshorn und rühre die Trommeln!“

Als dann To Kabinana ins Muschelhorn stieß und die Trommeln rührte, flohen die Teufel. To Karwuwu konnte vom Baum herabsteigen und begab sich zu seinem Bruder. Der fragte ihn: „Was hast du denn bloß mit den Brotfrüchten gemacht?“

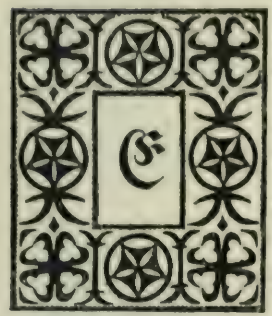
„Ich habe die Schlangen totgeschlagen, und als ich dann eine Brotfrucht und eine tote Schlange hinabwarf, da jagten sie nicht hinterher.“

„O, solch einen Toren wie dich hat die Welt noch nicht gesehen. Ich habe dir doch ganz genau gesagt, es sollten lebendige Schlangen sein. Was sollten sie denn auch hinter einer toten Schlange herlaufen? Nun werden sich unsere Kinder vor dem Teufel fürchten, und er wird sie verfolgen. Und weil du eine tote Schlange vom Baum herabwarfst, werden alle, die vom Baum abstürzen, sich zu Tode fallen.“

Und so ist es gekommen, wer von einem Baum herabfällt, bleibt tot.

17. Das Huhn und der Kasuar oder der Ursprung des Muschelgeldes

1



Es war einmal ein kleiner Knabe, der ging am Meeresstrande spazieren. Damals gab es bei uns schon Muschelgeld, und wir brauchten nicht so weit zu reisen, wie heute, sondern fanden es hier ganz in der Nähe. Vier Tage brauchten die Leute nur wegzubleiben. Jetzt dauert die Fahrt dagegen sechs Monate.

Das kam so. An dem Tage stiegen die Männer wieder in die Boote, um Muschelgeld zu holen. Viele sahen am Strande zu, und ein Mann sagte zu den Schiffsleuten: „Wenn euch jemand auf der Reise begegnet und euch begrüßt, so seid recht freundlich zu ihm und dankt für den Gruß! Sollte euch der Einsiedlerkrebs begrüßen, dann antwortet ihm ja mit einem liebenswürdigen Gegengruß!"

Darauf fuhren die Boote ab und trafen wirklich den Einsiedlerkrebs, der ihnen einen guten Tag bot. Die Schiffsleute hatten jedoch die Ermahnung vergessen; sie dankten nicht, und einer von ihnen verspottete sogar den Einsiedlerkrebs.

„Seht einmal hin," sagte er, „was für eine abscheuliche Fratze hat der Kerl!"

Darauf erwiderte der Krebs: „Wenn ihr das nächste Mal wieder hierherkommt, werdet ihr kein Muschelgeld mehr finden. Die Muscheln werden nun fortziehen und sich weit, weit von hier an einem andern Ort niederlassen. Euch soll die Lust an solchen Reisen schon vergehen; die werden euch beschwerlich genug fallen, und viele von euch sollen unterwegs sterben! Wer umkommt, wird dann fern von der Heimat in der Fremde, in der Wildnis begraben und keine Totengesänge, keine Totenklagen ehren sein Andenken!"

Nun wurden die Männer traurig und verzehrten sich alle vor Sehnsucht nach dem geliebten Muschelgeld, aber niemand wußte, wo es war.

2

Eines Tages wurde der kleine Knabe schwer gekränkt. Er war hungrig, aber Vater und Mutter wollten ihm nichts zu essen geben, so sehr er auch darum bat. Sie sagten zu ihm: „Iß deinen Dreck, und wenn du nicht satt wirst, dann kannst du ja den der anderen Kinder auch noch verzehren, mit denen du immer spielst!"

Sie hatten ihn bitter gekränkt. Er gab ihnen keine Antwort, sondern ging still zum Hause hinaus an den Strand. Dort traf er einen mächtigen Baumstamm, den das Meer angeschwemmt hatte. Der fragte den Jungen: „Was ist mit dir los?"

„Vater und Mutter haben mich beschimpft und mir nichts zu essen gegeben."

„Du armer Kerl! Wohin willst du denn nun gehen?"

„Ich werde mich heimlich im Walde herumtreiben. — Aber sag mal, wo bist du denn, der hier mit mir spricht?"

„Setze dich nur auf den Baumstamm, der meint es gut mit dir."

Das tat der Knabe, und nun fuhr der Baumstamm mit ihm schnell ins weite Meer hinaus.

Er schwamm und schwamm und schwamm immer fort und landete schließlich in Nakanai, wo man heute das Muschelgeld findet.

Doch der Knabe weinte. Da sagte der Baumstamm zu ihm: „Weine nicht, sondern flicht dir lieber eine Anzahl Körbe!"

Kein Mensch war dort und der Knabe mutterseelenallein. Plötzlich sah er einen andern Baumstamm herankommen, auf welchem ein Huhn dem Ufer zuruderte. Da rief der Knabe: „Sieh, dort kommt ein Boot!"

Darauf erwiederte der Baumstamm: „Es wird hier bei uns

landen, sei recht höflich und begrüße das Huhn.“ Das scheinbare Boot stieß an den Strand, und das Huhn hüpfte vom Baumstamm herab in den Sand. Der Knabe und der redende Baumstamm begrüßten das Tier und es fragte: „Woher kommt dieser Mensch?“ — Er will die Muscheln gern haben, die das Meer hier an den Strand kehrt,“ antwortete der redende Baumstamm und fragte den Knaben: „Wie viele Körbe hast du nun wieder geflochten?“
„Zwei.“ — „Dann flicht noch acht dazu!“
Und von neuem fragte der redende Baumstamm: „Wie viele Körbe hast du nun wieder geflochten?“
„Acht.“ — „Dann flicht jetzt zehn dazu!“
Und wieder fragte der redende Baumstamm: „Wie viele Körbe hast du jetzt dazu geflochten?“
„Andere zehn!“ — „Dann flicht nochmals zehn Körbe dazu!“
Der Knabe tat, wie der Baumstamm ihm geheißen hatte, und als er fertig war, fragte er: „Wozu willst du denn diese dreißig Körbe haben?“
„Komm,“ antwortete der Baumstamm, „und nimm alle Körbe mit. Bei den ersten zehn stellst du dich hin; die übrigen ordnest du hier am Strande in einer langen Reihe und setzest einen neben den andern.“
Der Knabe setzte die Körbe in den Sand.
„Jetzt geh ein wenig von den Körben weg!“ ragte der redende Baumstamm.
Da schoß eine Welle heran, die bestand aus lauter Muscheln. Sie schlug am Strande auf und füllte alle dreißig Körbe mit Muschelschalen. „Sind deine Körbe voll?“ fragte der redende Baumstamm. „Ja, aber wohin soll ich sie tun?“ „Lade sie nur auf den anderen Baumstamm!“ — „Wohin soll ich sie denn bringen?“ fragte der Knabe und weinte dicke Tränen; denn nun bekam er Sehnsucht nach Vater und Mutter. Der redende Baumstamm aber antwortete: „Warte nur, bald wirst du sie wiedersehen!“
Der Knabe kletterte also auf den anderen Baumstamm

hinauf, und der redende Baumstamm sagte zu ihm: „Wer soll dich nach Hause bringen?"
(Hm!)
Der Knabe weinte wieder bitterlich.
Da rief der redende Baumstamm das Huhn herbei und sprach: „Du, Huhn, bringe mir diesen Knaben in seine Heimat!" Das Huhn hüpfte darauf auf den Baumstamm, der sich sogleich in Bewegung setzte. Und er schwamm und schwamm und schwamm immerfort. Das Huhn fragte den Knaben: „Ist deine Heimat schon nahe?" — „Nein; sie ist noch weit weg!"
Der Baumstamm trieb immer weiter, und unterwegs begegneten sie einem anderen Baumstamm; auf dem saß ein Kasuar und ruderte.
„O, sieh, ein Boot!" rief der Knabe. Der Kasuar wünschte ihnen einen guten Tag; sie fuhren und fuhren und fuhren aber immer weiter.
Zum andern Mal fragte das Huhn den Knaben: „Ist deine Heimat schon nahe?" — „Nein," antwortete der Knabe, „ich weiß gar nicht mehr, wo meine Heimat ist." Sie fuhren immer weiter.
Plötzlich fing der Knabe wieder an zu weinen und sagte: „Wo mag meine Heimat denn nur sein?"
Sie fuhren und fuhren und fuhren immer weiter, und schließlich kam der Baumstamm in der Heimat des Knaben an. Da fragte das Huhn: „Junge, sag, in welchem Dorf wohnst du?"
Der Knabe zeigte ihm den Ort, und dort landeten sie. Die Körbe wurden nun alle an den Strand geschafft und hoch aufgestapelt. Dann brach der Knabe auf, wanderte ins Dorf und trat schließlich in das Haus von Vater und Mutter ein. Als er auf dem Hofe die Totenopfer und das Totengerüst sah, fragte er: „Für wen habt ihr das Totengerüst errichtet?"
„Das Totengerüst und die Totenopfer sind für dich da," antworteten die Eltern. „Wir dachten, du wärest tot, und

deshalb haben wir alle Feierlichkeiten bestellt. Wir sind nun zwei arme Schlucker geworden, und wenn wir sterben, hinterlassen wir dir nicht soviel Muschelgeld mehr, um davon unser Begräbnis zu bestreiten. All unser Geld ist verbraucht. Wir haben es verteilt und die Trauergäste damit beschenkt, die zu deinen Totenfeierlichkeiten erschienen waren."

„Kommt mal mit mir," sagte der Knabe, „aber macht erst noch ein großes Paket Essen fertig."

Die Eltern taten es und fragten dabei ihren Sohn: „Sag, wo bist du nur gewesen, woher kommst du eigentlich?"

„Ich bin soeben mit anderen wieder gelandet; ich habe eine weite, weite Reise von sechs Monaten hinter mir."

„Und was hast du inzwischen gegessen?"

„Nicht viel. Ich bekam jeden Tag nur ein Stückchen Kokosnuß."

Dann gingen sie an den Strand. Als sie dort ankamen, sagte der Knabe zu seinen Eltern: „Hier nehmt diese Körbe mit!"

„Woher hast du nur das viele Muschelgeld?"

„Das habe ich mitgebracht. Denkt an das Paket mit Essen, kommt, legt es da auf den Baumstamm!" —

„Wohin sollen wir es legen?" fragten die erstaunten Eltern.

„Legt es nur hin, dort auf den Baumstamm."

Es geschah. Und sogleich hüpfte das Huhn, das solange das Geld bewacht hatte, auf den Baumstamm, und ein zweites folgte ihm. Dann schob der Knabe den Baumstamm in die See und sagte: „Baumstamm, schwimm fort."

Der Baumstamm schwamm fort und mit ihm die beiden Hühner. Und er schwamm und schwamm und schwamm und landete endlich wieder in Nakanai.

3

„Was sollen wir mit den Muschelschälchen machen?" fragten die Eltern den Knaben.

„Durchbrecht sie und reiht sie auf einen Faden!"

Da machten die beiden in der Mitte jedes Schälchens ein

kleines Loch und reihten die einzelnen Muscheln auf lange Stränge. Der Knabe band sie dann auf einen großen Reifen und machte daraus einen dicken Ring. Als sie fertig waren, gab der Sohn seinen Eltern einen Ring ab und sagte: „Diesen Ring will ich euch schenken! Nun habt ihr das Geld wieder, was ihr für mich ausgegeben habt."

Die Eltern freuten sich und gingen vergnügt nach Haus. Die übrigen Ringe nahm der Knabe mit in seine eigene Hütte. Er war der reichste Mann im Dorf und besaß dreißig große Ringe Muschelgeld.

4

Als die anderen Leute das hörten, wollten sie auch gerne Geld haben. Sie besprachen sich: „Kommt, wir wollen in das Land fahren, wo sich das Muschelgeld befindet." Und sie gingen zum Knaben, der nun zum Mann geworden war, und fragten ihn: „Sag mal, wie viele Monate brauchen wir, um dort hinzukommen?" — „Im ganzen sechs Monate," antwortete der Mann. — „Dann wollen wir reisen," riefen die Leute, „aber laßt uns gehörig zu essen mitnehmen."

Sie kochten nun Essen und richteten die Boote her. „Bindet ja die Ausleger gehörig fest an die Boote, damit sie recht widerstandsfähig werden und Wind und Wetter trotzen können!"

Als sie mit allem fertig waren, stiegen sie in die Boote, fuhren ab und landeten glücklich unter der Führung des reichen Mannes in Nakanai.

Sie sammelten dort die Muschelschälchen ein, und während sie beim Auflesen waren, kam der Kasuar auf dem Baumstamm angefahren. Er sah sich die Leute an, aber sagte nichts.

Der Mann hatte jedoch den Baumstamm erkannt; während die anderen Leute nun ihre Schätze in die Boote trugen, belud er ihn mit Muschelschälchen.

Als sie damit fertig waren, sagten sie: „Laßt uns wieder

heimkehren!" Und sie rüsteteten alles zur Abreise und fuhren schließlich ab. Der Mann sagte aber zum Baumstamm: „Bleibe du nur vorerst hier, du wirst schon wissen, wann du kommen mußt."
Dann stiegen alle in die Boote und fuhren in die Heimat. Sie waren noch auf hoher See und weit von ihrem Dorfe entfernt, als sie plötzlich hinter sich ein Rauschen vernahmen. Sie wandten sich um und sahen zu ihrer Verwunderung den Baumstamm nachkommen. Darauf saßen die Freunde des Mannes, das Huhn und der Kasuar.
Der Baumstamm überholte sogar die Boote und landete zuerst. Die übrigen Leute kamen viel später und fragten die Vögel: „Habt ihr denn die Körbe schon ausgeladen?"
Da antworteten die beiden: „Ja, die haben wir ausgeladen. Sie liegen dort sicher am Strande und die Brandung kann sie nicht erreichen."
Während die Leute ans Land stiegen, fuhren die beiden Vögel wieder auf dem Baumstamm fort. Der reiche Mann wünschte ihnen Lebewohl und sagte zu den Leuten: „Hütet euch ja, jemals ein Huhn oder einen Kasuar zu beschimpfen oder zu kränken!"
Alle trugen die Körbe mit den Muschelschälchen an den Strand und in ihre Hütten und freuten sich, daß sie das Muschelgeld wiedergefunden hatten. Die Körbe des reichen Mannes bekamen seine Eltern, die damit vergnügt nach ihrem Gehöft zogen.
Der reiche Mann sagte aber: „Nun werden wir immer große Sehnsucht nach den Muschelschälchen von Nakanai haben!"
Jedes Jahr fahren die Leute nach Nakanai und holen neue Muschelschälchen. Sie nennen den Weg nach dem beleidigten Knaben, der später zum reichen Mann wurde, weil er den Weg ins Muschelgeldland wiedergefunden hatte. Sechs Monate brauchte man zu einer Fahrt.
Das Huhn wohnte fortan in Tabai und der Kasuar in Nakanai.

18. Die Ratte und der Schmetterling

Eine Ratte und ein Schmetterling bauten sich einmal ein Boot; sie verzierten es mit schönen Schnitzereien und hingen Kauri-Muscheln daran. Dann stiegen sie ein, und als sie im Meer über tiefes Wasser fuhren, ließ die Ratte einen Wind streichen. „Wenn du das noch einmal tust," sagte der Schmetterling, „machst du unser Boot entzwei." Nun ließ der Schmetterling einen Wind streichen. „Was schiltst du mich denn aus?" sagte die Ratte, „du wirst noch ein Loch in unser Boot machen!"
„Das macht mir nichts aus," sagte der Schmetterling, „ich kann fliegen." — „Und ich muß schwimmen," antwortete die Ratte.
So ging es weiter; bald ließ der eine, bald der andere einen Wind streichen; schließlich machte die Ratte es so kräftig, daß der Schiffsboden entzweibarst, und das Boot sich mit Wasser füllte und sank.
Die Ratte schwamm, und der Schmetterling flog vornweg. „Verlaß mich nicht," rief die Ratte hinter ihm her, „komm zurück, wir wollen zusammenhalten."
Doch der Schmetterling kam erst wieder, als er müde ward; da setzte er sich auf den Kopf seines Freundes. „Geh' 'runter! wir sinken sonst," sagte die Ratte. „Du hast ja das Boot entzwei gemacht," sagte der Schmetterling, „ich bleibe auf deinem Kopfe, und du mußt an Land schwimmen." Und so schwamm die Ratte, während der Schmetterling auf ihrem Kopf sitzen blieb.
Schließlich kamen sie in seichtes Wasser und wateten ans Land; die Ratte war so müde, daß sie nicht einmal das Wasser vom Fell abschüttelte, sondern sich zum Schlafen hinlegte, während ihr Freund, der Schmetterling, auf Nahrungssuche ging. Der Schmetterling flog in einen Bananengarten und sog den Saft ein, der aus den reifen Bananen

herausfließt; endlich begab sich auch die Ratte in ein Zuckerrohrfeld, kletterte auf einen saftigen Stengel und fing an zu knabbern. Sie knabberte und nagte, bis plötzlich der Stengel abbrach, über die Ratte hinwegfiel und sie einklemmte. „Ki, ki, ki!" schrie sie da; und als der Schmetterling seinem Freunde helfen wollte, da war er schon tot. Er hüllte ihn in eine Matte und rief seine Gefährten herbei.

Viele Schmetterlinge stellten sich ein; und sie trugen die Ratte in das schon vorbereitete Grab. Eine Weihe sah den Zug und sagte: „Freunde, was für einen Braten habt ihr denn da?" Doch sie sagten es ihm nicht. Der Adler fragte: „Kerle, was für Fleisch habt ihr da eingewickelt?" Doch sie sagten es ihm nicht. Auch die anderen Aasvögel erkundigten sich bei den Schmetterlingen; doch die trugen die Ratte fort und bestatteten sie so, daß niemand zu ihr gelangen konnte.

19. Kukuku und Waima



Es war einmal eine Ameise namens Waima, die lebte mit einem Vogel zusammen, der Kukuku hieß; und beide waren eng miteinander befreundet.

Eines Tages machten sie sich ein großes Schweinenetz, und Kukuku sagte: „Wir wollen gehen und einmal unser Netz ausprobieren." Sie gingen los und gelangten bald in das Grasgelände, wo sich ihre Jagdgründe befanden. Sie verabredeten, daß die Ameise beim Netz aufpassen und der Vogel auf Schweine pürschen sollte.

Nach einer Weile hatte Kukuku ein großes Schwein entdeckt und jagte es nun nach dem Netze hin. Dabei rief er: „Waima, wo bist du? Paß gut auf! Gleich kommt das Schwein vorbei!"

Die Ameise stand auf, und als das Schwein sich in dem Netz verfangen hatte, stach sie ihm in die Augen, und als es nichts mehr sehen konnte, speerte und versteckte sie es im Grase.

Der Kukuku kam herbei und sagte: „Nun? Was ist denn mit dem Schwein los?" Zuerst log ihm die Ameise etwas vor und sagte: „Ich weiß davon nichts," dann setzte sie nach einer Weile hinzu: „Geh, und schlag' einen jungen Baum ab und hole etliche Meter Schlingpflanzen herbei," und als der Vogel damit herbeikam, zeigte Waima ihm das Schwein und sagte: „Nimm nur die Speere und das Netz mit, ich will das Schwein tragen."

Zu Hause säuberten und schlachteten sie das Schwein; darauf besprachen sie, wer die Eingeweide zum Seestrande hinabtragen und dort waschen sollte. Schließlich sagte Kukuku: „Bruder, ich will sie hinabtragen und waschen, und du kannst inzwischen das Schwein braten."

Als er an den Strand kam, stieß ein Fischadler herunter, schnappte ihm die Eingeweide weg und flog damit fort; er kam mit leeren Händen nach Hause.

„Wo sind denn die Eingeweide?" fragte Waima den Kukuku bei seiner Rückkehr. „O, der Fischadler hat an ihnen Gefallen gefunden," antwortete Kukuku; so hatten sie nur das Schwein zu essen; dann legten sie sich nieder und schliefen.

Am andern Tag gingen sie wieder auf die Jagd; diesmal wurde ausgemacht, daß Kukuku auf das Netz Obacht geben und Waima auf Schweine pürschen sollte.

Nach einer Weile jagte die Ameise ein fettes Schwein aus seinem Schlupfwinkel auf und rief: „Kukuku, Kukuku, da kommt dir ein dickes Schwein entgegengelaufen!" Als Kukuku das hörte, bekam er es mit der Angst und versteckte sich im Gebüsch, bis das Schwein vorbei war. Dann nahm er den Speer und stieß ihn in einen Gaguma-Baum, so daß der rote Saft über die Schneide rann.

Als Waima keine Schweine mehr finden konnte, kam er wieder herbei und sagte: „Wo ist unser Schwein?" Kukuku wies auf den Speer und sagte: „Ich hab' es gespeert, aber es war zu dick; es ist durch das Netz gebrochen, hat den Speer abgeschüttelt und ist entkommen." Und die Ameise

fragte: „Wohin ist es denn gelaufen?" — „Das weiß ich nicht," antwortete Kukuku, „ich habe es gespeert, aber es ist entkommen."
An diesem Abend hatten sie nichts zu essen.
Am nächsten Tag mußte die Ameise wieder auf das Netz passen; sie töteten ein feines Schwein und säuberten es wie das erste; als der Kukuku jedoch wieder die Eingeweide waschen wollte, da nahm ein Falke sie ihm weg.
Allmählich kam die Ameise dahinter, daß der Kukuku, wenn er Eingeweide reinigen sollte, jedesmal bange wurde und sie fallen ließ, wenn sich andere Vögel näherten. Als sie nun wieder einmal ein Schwein getötet hatten, sagte er: „Ich habe keine Lust, stets um das Kleinfleisch zu kommen; diesmal will ich die Eingeweide säubern; du kannst Holz holen, Feuer anmachen und das Schwein braten."
Als Waima an den Strand kam, flog ein Nashornvogel herbei und wollte ihm die Eingeweide wegnehmen; doch Waima speerte ihn in die Augen, tötete ihn, und als er die Eingeweide gewaschen hatte, nahm er ihn mit nach Hause.
Als Kukuku den toten Nashornvogel erblickte, erschrak er: „Bruder, was hast du getan? Nun werden sich alle Vögel rächen wollen und uns bekriegen, weil wir den Herrn getötet haben. Ach! Weh!"
„Falls sie das tun," sagte Waima, „werde ich mich in einem Tutuana-Baum verstecken." — „Aber wo soll ich mich verbergen?" sprach Kukuku, „wohin ich gehe, können mir auch die Vögel folgen." Waima ging fort und versteckte sich im Tutuana-Baum; Kukuku blieb allein zurück; er mußte an die vielen Vögel denken, die nun bald den Nashornvogel vermissen, ihn suchen und ihn rächen würden.
Als die Vögel kamen, hatten sie bald den Kukuku gefunden; sie jagten ihn ins hohe Gras, nach Waima schauten sie sich vergeblich um; denn die Ameise war zu ihren Verwandten geflohen und baute mit ihnen im dichtbelaubten Tutuana-Baum Häuser. Als sie viele Häuser fertig hatten,

wurden sie von den Vögeln bemerkt, die sich nun zusammentaten und beratschlagten, was sie tun sollten.

Ein Vogel sprach: „Ich will einen Versuch machen und in ihre Häuser einbrechen;“ als er es jedoch versuchte, da stachen die Ameisen ihm in die Augen, und er fiel tot hin; andere Vögel versuchten es mit demselben Erfolg; und so lagen sie schließlich beinahe alle tot unter dem Tutuana-Baum. Die Krähe hatte jedoch von einem Baum aus zugesehen und sagte zu den wenigen, noch übriggebliebenen Vögeln: „Laßt mich's mal versuchen,“ damit fing sie an, die Blätter von den Häusern der Ameisen herunterzureißen; sie konnten der Krähe nicht in die Augen stechen, denn sie hatte sie geschlossen; und so machte sie alle Blätterhäuser bis in die Wipfel hinauf entzwei. Fast alle Ameisen gingen zugrunde; und nur wenige, die sich unter der Rinde verbergen konnten, blieben am Leben. Die Krähe flog aber auf den Erdboden hinunter und aß sich an den toten Ameisen gehörig satt.

Darum mögen die Vögel sich nicht in den Tutuana-Bäumen aufhalten, weil die Ameisen ihre Häuser darin bauen; und der Kukuku-Vogel wagt nicht, sich wieder auf einem Baum niederzulassen, sondern wohnt bis zum heutigen Tage im hohen Gras.

20. Die Geburt der Sonne



Es war einmal eine Frau, die jätete den ganzen Tag über in ihrem Garten an der See Unkraut aus. Eines Tages sah sie einen großen Fisch in der Brandung spielen; sie ging auf das Riff hinunter, wo die Brandung sich brach, und watete in die See hinaus. Der Fisch rieb sich an ihren Füßen und schnupperte an ihren Hüften herum. Und jeden Tag, wenn die Frau in die See hinausging, kam der Fisch wieder und spielte mit ihr das

gleiche Spiel. Nach einiger Zeit schwoll die Hüfte der Frau und wurde trotz der heißen Blätterkissen, mit denen sie sich behandelte, immer größer und dicker. Als die Geschwulst anfing heftig zu schmerzen, bat sie ihren Vater, sie doch in der gewohnten Weise mit einem Steinsplitter zu öffnen. Er tat es, und aus dem Einschnitt kam ein Knabe heraus. Die Frau wusch das Kind, schnitt die Nabelschnur ab, setzte sich ans Feuer und gab ihm zu trinken.

Der Knabe wuchs mit den anderen Dorfkindern auf; als sie eines Tages Speerwerfen nach Bäumen und Büschen spielten, da schleuderte das beingeborene Kind Dudugera seine Spielspeere nicht nach den Baumstümpfen, sondern nach einem Gefährten. Die andern Knaben wurden darüber böse, sie schalten ihn und sagten, sein Vater wäre ein Fisch, und er solle nur zu ihm zurückkehren. Dann gingen die Kinder ins Dorf und erzählten ihren Müttern, daß Dudugera Speere nach ihnen geworfen hätte. Auch die Mutter des Übeltäters war darüber erzürnt, doch fürchtete sie gleichzeitig, daß man ihrem Jungen nun deswegen etwas antäte. Sie fragte daher ihre Mutter, wo sie ihn sicher unterbringen könnte und folgte schließlich ihrem Ratschlage und sandte ihn zu seinem Vater.



Sie ging mit Dudugera an den Strand; der große Fisch schwamm herbei, nahm das Kind ins Maul und brachte es in ein Land, das weit weg im Osten liegt. Ehe Dudugera sich jedoch von seiner Mutter verabschiedete, sagte er, sie möchte doch den Verwandten raten, Zuckerrohr, Taro und Bananen fortzunehmen und die Felder im Schatten des Abhangs vom großen Duyau-Felsen anzulegen, sie selber sollten auch dahin ziehen und in seinem Schatten leben; denn nachdem er sie verlassen hätte, würde er auf eine

Pandanus-Palme und darauf in den Himmel klettern; alle Bäume, Pflanzen und Menschen in den Dörfern müßten sterben; nur seine Freunde würden gerettet werden, wenn sie ihm gehorchten und im Schatten des Duyau-Felsens Schutz suchten.

Die Prophezeiung des Dudugera traf ein; das Wasser vertrocknete, die Bäume welkten, die Felder trugen keine Früchte mehr, und schließlich starben alle, auch die Menschen, Schweine und Hunde, in der großen Hitze.

Doch eines Morgens stieg die Mutter von Dudugera mit einem Gefäß voll Kalk auf einen Hügel; und als die Sonne heraufkam, da blies sie ihr Kalk ins Gesicht; sie mußte die Augen schließen, und nun war es nicht mehr so heiß wie vordem; es regnete sogar etwas; am andern Morgen zeigten sich dicke Wolken und hinter ihnen stieg die Sonne herauf, gerade so wie sie es häufig auch heute noch tut.

21. Die Entstehung des Feuers

In uralten Zeiten, ehe die Menschen das Feuer kannten, lebte in Maiwara an der Milne-Bucht eine alte Frau, die von allen Muhme genannt wurde.

Damals schnitten die Leute den Yams und Taro in dünne Scheiben und trockneten sie in der Sonne. Auch die alte Frau bereitete so für zehn Jünglinge das Essen; und während sie im Busch nach wilden Schweinen jagten, kochte sie ihre eigenen Speisen. Das geschah mit Feuer, das sie aus ihrem Körper zog; doch beseitigte sie stets die Asche und Abfälle, ehe die Jungen zurückkamen, denn sie sollten nicht wissen, wie sie den Taro und Yams kochte. Eines Tages geriet ein Stückchen gekochten Taros unter die Speisen für die Knaben. Das war unabsichtlich geschehen. Als nun die Jungen ihre Abendmahlzeit verzehrten, erwischte der Jüngste das Stückchen gekochten Taro; er

kostete es und war ganz überrascht, daß es so schön schmeckte. Seine Gefährten mußten es auch versuchen und sie mochten es alle. Sonst waren Taro und Yams hart und trocken gewesen; jetzt waren sie weich; und sie konnten es gar nicht begreifen, weshalb der Taro so schön war. Als sie am andern Tag wieder zur Jagd in den Busch zogen, blieb der Jüngste zurück und versteckte sich im Hause. Er sah, wie die alte Frau das Essen für ihn und seine Gefährten in der Sonne trocknete, und sah auch, wie sie Feuer zwischen den Beinen hervorzog, als sie ihr eigenes Essen kochen wollte. Als die anderen am Abend wiederkamen und ihre Abendmahlzeit verzehrten, erzählte ihnen der Jüngste was er gesehen hatte. Da erkannten die Knaben den Nutzen des Feuers und beschlossen, der Frau etwas Feuer zu stehlen. Und so schmiedeten sie einen Plan.

Am Morgen schärften sie die Äxte und schlugen einen Baum um, der so hoch wie ein Haus war; dann versuchten sie, darüber hinweg zu springen; das gelang allein dem Jüngsten, und so wurde er gewählt, um der alten Frau das Feuer zu stehlen. Am nächsten Tage gingen die Knaben wie gewöhnlich in den Busch; nach einer Weile aber kehrten sie um, neun Jungen versteckten sich, und der Jüngste schlich sich leise in das Haus der alten Frau. Als sie den Taro kochen wollte, schlüpfte er hinterher und schnappte ihr einen Feuerbrand weg. Er rannte so schnell wie er konnte zu dem gefällten Baum, sprang darüber hinweg, und die alte Frau konnte ihm nicht folgen. Als er über den Stamm sprang, verbrannte er sich an dem brennenden Span die Hand. Er ließ ihn fallen, das Feuer erfaßte das Gras; auch eine Pandanus-Palme geriet in Brand.

Nun lebte in einem Loch der Pandanus-Palme eine Schlange namens Garabuiye; ihr Schwanz fing Feuer und brannte lichterloh wie eine Fackel. Die alte Frau ließ nun gewaltige Regenmassen herabstürzten, und das Feuer erlosch. Doch die Schlange blieb in ihrem Loche in der Palme und ihr Schwanz brannte weiter.

Als es aufgehört hatte zu regnen, kamen die Knaben zum Vorschein und wollten sich nach dem Feuer umsehen. Aber sie fanden keins mehr; schließlich bemerkten sie das Loch in der Pandanus-Palme; da zogen sie die Schlange heraus und brachen ihr den noch immer glühenden Schwanz ab. Darauf trugen sie einen großen Haufen Holz zusammen und setzten ihn mit dem Schlangenschwanz in Brand. Sofort eilten von allen Seiten, aus allen Dörfern die Leute herbei und nahmen sich Feuerbrände mit; die einen nahmen dieses, die anderen jenes Holz dazu; aus den Bäumen, wurden nun ihre Schutzgötter.

22. Das lahme und das schlafende Bein

Zwei Männer gingen einmal zusammen auf das Feld hinaus. Der eine hatte ein lahmes Bein, und der andere foppte ihn deswegen und sagte: „Denk' dir 'mal, die Leute kämen dort von oben herunter und überraschten uns, was würdest du dann tun?" — „Nun, ich würde weglaufen," antwortete der Gefragte. „Du würdest weglaufen? Na, das möchte ich 'mal sehen," lachte sein Freund. Sie arbeiteten ein Weilchen auf dem Felde; dann setzten sie sich hin und rasierten sich gegenseitig mit Steinsplittern die Köpfe.

Mit einem Male schrie der Mann mit den gesunden Beinen los: „Sieh da! sieh da! da kommen die Leute vom Berge herunter, laß uns schnell weglaufen." — Doch er hatte auf seinem Bein gesessen; das war eingeschlafen; und kaum war er aufgestanden, da fiel er auch wieder hin.

Der Mann mit dem lahmen Bein sprang in die Höhe und humpelte davon. Die Leute vom Berge fingen aber den Mann mit dem schlafenden Bein; es war noch nicht wieder wach; und dann schlachteten und fraßen sie ihn auf.

23. Der Feigenbaum

Es war einmal eine Frau, die gebar ein Kind; und ihr Mann fuhr darauf nach den Inseln hinaus, um Schildkröten und Seekühe zu fangen; er wollte sie an Ort und Stelle gleich räuchern und meinte, er würde wohl in einem Monat wiederkommen. Seine Mutter war eine alte Frau und konnte zaubern. Eines Tages sagte sie zu ihrer Schwiegertochter: „Ein Feigenbaum steht nicht weit von hier; seine Früchte sind reif, klettere doch hinauf und hole sie herab.“

Die junge Frau war noch schwach und hatte keine Lust zu gehen; doch die alte Frau drängte sie so lange, bis sie ja sagte und auf den Baum kletterte. Als sie im Baume saß, murmelte die Alte ihre Sprüche; dabei vergaß sie ganz wo sie war und rief schließlich laut: „Haltet sie fest! Haltet sie fest!“

„Was sagst du, Mutter?“ fragte die junge Frau. „Nichts! nichts! Ich redete mit den Kindern und sagte ihnen, sie sollten schnell die reifen Feigen aufsammeln.“ Dann murmelte sie ruhig weiter und schloß stets mit: „Haltet sie fest! Haltet sie fest!

Da hielten die Äste des Feigenbaumes, der ganz und gar mit einer klebrigen Masse bedeckt war, die junge Mutter so fest, daß sie nicht loskommen konnte. Nun kletterte die alte Frau hinauf und schnitt ihrer Schwiegertochter eine Hand ab. Dann stieg sie wieder hinab, nahm die Hand mit nach Haus und legte sie dort hin, um sich etwas Gemüse zum Essen zu holen. Als die alte Hexe verschwunden und außer Hörweite war, rief die junge Frau: „Kinderchen! Kinderchen! kommt und holt euch Milch und gebt sie eurem jüngsten Bruder.“ Und die Kinder antworteten: „Die Mutter ruft, kommt laßt uns die Milch holen.“

Sie holten zwei Kokosschalen, taten die Milch hinein und gaben

sie dem Säugling zu trinken. Kaum waren sie damit fertig, als die alte Hexe wieder hereinkam. „Was macht ihr da mit den Schalen?“ fragte sie argwöhnisch. „Wir holten für den Säugling Wasser aus dem Flusse,“ gaben sie zur Antwort.

Am nächsten Tag schnitt die Hexe den Unterarm ab und holte sich Taro, um ihn dazu zu essen. Sobald sie fort war, wiederholte sich das Schauspiel von gestern; die Kinder kletterten auf den Baum, holten von der Mutter die Milch und gaben sie dem Säugling. Und als die Hexe wiederkam, glaubte sie, es wäre wie gestern Wasser gewesen.



Das wiederholte sich nun an den drei folgenden Tagen; die Hexe holte sich den Oberarm, dann die Schulter und schließlich die Brust.

Die Kinder hörten die Mutter vergeblich schreien, und sie sagten: „Nun ist sie tot, und morgen wird die Hexe uns schlachten: wir müssen uns verstecken.“

Das älteste suchte sich Käfer, Spinnen, Schlangen, Skorpione, Tausendfüßler, Wespen, Ameisen und andere beißenden Tiere mehr; der zweite holte Nahrungsmittel, Schalen, Bambusmesser und Geräte herbei.

Dann gingen sie zu einem Bäumchen, das neben einer hohen Palme wuchs, und sagten: „Bäumchen, liebes Bäumchen, beuge dich herunter und hilf uns Kindern!“

Da beugte sich das Bäumchen herab und die Kinder konnten mit allem, was sie bei sich trugen, den beißenden Tieren, Essen und Geräten, auf ihn hinaufsteigen.

„Nun, Bäumchen, strecke dich und hilf uns Kleinen!“ sagten sie. Und das Bäumchen streckte sich, richtete sich auf und lehnte sich mit seiner Spitze gegen die Palme; jetzt konnten sie auf die Palme hinaufklettern, und das Bäumchen stellte sich wie früher hin. Als sie im Wipfel der Palme ange-

 P. J. Meney, Mantuak, phot.



Mutter und Kind in Wanigera

kommen waren und sich eingerichtet hatten, da verteilten sie die Käfer und die übrigen beißenden Tiere um den Stamm unterhalb ihres Sitzes und aßen sich an den Nüssen satt.
Bei kleinem kam auch die Hexe wieder nach Hause und konnte die Kinder nicht finden. „Kinderchen, Kinderchen, wo seid ihr denn?“ rief sie laut; und murmelte für sich: „Ich fürchte, nun bin ich mein Kleinfleisch los, sie wissen wohl, wie es ihrer Mutter ergangen ist.“ Als die Kinder sie rufen hörten, sagten sie: „Großmutter, wir sind hier oben in der Palme.“ — „Alle?“ — „Ja, alle!“ — „Das ist noch ein Glück,“ sprach sie zu sich, „ich dachte schon, mein Kleinfleisch wäre mir davongelaufen.“
Am andern Tag war sie hungrig und wollte nun ein Kind fressen. Als sie sich ihr Gemüse besorgt hatte, kam sie zum Baum und sagte: „Wie kann ich hinaufkommen?“ — „Die Füße voran!“ erwiderte der Älteste. Da kletterte die Hexe mit den Füßen voran den Baum hinauf, und als sie zu den Skorpionen kam, bissen die sie in die Füße. „O, o, o!“ sagte sie, kletterte wieder hinab und rieb sich die Wunden mit Asche ein. Sie hatte nun nichts zu essen; am andern Morgen kam sie wieder und frogte, wie sie hinaufklettern könnte. „Mit der Hinterseite voran!“ sagte der Älteste. Da kletterte sie mit der Hinterseite voran; die Schlangen bissen sie, und sie schrie: „O, o, o!“ fiel zu Boden und rieb sich mit Asche ein.
Am andern Tage war sie sehr hungrig und sagte zu den Kindern: „Kinderchen, wie kann ich hinaufkommen?“
„Kopf voran!“ sagte der Älteste. Da kletterte sie mit dem Kopf voran, doch auf halbem Wege stach eine Wespe sie in die Backe, sie fiel wieder hinunter, bestreute den Kopf mit Asche und ächzte und stöhnte.
Da wollte es das Schicksal, daß dem Vater von seinen Kindern träumte und seine Pläne änderte. Er suchte die Netze, Speere und Fische zusammen und ging nach Hause. Als er dort ankam, war niemand da. „Nanu!“ sagte er, „wo sind denn die Kleinen, wo ist die Mutter?“

Und als er zum Baden an den Fluß ging, wurde er von einer Kokosnuß aufgeschreckt, die dicht neben ihm aufschlug; er schaute nach oben und bemerkte seine Kinder. „Wie kommt ihr denn da hinauf? Wo ist die Mutter?“ sagte er. „Großmutter hat sie geschlachtet,“ sagte der Älteste, „und wir flohen hierher, damit sie uns nicht auch fräße.“ Dann baten sie das Bäumchen, ihnen doch beim Herabkommen behilflich zu sein; sie stiegen hinunter und begrüßten den Vater.

Der ging nach Hause und wetzte sein großes Messer; er schliff es so lange, bis es haarscharf war.

Dann rief er: „Mutter, komm her und hol' dir deine Fische. Du hast lange keine Fische gegessen, komm und hol' sie dir!“ Doch die Hexe stöhnte: „O, meine Beine! O, mein Rücken! O, mein Kopf!“ und sie sagte: „Laß deinen Ältesten sie bringen.“ — „Der holt Holz!“ antwortete der Vater. „Dann laß den Zweiten sie bringen!“ — „Der holt Wasser!“ — „Dann laß den Kleinsten sie bringen!“ — „Der muß mir die Fische putzen!“ — Nun kam sie hervorgekrochen, bis sie an die Leiter kam, die ins Haus führte. „Wirf sie mir her!“ sagte sie.

„Nein, es sind so schöne Fische, du mußt herkommen und sie holen.“

Da kletterte sie die Leiter in die Höhe; sie stöhnte vor Schmerzen; und als ihr Kopf sich über der Schwelle erhob, da schnitt der Sohn ihr den Hals ab. Dann suchte er alle seine Habseligkeiten zusammen, verbrannte die Häuser, ging an den Strand, packte seine Habe und drei Kinder ins Boot und wollte nach den anderen Inseln hinüberfahren. Doch der Strom war stark, und das Boot kam nicht aus der Stelle. Da warf er den Kleinsten über Bord, um es zu erleichtern. Doch die Wogen türmten sich höher und immer höher, da warf der Mann den Zweiten über Bord und schöpfte mit dem Ältesten das Boot leer. Gegen Abend schlug jedoch das Boot ganz voll, und da mußten sie beide auf hoher See ertrinken.

24. Der Ursprung der Weißen



s war einmal ein Mann, der hieß Duagau, der ging mit seinem Hund auf die Jagd. Als sie sich im dichten Gebüsch einen Weg bahnten, fand der Hund einen fliegenden Fisch am Boden liegen. Damals gab es jedoch noch kein Meer, überall war Land. Als der Hund den Fisch gefunden hatte, bellte er; sein Herr kam herbei und hob den Fund auf. Duagau nahm ihn mit nach Hause und aß ihn, und er schmeckte ihm besser als je ein Süßwasserfisch. Als er am nächsten Tage jagte, fand der Hund wieder einen Fisch, den nahm er auch mit und verzehrte ihn. Den Tag darauf zog er morgens ganz früh los und ging nach der Stelle, wo er den Fisch gefunden hatte. Er wartete dort und wollte einmal sehen, woher sie denn eigentlich kämen. Als er bis Mittag gewartet hatte, hörte er in einem großen Baum, der dort wuchs, ein Rascheln und mit einem Male fiel ein Fisch aus den Zweigen herab. Er kletterte auf den Baum hinauf und sah nun, daß er innen hohl war, und eine Menge Fische darin herumschwamm.

Duagau nahm den Fisch mit nach Hause. Diesmal schenkte er ihn seiner Mutter und erzählte ihr, woher er kam. Sie aß ihn auf und legte sich danach schlafen. Sie schlief den ganzen Nachmittag, die Nacht über und wachte auch am andern Morgen noch nicht auf. Als die Sonne schon hoch am Himmel stand, sagten die Leute: „Ist die alte Frau krank? Warum kommt sie nicht zum Vorschein?"

Sie besuchten sie, und weil sie noch immer schlief, schüttelten und weckten sie die Frau. Da sagte sie zu ihnen: „Leute, nehmt eure Äxte und zieht los, schlagt den Baum um und holt noch mehr solche Fische; es gibt nicht ihresgleichen, und sie sind so schmackhaft, daß ich sie mit nichts anderem vergleichen kann."

Da nahmen die Männer vom Stamme der Lawarata und Aurana die Äxte und begaben sich fort unter Führung von Duagau. Sie hackten und hackten drauflos, doch konnten sie ihn nicht umschlagen; der Baum war größer und dicker als jeder andere, denn es war ein Geisterbaum. Abends kehrten die Leute wieder ins Dorf zurück und legten sich todmüde zum Schlafen hin. Sobald sie aber den Baum verlassen hatten, kehrten alle Splitter wieder zum Baum zurück und verwuchsen dort fest miteinander. Als sie am andern Morgen die Arbeit fortsetzen wollten, da sahen sie zu ihrem Erstaunen, daß der Baum unverletzt und widerstandsfähig wie sonst war; so sehr sie auch daran herumhackten, sie konnten ihn nicht zu Fall bekommen; und am andern Tag waren alle Splitter und Späne während der Nacht wieder zusammengewachsen.
Am nächsten Tag faßten sie den Baum von neuem an. Da nahm ein kleiner Junge einen Span fort und wollte damit spielen. Er benutzte ihn beim Speerspiel mit den andern Knaben als Schild; und als am Abend der Junge mit seiner Mutter nach Hause ging, warf er den Schild weg. Er schlug Wurzel und wurde zum großen Baum. So heißt noch heute das Dorf Modewa nach ihm, weil jener Baum dort aufgewachsen war. Am andern Morgen bemerkten die Leute, daß der Baum beinahe wieder zugewachsen war, aber an einer Stelle eine Lücke hatte, als ob dort ein großer Span fehlte. Zuerst wunderten sich alle darüber, bis schließlich ein Mann sich des Spielschildes des Jungen erinnerte. Da sammelten sie alle abgeschlagenen Splitter und Späne, zündeten ein großes Feuer an und verbrannten sie. Am andern Tag fällten sie den Baum; und als er mit gewaltigem Krachen und Gepolter zu Boden stürzte, rauschte eine Menge Wasser aus ihm heraus und überschwemmte das niedrige Land.
Den Tag darauf betrogen die Lawarata die Aurana und sagten: „Heute wollen wir uns ausruhen und tüchtig schmausen, aber morgen wollen wir uns zum großen Fischzug zusammentun.“ Während nun die Aurana sich dem

Tanz hingaben, schlichen sich die Lawarata heimlich nach der Stelle, wo der Baum lag und nahmen die schönsten Schmucksachen, Töpfe, Waffen und Netze aus dem Dorfe mit. Sie schoben den Stamm ins Wasser; die Zweige benutzten sie als Paddeln; und weil der Baum so groß war, konnten sie schön und bequem im hohlen Stamm leben.
Als nun die Aurana merkten, daß die Lawarata verschwunden waren, und sie nach ihnen suchten, da sahen sie die Leute gerade noch im Nordwesten verschwinden. Sie hatten ihnen keine Fische und Geräte mehr dagelassen.
Die Lawarata hatten eine ganz helle Hautfarbe, gerade wie Albinos. Die Aurana warteten darauf, daß sie ihnen die Waffen und Geräte zurückbrächten; sie warteten jedoch vergeblich. Darauf bauten die Leute Boote, um darin über das Meer zu fahren, denn bis dahin hatte es noch keine Boote gegeben.
Als nun die Weißen nach Taupota kamen, da wußte jeder, daß sie die Nachkommen der alten Lawarata waren. Sie waren zum klugen und reichen Volk geworden, weil ihre Väter einst alle Geräte und Waffen mitgenommen hatten, während die Aurana und anderen Stämme so wie früher geblieben waren.

25. Der Fischer und der Geist



In der Abenddämmerung ruft ein Mann nach seinem Freunde, um mit ihm auf den Fischfang zu gehen. Ein böser Geist aber, ein Tamburan, hört ihn rufen, antwortet an des Freundes Statt, nimmt dessen Gestalt an, und folgt dem Menschen aufs Riff hinaus. Der Fischer wirft sein Netz aus und fängt einige Fische. „Hier sind Fische, fang' sie auf!" ruft er seinem Gefährten zu, und wirft sie ihm, ohne sich umzusehen, über die Schulter zu. Der fängt sie auf und frißt sie hinter dem Rücken des Menschen

sofort auf. Sie waten weiterhin durch das flache Wasser; der Fischer wirft wieder sein Netz aus und gibt den Fang an den Geist weiter, und abermals schlingt der die Fische ohne weiteres hinunter. Sie fischen weiter, und jedesmal wiederholt sich das gleiche. Schließlich fängt der Mensch zwei Langusten und wirft sie dem Tamburan zu, der auch diese Tiere frißt, aber um sie schlucken zu können, zuvor ihre Schalen mit den Zähnen zermalmen muß. Der Fischer hört das Krachen, und der Schreck fährt ihm in die Glieder; jetzt weiß er, es ist ein Geist, der die Gestalt des Freundes angenommen hat, um ihm einen Schabernack zu spielen. Aber er weiß sich zu beherrschen; er wirft abermals sein Netz aus und zerreißt es absichtlich an einer Korallenzacke. „Warte hier einen Augenblick!" ruft er seinem unheimlichen Gehilfen zu, „ich gehe eben in den Wald, um mein Netz mit einer Liane zu flicken." Gemächlich nun steigt er ans Ufer und tritt in das Waldesdunkel ein. Dann aber läuft er wie rasend auf schmalem Pfade landeinwärts, um dem Tamburan zu entfliehen. Ein Felsblock liegt am Wege; ohne seinen Lauf zu verlangsamen, schreit der Mensch ihm zu: „Ruft jemand nach mir, so gib du ihm Antwort!" Einen Baumstamm, über den er in der Eile fast gestolpert wäre, bittet er: „Bringe ihn zu Fall, der mich verfolgt!" Weiter stürzt der Gejagte. „Schling dich um seine Glieder und halte ihn fest, der nach mir kommt!" ruft er einer Dornenliane zu, die quer über den Weg hängt, und als er sich keuchend seinen Weg durch dichtes Unterholz bahnt, erblickt er einen hohen Baum, dessen Zweige erst in großer Höhe ansetzen. Hastig erklettert er ihn und reißt von oben die Rinde in langen Streifen los. Ein klebriger Saft tritt aus dem entblößten Holz, der dem Geist das Nachklettern unmöglich machen soll. Da erscheint auch schon der Verfolger, erblickt den Mann in der Baumkrone, und ruft ihm heuchelnd zu: „Komm herunter, warum gibst du das Fischen schon auf, es ist doch noch tiefe Nacht!" „Du lügst," entgegnet der Fischer, „es wird schon hell. Ich

habe dich jetzt erkannt, und bei Tage, wenn du machtlos bist, werde ich es dir heimzahlen, daß du mich betrogen hast!" Da zieht sich der Geist zurück, und der Fischer sieht ihn in ein kleines Loch des Erdbodens schlüpfen. Als es hell wird, gleitet er vom Baum herunter und holt aus dem nächsten Dorf viele Leute herbei. Sie brechen sich Stöcke von den Büschen und bohren um das Loch, in dem der Geist verschwunden ist, den Boden auf. Schließlich kommt eine Ameise aus der Tiefe und sagt: „Der Tamburan steckt noch tief unten in der Erde." Sie arbeiten weiter, und nach einiger Zeit erscheint wieder eine Ameise und sagt: „Den Geist habt ihr noch lange nicht erreicht, der steckt noch tief, tief unten." Mit erneutem Eifer wird weiter gebohrt, bis abermals eine Ameise mit der gleichen Meldung erscheint. Und als die nächstfolgende ans Tageslicht krabbelt, fragen sie die Leute: „Ja, wie viele Ameisen kommen denn noch nach dir?" „Vier werden mir noch folgen," war die Antwort. Das nächste Tier berichtete wieder, daß der Geist noch tief unten wäre, und so auch das zweite und dritte. Schließlich kroch die vierte Ameise hervor und meldete, daß sie die letzte sei, aber der Geist noch lange nicht erreicht wäre. Schweißglänzend arbeiten nun die Leute mit letzter Kraft. Plötzlich fährt der Geist aus der Grube. Mit einem Wutgeheul fallen die Leute über ihn her und bearbeiten ihn mit ihren Knüppeln. Sie zerfetzen ihm das Fell und dreschen auf ihn ein, bis er als formloser Klumpen zu Boden stürzt. Da tritt der Fischer vor ihn hin und höhnt: „Nun spürst du, wie es einem bekommt, wenn man anderen Leuten Fische und Krebse wegfrißt." Mit frischer Kraft fällt wieder alles über den Geist her und macht ihm vollends den Garaus. Man bindet ihn an einen starken Stock, um ihn daran ins Dorf zu tragen; doch als die Männer anheben, bricht der Stock entzwei. Kopfschüttelnd schlagen die Leute einen noch stärkeren Knüppel zurecht, aber auch der zerbricht merkwürdigerweise. Immer gröbere Stangen werden versucht, aber keine hält. Da tritt

einer von den ganz kleinen Jungen heran, einer, der noch die Kindergeschwüre am After hat, und nennt den Baum Dingaring, der sei fest gegen die Zauberkraft des toten Geistes. Ein paar Leute gehen auf die Suche nach einem Dingaring und bringen einen Zweig von ihm herbei. Der Geist wird darangebunden und ins Dorf geschafft. Dort wird ihm der Bauch geöffnet, und heraus fallen Fische, Fische, immer mehr Fische und zum Schluß die beiden Langusten. Alles wird gebraten, ein paar Schweine werden ebenfalls zubereitet, und bei einem herrlichen Schmause wird der Tod des Tamburans gefeiert.

26. Die Heldenzwillinge

Es war einmal ein einsames Dorf; in dem lebte nur ein einziger Mensch, ein Mädchen; sonst niemand. Und eines Tages spürte sie, daß sie schwanger war. Sie brach von einem gewissen Baume ein Blatt und fächelte sich damit den Leib. Da kam sie in ganz kurzer Zeit nieder. Zwillinge waren es, die sie zur Welt brachte, zwei Knaben. Überraschend schnell wuchsen sie auf und wurden groß und stark. Und die Mutter lehrte sie Speere herzustellen und mit ihnen nach einem Ziel zu werfen. Die Knaben zeigten sich sehr gelehrig. Da sagte die Mutter eines Tages zu ihnen: „Seht ihr jenen Baum dort? Versucht einmal, ihn mit euren Speeren zu treffen.“ Und der Baum zerbarst. „Jetzt seid ihr so stark, daß ihr niemanden mehr zu fürchten habt,“ sagte die Mutter stolz. „Wo gibt es kriegerische Männer?“ fragten die Knaben, denn sie lechzten danach, ihre Kraft und Geschicklichkeit zu erproben. „Hier in der Nähe gibt es keine,“ antwortete die Frau, „aber weiterhin im Busch liegt ein Dorf, dort werdet ihr welche finden.“ Die beiden Knaben nahmen ihre Waffen, machten sich auf den Weg, und als sie durch den dichten Busch kamen,

entdeckten sie auf einem Baume zwei feindliche Männer. Sie rannten gegen den Baum und brachten ihn mit ihren Schulterstößen zum Stürzen. Am nächsten Augenblick lagen schon die Männer, von den Speeren der Knaben am Boden festgenagelt, stöhnend auf dem Rücken. Die Zwillinge brachten die Verwundeten auf die Beine und schleppten sie ins Dorf zu ihrer Mutter. Dort erschlugen sie die Männer mit ihren Äxten, zerlegten und kochten die Körper und fraßen sie auf. Nun wies die Mutter ihre Söhne an, eine mächtige Baumstammtrommel herzustellen. Als sie fertig war, bearbeiteten die Knaben sie mit ihren Schlegeln, daß es weit über Meer und Busch dröhnte. Viele Männer vernahmen den durchdringenden Schall und kamen herbeigelaufen. Die Mutter schickte ihre Kinder in ein Versteck und hieß sie, auch die große Trommel mitzuschleifen. Die fremden Männer stürmten nun ins Haus und fragten die Frau: „Wer hat denn hier eine Trommel geschlagen?“ „Ich weiß es nicht, hier im Dorfe gibt es überhaupt keine Männer.“ Da verzogen sich die Leute wieder. Nach kurzer Zeit schlugen die Knaben abermals die Trommel aus allen Kräften. Da kamen viele Leute in Booten übers Meer gefahren, landeten und fragten die Mutter: „Wer hat denn hier eine große Trommel geschlagen?“ „Ich weiß es nicht,“ sagte sie, „hier gibt es gar keine Männer.“ Aber einer von den Fremden schlug vor, „laßt uns im Busch suchen, ich glaube, sie haben sich hier versteckt.“ Da fanden sie die beiden Knaben. Alle sahen sie die beiden starken Jungen an, auch die Mädchen, die mit den Fremden gekommen waren. Und sie bewunderten ihre stolzen Körper und ihre entschlossenen Mienen. Ein jedes Weib aber hatte den Wunsch, einen von den beiden Helden zum Manne zu bekommen. Doch die Mutter wollte ihre Kinder nicht hergeben. Diese fingen nun alle ihre Schweine ein, brieten sie und luden die Fremdlinge zu einem großen Schmause. Auf einer langen Planke wurden die Gerichte aufgetischt. Alles ließ sich nun zum Mahle nieder; die beiden Knaben aber saßen auf einer

Bank und sahen ihre Gäste schmausen. Aller Mädchen Augen aber hingen an den Knaben. „Wunderbare Krieger sind sie," sagten die Weiber. Die Männer aber fragten die Mutter: „Woher stammen die Knaben, wer ist ihr Vater?" „Sie haben keinen," sagte die Frau, „ich habe sie ohne Mann zur Welt gebracht." „Du lügst," riefen etliche Gäste, andere aber meinten bewundernd: „Du hast prächtige Männer geboren. Sie haben zwei starke Feinde im Kampf erlegt, Donnerwetter ja, das werden noch einmal große Krieger." Die Mutter aber ging hin und zerbrach die Kalkflaschen der Knaben. Zornig fuhren die Jungen auf, und erhoben die Hand gegen die Mutter, aber im selben Augenblick verloren sie ihre Menschengestalt und wurden zu Vögeln. Als die Mutter das sah, brach sie weinend zusammen. Sie weinte und weinte, und hörte nie mehr auf zu weinen und zu klagen. Und heute noch lebt sie im sumpfigen Busch als Kröte.

27. Vom Manne, der ausging, sich eine Frau zu suchen

Du wirst meine Knochen noch einmal sehr zornig machen, wenn du mir mit deinem scheußlichen Jaulen wieder Kopfschmerzen bereitest", sagte ein Bukajüngling zu seinem Weibe, das er soeben wieder einmal verprügelt hatte. Doch die Ohren der Frau vergaßen die Drohung bald, und immer wieder machte das arme Weib seinen Schmerzen in gellenden Mißtönen Luft. Da war denn eines Tages die Geduld des Gatten erschöpft; er teilte der jungen Frau kurzweg seinen Entschluß mit, sie zu verlassen und nach einem neue Weibe Ausschau zu halten. Seiner Mutter aber trug er auf: „Schaffe Farbe herbei, rote und weiße Farbe bereite mir. Du sollst mich prächtig schmücken, daß alle Mädchen, deren Augen mich erblicken, nur noch

wünschen, mich zu heiraten." Die Mutter färbte nun ihrem stolzen Sohne das Haar mit roter Erde, und weiß bemalte ihm sein Bruder das Gesicht. Darauf nahm die Alte Kokosnüsse, preßte das junge Fleisch über einem Topfe aus, setzte etwas Wasser hinzu und brachte den Brei zum Kochen. Als er genügend eingedickt war, streute die Mutter zerpflückte Blätter wohlriechender Pflanzen hinein, verrührte das Ganze, und ließ es an einem schattigen Platze abkühlen. Die Glieder und der ganze Körper des Jünglings wurden nun mit dem erkalteten Brei eingesalbt. Herrlich duftete nun seine Haut. Ein Gürtel, der einen Faden Muschelgeld barg, umspannte den Leib, Armbänder aus feinen, schwarz, gelb und rot gefärbten Lianenfasern geflochten, zierten beide Oberarme. Auf dem braunrot gefärbten Haarbau leuchtete ein Busch von Kakadufedern, und eine Liane, spiralig um den linken Unterarm gewickelt, schützte diesen vor dem Hieb der Bogensehne. Nun nahm der junge Krieger Bogen, Pfeile und sein Kriegsbeil und machte sich auf den Weg. Er nahm einen der kleinen Pfade auf, die durch das Gestrüpp und die dichten Laubgehänge in die grüne Dämmerung des Urwalds hineinführten. Das verlassene Weib sah ihren strahlenden Gatten in seiner ganzen Pracht über den Dorfplatz schreiten und im Busch verschwinden. Laut schrie sie auf in ihrem Schmerz und wälzte sich in Verzweiflung am Boden. Doch ungerührt, ohne sich auch nur umzublicken, entfernte sich der Jüngling. Und weit war der Weg, den er zu gehen hatte.

Und er ging und ging und ging und ging ...

Und als er in die Nähe eines Dorfes kam, witterten zwei Weiber, die nach Wurzeln gruben, den Wohlgeruch seines Leibes. Und das eine Mädchen fragte: „Wachsen hier süßduftende Pflanzen in der Nähe?" — „Nicht, daß ich wüßte," entgegnete die andere. Da aber sahen sie den Jüngling aus dem Unterholz des Busches auftauchen. „Bua! was für ein wundervoller Mann ist das," riefen beide und verbargen sich in den Kräutern, in die wild wuchernden

Kräuter steckten sie ihre Köpfe. Als der junge Krieger nun nahe genug herangekommen war, sprangen sie auf und suchten ihn festzuhalten, an den Armen suchten sie ihn zu halten. Doch es wollte ihnen nicht gelingen, denn die Salbe hatte die Glieder schlüpfrig gemacht. Aber der Mann blieb stehen und fragte: „Ja, seid ihr denn auch schöne Mädchen?" Und er prüfte sie von oben bis unten, und sah, daß sie voller schwärenden Wunden waren. Schauernd wandte er sich ab. „Scheußlich seid ihr, viel häßlicher als mein Weib, das ich verlassen habe," sagte er, schritt davon, und ließ die enttäuschten Weiber zurück.

Und er ging und ging und ging und ging ...

Als er in die Nähe eines anderen Dorfes kam, witterten zwei Weiber, die nach Gallipnüssen suchten, den Wohlgeruch seines Leibes. Und das eine Mädchen fragte: „Wachsen süßduftende Pflanzen hier in der Nähe?" — „Nicht, daß ich wüßte," entgegnete die andere. Da sahen sie den schönen Jüngling zwischen den Stämmen heraustreten, und sie verbargen sich in einem Busch, in einen dichten Busch steckten sie ihre Köpfe. Als der Mann aber nahe herangekommen war, sprangen sie auf und riefen: „Bleibe bei uns?" Er aber fragte sie: „Seid ihr denn schöne Weibe hier?" Und er musterte sie und bemerkte, daß sie Hasenscharten hatten, und beim Sprechen Töne wie Taubstumme hervorbrachten. „O, wie seid ihr übel," sagte er, „viel häßlicher als mein Weib, das ich verlassen habe." „Komm du nur in unser Dorf," schimpften die erbosten Weiber, „erschlagen werden dich unsere Männer, kriegerisch und stark sind sie." „Ich fürchte mich nicht vor euren Männern," antwortete der Jüngling, und wandte sich zum Gehen. „Ermorden und fressen werden dich unsere Männer," so keiften die Verschmähten hinter ihm drein.

Er aber ging und ging und ging und ging . . .

Und als er an die Meeresküste kam, witterten zwei Weiber, die beim Fischfang waren, den Wohlgeruch seines Leibes, und die eine Frau fragte: „Wachsen süßduftende Pflanzen

hier in der Nähe?" — „Nicht daß ich wüßte," entgegnete die andere. Da sahen sie den geschmückten Jüngling den Strand entlang kommen und verbargen sich im Gras, ins hohe Gras steckten sie ihre Köpfe. Als aber der Mann in ihre Nähe gekommen war, sprangen sie auf und zeigten sich ihm. Er blieb stehen, betrachtete sie einen Augenblick und fragte dann: „Ja, gibt es denn nirgends schöne Mädchen? Alt seid ihr und verblüht, eure Brüste sind welk und hängen. Ihr ekelt mich an; ich gehe." „Erwürgen sollen dich unsere Männer, kampfgeübt und gewandt sind unsere jungen Leute!" so schrien die Alten hinter ihm her. „Auch ich bin kampferprobt," gab der junge Mann zurück, „dazu trage ich im rechten Armband hiraku, das Kriegsamulett, im linken aber magarra, das die Weiber liebestoll macht." Und er machte sich wieder auf den Weg.
Und er ging und ging und ging und ging ...
Und als er an einen großen Baum kam, der im flachen Wasser stand, kletterte er hinauf und versteckte sich in seiner Krone, in den buschigen Zweigen verbarg er sich. Noch hatte er nicht lange dort gesessen, als er zwei Mädchen im Busch singen hörte; immer näher erklangen die Stimmen und schließlich traten sie aus dem Uferwald heraus. Kokosnußschalen trugen sie in den Händen, um Wasser zu schöpfen. Und es waren herrliche Mädchen, stolz trugen sie ihre Brüste, und fest und rund waren ihre Schenkel und Lenden. Alles das sah der Mann vom Wipfel des Baumes aus, und er pflückte eine Frucht und ritzte mit den Fingernägeln schöne Zeichnungen in die Schale. Als er damit fertig war, höhlte er die Frucht ein wenig aus und tat magarra hinein, um die Mädchen in Liebe entbrennen zu lassen. Aber nun hob das eine Mädchen plötzlich die Nase, sie hatte den Wohlgeruch des Mannes gewittert. Aufmerksam sog sie die Luft ein und fragte ihre Gefährtin: „Wachsen süßduftende Pflanzen hier in der Nähe?" — „Nicht, daß ich wüßte," entgegnete diese. Da warf der Mann die beschnitzte Frucht, daß sie in hohem Bogen ins Wasser fiel. Eines der Mädchen

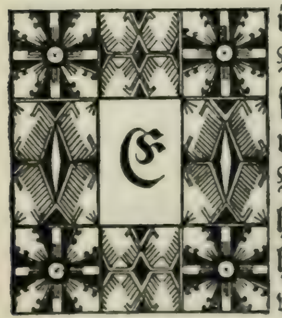
sah die Frucht fallen, fischte sie auf und entdeckte die Zeichnungen. „O, dies hat sicher ein kunstreicher Mann gemacht," riefen beide, und eifrig äugten sie nach allen Seiten, bis sie den Jüngling im Geäst des hohen Baumes entdeckten. „Komm herunter, komm schnell herunter, und nimm uns alle beide," riefen die Mädchen. „Einverstanden," gab der Mann zurück, und glitt eiligst den Stamm hinab. Er stieg ins Wasser und watete auf die Mädchen zu, näher und näher kam er ihnen, und diese sahen, wie schön, wie herrlich er war. Und die beiden jungen Weiber gingen ihm entgegen, faßten ihn um den Leib, schmiegten sich an ihn und führten ihn in den Busch nach einer verlassenen Hütte. „Bleib hier verborgen," sagten sie zu ihm, „hier im Versteck verharre, bis wir zurückkommen." Und sie gingen und holten geröstete Taroknollen. Als der Mann gegessen hatte und sich wieder kräftig fühlte, sprang er auf und fragte die Mädchen: „Wo liegt euer Dorf? hingehen will ich und die Männer erschlagen." „Verfolge diesen Pfad," ward ihm zur Antwort, und halte dein Steuer gerade, so wirst du es bald erblicken; doch gib acht, die Augen unserer Männer sind scharf." Der Jüngling nahm seine Waffen und ging.
Und er ging und ging und ging und ging ...
Und schließlich erreichte er das Dorf. Still und verlassen lag es mitten im dichten Busch. Der Krieger trat in eine Hütte und polterte dort mit Knüppeln und Brettern, um Leute herbeizulocken. Es dauerte auch nicht lange, da kam ein Mann und spähte ins Dunkel der Hütte. „Wer macht da diesen Lärm?" — „Ich." — „Kommst du weit des Weges?" — „Ja, ich habe einen langen Marsch hinter mir." — So komm her, und iß mit mir Betelnüsse, hier hast du auch Blätter und Kalk; hernach magst du dich niederlegen und dich ausruhen." Der Jüngling kaute mit dem Mann Betelnüsse und legte sich dann schlafen. Doch nur zum Schein schlummerte er, denn er wußte, daß der andere versuchen würde, ihn umzubringen. Der ging und kehrte mit einem Arm voll von Speeren zurück. Er er-

griff einen, zielte auf den Schlafenden und schleuderte die Waffe. Aber dicht vor der Brust des Fremden wich die Speerspitze plötzlich zur Seite ab, so daß nur der Schaft den Körper streifte. Der Jüngling hatte der Kraft des hiraku-Zaubers vertraut, jetzt aber erhob er sich, tat schlaftrunken, und sah die Lanze neben sich in dem Boden spießen. „Wie kommt der Speer hierher?" fragte er. — „Ich bin gestolpert, dabei entfiel mir die Waffe," antwortete der Einheimische. — „Du hast mich ermorden wollen," sagte der Krieger, „wohlan, hier stehe ich und werde nicht ausweichen, versuche mich diesmal besser zu treffen!" Der Gegner schleuderte einen Speer, die zitternde Spitze kam geradeswegs auf die Brust des Fremdlings zugeflogen, da warf sie der hiraku-Zauber zur Seite. „Nun sieh, wie ich dich zu treffen weiß!" rief der Jüngling, nahm den Speer vom Boden auf und warf ihn dem Feinde mitten in die Brust, daß der hintenüberschoß, und der zitternde Lanzenschaft hoch aufragte. Eiligst trennte der Krieger dem Gefallenen den Kopf vom Rumpfe und zerlegte den Körper. Die Fleischstücke setzte er in einem Topf voll Wasser aufs Feuer und verbarg sich dann im nahen Gebüsch. Bald darauf kehrte eine ganze Schar von jungen Männern vom Fischfang heim; sie witterten das kochende Fleisch im Topfe, glaubten, es sei ein Schwein geschlachtet, und stürzten sich darüber her. Als sie mitten im besten Schmausen waren, trat der junge Mann aus dem Gebüsch heraus und fragte: „Was eßt ihr denn da? Sagt, wo ist denn wohl der Mann geblieben, der vor euch ins Dorf zurückkam? Hier, ich habe ihn erschlagen, in diesem Topfe kocht sein Fleisch, und ihr seid dabei, euren eigenen Stammesgenossen zu verzehren!" Angeekelt warfen die Essenden die Fleischbrocken fort, nur einige versuchten schnell auch den Rest noch hinunterzuschlingen. Doch der Jüngling ließ ihnen keine Zeit dazu. Einer nach dem anderen fiel, von seinen Pfeilen getroffen, tot zu Boden.

Im Triumph holte er die beiden Mädchen in das Dorf. Sie rüsteten sich dort mit Lebensmitteln aus, trieben ein

paar Schweine zusammen, verstauten alles in ein Kanu, das sie am Strande vorfanden, und fuhren dann die Küste entlang nach dem Heimatsdorf des Mannes. Die Mutter und das verlassene Weib hatten sich mit Trauerfarbe bemalt, da sie den Jüngling längst ermordet glaubten. Vor Freude weinend fiel nun die alte Mutter ihrem zurückgekehrten Sohn um den Hals, die abgesetzte Frau aber brach wimmernd zusammen, als sie ihre Nachfolgerinnen erblickte. „Nun heule nur soviel du magst!" rief ihr lachend der junge Krieger zu. Er schenkte seiner Mutter die mitgeführten Schweine und kehrte dann mit seinen beiden jungen Weibern in das eroberte Dorf zurück.

28. Die Entdeckung der Spiegelung im Wasser



Eine Frau ging zum Wasserloch in den Wald, um Trinkwasser zu holen. Da sah sie am Boden der Quelle eine köstliche, rotleuchtende Frucht. Sie hatte großes Verlangen danach und wollte sie gern haben. Aber jedesmal, wenn sie dieselbe heraufzuholen versuchte, verschwomm und verschwand die Frucht; sie war jedoch immer wieder da, wenn die Frau die Hand aus dem Wasser gezogen hatte. Da die Frau die Frucht nun haben wollte, versuchte sie es auf eine andere Weise. Sie begann, das Wasser mit der Hand aus der Grube zu schöpfen. Immer wieder sah sie die Frucht, als aber kein Wasser mehr in der Grube war, verschwand auch die Frucht wieder. Die Frau war sehr betrübt und wollte schon wieder nach Hause gehen, als sie über sich eine Stimme hörte: „Was suchst du mich dort unten, hier bin ich!" Erstaunt sah die Frau nach oben und an einem Aste die köstliche Frucht hängen; was sie anfangs erblickt hatte, war nur das Spiegelbild der Frucht in der Quelle gewesen.

Tafel 5 Beattie, Hobart, phot.



Jüngling von den südlichen Salomo-Inseln

29. Die Schlange



uf Oba gingen eines Tages zwei Frauen von den Bergen zum Meer hinab, um sich dort Salzwasser zu holen. Da sahen sie, wie sich eine kleine Schlange neben den Wassergefäßen aufringelte; und die eine Frau sagte: „Hör' mal! Mir tut das kleine Ding leid, wir wollen es als Kind annehmen." Das taten sie denn auch und kehrten in die Berge nach ihren Hütten zurück. Dort setzten sie die kleine Schlange in eine Kokosschale; und sie pflegten sie so gut, daß sie bald groß wurde, und die Kokosschale platzte. Nun brachten sie ihr Pflegekind ein einen runden Korb; aber es wurde immer größer, und schließlich zerriß auch der Korb. Nun taten die beiden die Schlange in einen Schweinetragkorb; aber sie fütterten sie dermaßen, daß sie noch größer wurde, und auch der neue Korb zerriß.

Als der Korb entzwei war, sagten die beiden zu ihren Nachbarn: „Sie hat uns unsere Körbe zerrissen, kommt und holt Holz zusammen und baut einen Kofen." Darauf setzten sie sie hier hinein; aber die Schlange wuchs noch immer, auch der Kofen barst; als er aus den Fugen war, da wußten sie nicht, was sie tun sollten. Sie bekamen Angst.

Und richtig, die Schlange fraß die beiden auf. Dann legte sie sich an einer Stelle hin, von wo aus man das Meer und den Weg überblicken konnte. Wenn dort ein Mensch vorüberkam, fraß sie ihn auf. So verzehrte sie allmählich alle Menschen; nur zehn blieben übrig; und die wohnten weit weg.

Da schickte sie einen Boten und ließ ihnen sagen: „Bringt mir einen Häuptling, ich will ihn fressen." Als die Tochter des Häuptlings die Worte vernahm, sprach sie: „Ich werde hingehen; sie soll mich fressen; bleibt ihr hier und beschützt das Land." Der Vater schenkte ihr nun schöne Schmuck-

sachen: einen herrlichen Gürtel, Armbänder aus Schweinehauern, Fußbänder aus Schneckenschalen, duftendes Öl; dann schickte er sie los und sagte: „Nun geh!"
Sie ging nun immerfort, weiter und immer weiter; und plötzlich begegnete sie einem Mann, der stand mit seiner Frau vor der Hütte am Wege; ihr Essen brodelte über dem Feuer, aber es war noch nicht fertig, denn sie hatten die Blätter, mit denen die Töpfe zugedeckt waren, noch nicht abgenommen. Sie sagten: „Du! woher kommst du? Wohin willst du?" Sie antwortete: „Ich will mich von der Schlange fressen lassen, damit mein Vater leben bleibt." Der Mann erwiderte: „Bitte, geh' jetzt noch nicht; ruhe dich ein wenig aus; wir wollen zusammen essen, und dann kannst du weiterziehen." Sie aßen; und als sie satt waren, nahm der Mann den Gürtel seiner Frau und gab ihn dem Mädchen; es band ihn um; er schenkte ihm auch die anderen Schmucksachen seiner Frau, und das Mädchen gab ihr dafür seine eigenen. Darauf sprach der Mann: „Nun geh', wir wollen mal sehen, ob sie dich nun frißt."
Sie ging auf dem Wege weiter. Und er sandte seinen Hund durch den Busch nach. Als das Mädchen bei der Schlange ankam, sah sie es an und wollte es verschlingen; sie steckte die Zunge heraus und schlängelte sich heran, um es überzuschlucken. Das Mädchen sprach: „Schön, friß mich." Sie wollte es verschlingen; als aber der Hund das sah und meinte, daß die Schlange seine Herrin verschlucken wollte, da lief er sogleich hinten herum, packte sie mit den Zähnen und riß ihr den Schwanz aus. Die Schlange rollte sich zusammen; ein Zittern ging durch ihren Körper, und dann war sie tot. Als das Mädchen sich gerettet sah, kehrte es wieder zum Vater heim.
Ein anderer Mann hörte von der Geschichte; er ging hinter ihm her; und als er beim Vater des Mädchens ankam, belog er ihn: „Mein lieber Freund, deine Tochter ist nun gerettet; ich hatte Mitleid mit ihr, und schickte ihr meinen Hund nach, der biß und tötete die Schlange und befreite

so deine Tochter. Gewährt mir daher die Bitte: Laßt sie meine Frau werden, dann sieht sie doch, wer sie gerettet hat." Der Vater erwiderte: „Du hast recht; sie soll deine Frau werden, und ihr sollt beide bei mir hier im Hause wohnen." Er zog aus dem Hause aus und mietete sich anderswo ein; und die beiden wohnten in seinem Hause.
Der Mann, der das Mädchen aber wirklich befreit und den Hund mitgesandt hatte, war auch mit seiner Frau hinterhergegangen. Als er bei dem Vater des Mädchens erschien, sagte er: „Woher ist der Mann gekommen, dem du deine Tochter zur Frau gegeben hast?" Der Vater antwortete: „Er folgte meiner Tochter hierher, und er sagte mir, daß sein Hund meine Tochter befreit und die Schlange totgebissen habe." Der Mann antwortete: „Das ist nicht wahr, er lügt; ich und meine Frau, die dort steht, haben den Hund fortgeschickt, der die Schlange totbiß." Er setzte hinzu: „Paß auf, du wirst es schon sehen! Ruf' mal den Mann her."
Der Vater rief ihn, und er kam. Er sagte zu ihm: „Rufe deinen Hund und befiehl ihm, er soll sich dort auf den Fleck hinsetzen, meiner bleibt hier." Dann setzte er hinzu: „Schön, nun soll er sich erbrechen." Der andere Mann befahl es; aber der Hund erbrach nichts, er hatte ja nichts von der Schlange gefressen. Nun befahl er seinem Hund, sich zu übergeben. Der erbrach ein Stück Schlange, das fiel ihm aus dem Maul. Da sagte er zum Häuptling: „Nun urteile selber!"
Der Häuptling ärgerte sich und sagte zu dem andern Mann: „Du hast mich belogen, marsch, aus meinem Haus hinaus, meine Tochter ist deine Frau nicht mehr." Beschämt zog der Betrüger von dannen. Der Vater gab aber seine Tochter an ihren Erretter. Der zog nun in das Haus ein, und sie lebten fortan alle beieinander.

30. Das Sonnenkind



In uralten Zeiten lebte einmal in Tonga ein mächtiger Häuptling, dessen Namen man nicht mehr weiß. Der hatte eine Tochter, deren Namen unsere Väter auch vergessen haben, und so nennen wir sie stets, wenn wir von ihr sprechen, die Mutter von Jiji-Matailaa, dem Sonnenkinde.

Die Tochter des alten Häuptlings war wunderbar schön; und der Vater verbarg sie vor den Augen der Menschen, damit sie niemand sehen sollte; denn er hatte noch keinen Mann gesehen, der würdig genug gewesen wäre, sie als Gattin heimzuführen.

Er baute ihr unten am Meeresstrande einen hohen, dichten, starken Zaun, und die Mutter des Sonnenkindes pflegte stets hierher zu gehen, um zu baden. Jeden Tag tauchte sie in den salzigen Wellen unter, und wenn sie aus dem Wasser herauskam, war sie noch schöner geworden; und unter allen irdischen Mädchen und Frauen war niemand so schön, wie die Mutter des Sonnenkindes. Nach dem Bade legte sie sich eine Weile in den weißen Sand, um sich auszuruhen und unterdessen trocken zu werden. Und als eines Tages die Sonne auf sie herabblickte und das Mädchen sah, verliebte sie sich darin; und nach einer geraumen Weile bekam das Mädchen ein Kind, das sie Jiji-Matailaa, das Sonnenkind, nannte.

Das Kind wuchs auf und wurde ein strammer, tüchtiger, hübscher Bursche; und da er auch, wie ein rechter Häuptlingsjunge, sehr hochmütig war, verprügelte er gern die anderen Kinder. Als eines Tages die Kinder alle zusammen auf dem Dorfplatz spielten, ärgerten einige das Sonnenkind. Da nahm es seinen Stock und schlug so lange auf sie los, bis ihm der Arm weh tat und ihre Körper dicke Beulen hatten.

Die Burschen riefen ihm jetzt zu: „Sag einmal, wer bist

du eigentlich, Sonnenkind? Wie darfst du es überhaupt wagen, uns zu schlagen? Wir wissen, wer unser Vater ist; aber du — du hast ja gar keinen Vater; dich hat man hinterm Zaun gefunden, du Bankert!"

Da geriet der Junge in maßlose Wut. Gern wäre er auf sie losgestürzt und hätte sie erschlagen; aber vor Wut vermochte er sich nicht von der Stelle zu rühren; die Stimme blieb ihm im Halse stecken, und aus den Augen perlten ihm vor Zorn die dicken Tränen.

Schließlich erhob er sich, sah noch einmal nach der Bande hin und eilte dann mit einem plötzlichen Aufschrei ins Haus. Als er die Mutter erblickte, lief er auf sie zu, faßte sie beim Arm und rief: „Mutter, was bedeutet das, was die Dorfjungen immer zu mir sagen? ‚Du, wer ist denn dein Vater?'" und dabei weinte er wieder bitterlich.

„Esch, Esch, mein Junge," sagte die Mutter, „die Dorfbuben lügen. Laß dich nicht von ihren Worten kränken, denn du bist der Sohn eines viel größeren Häuptlings als sie."

„Aber wer ist mein Vater?" fragte der Junge wieder mit tränenüberströmtem Gesicht; die Mutter lachte spöttisch und sagte:

„Nun, wer sind diese Dorfbuben, daß sie dich überhaupt verachten können? Sie sind Kinder von irdischen Menschen, aber du bist das Kind der Sonne; sie ist dein Vater." Und darauf erzählte sie ihm alles.

Nun wurde das Herz des Sonnenkindes wieder fröhlich. Der Junge wischte sich die Tränen ab und rief: „Ich pfeife auf die Kinder irdischer Menschen! Nie will ich mehr mit ihnen reden oder gar mit ihnen zusammen leben. Lebewohl, Mutter, jetzt geh ich zum Vater." Und stolzen Schrittes ging er zur Tür hinaus; er sah sich nicht einmal um, als die Mutter hinter ihm herrief; sie blickte hinter ihm her, bis er im Walde verschwand, und dann sah sie ihn nie wieder.

Der Junge ging durch den dunklen Wald, bis er an die Stelle kam, wo sein Boot am Strande lag. Dort setzte er

sich hin und flocht aus Kokosblättern ein Segel. Und als das Wasser auflief, schob er das Boot ins Meer und segelte los, um seinen Vater, die Sonne zu besuchen.

Es war Morgen, als er das Segel hochzog und gen Osten steuerte, wo die Sonne gerade aufging; aber als er dort hinsegelte, stieg die Sonne immer höher und höher, und so laut er auch rief, sein Vater hörte ihn nicht. Dann wendete er und fuhr nach Westen, wohin die Sonne eilte; trotzdem der Wind ihm günstig war, kam er doch zu spät. Sein Vater tauchte in den Wellen unter, ehe er nahe genug heran war, um mit ihm sprechen zu können. So war er ganz allein auf dem weiten Meer.

Da dachte er bei sich: „Also im Osten klettert mein Vater aus dem Wasser heraus; dann will ich doch lieber dorthin zurückkehren und auf ihn warten." Er wendete wieder um und segelte die ganze Nacht hindurch nach Osten. Und als der Morgen heraufdämmerte, befand er sich ganz nahe bei der Sonne. Gerade, als sie aus den Wellen emporsteigen wollte, rief er: „Vater, lieber Vater, hier bin ich!"

„Wer bist du?" fragte die Sonne und stieg höher am Horizont empor.

„Ich bin das Sonnenkind," rief der Knabe. „Du mußt mich doch kennen. Ich bin dein Sohn, Mutter ist in Tonga. Warte doch ein bißchen, Vater, und erzähl' mir 'was."

„Ich darf nicht warten," sagte die Sonne und stieg höher und immer höher, „die Kinder der Erde haben mich schon gesehen, und dann darf ich mich nicht mehr aufhalten, um mich mit dir zu unterhalten. Wärest du doch einige Augenblicke eher gekommen. Lebe wohl, mein Sohn, jetzt muß ich gehen!"

„Bleib' doch, Vater!" rief das Sonnenkind. „Das macht sich ja ganz leicht, auch wenn die Kinder der Erde dich schon gesehen haben. Verstecke dich hinter einer Wolke, dann kannst du ja zu mir herkommen."

Da lachte die Sonne und sprach: „Du bist ein gescheites Kerlchen, mein Junge; obwohl du noch ein Knabe bist,

bist du doch schon sehr klug." Sie rief eine Wolke herbei, stieg hinter ihr zum Meer herab und begrüßte ihren Sohn. Sie erkundigte sich nach seiner Mutter und erzählte ihm allerhand nützliche Dinge, deren Kenntnis uns sicher sehr vorteilhaft gewesen wäre. Aber wir haben davon nichts erfahren, weil der Knabe ungehorsam war.
Schließlich sagte sie zu dem Jungen, daß sie nicht mehr länger warten könnte. „Und nun, mein Sohn," sprach sie, „höre gut zu. Bleibe hier, bis die Nacht sich auf das Wasser herabsenkt, dann wirst du meine Schwester, den Mond, deine Muhme, erblicken. Wenn er sich aus der See erhebt, dann stehe auf, rufe ihn an und sage ihm, er möchte dir eins der beiden Dinge geben, welche er in Verwahrung hat. Das eine heißt ‚Melaja' und das andere ‚Monuja'. Bitte ihn um das ‚Melaja', dann wird er es dir geben. Aber denke daran, was ich dir gesagt habe und tue das auch, dann wird es dir gut gehen; wenn du ungehorsam bist, wirst du ins Unglück geraten."
Darauf stieg die Sonne hinter der schwarzen Wolke hervor und die Welt war strahlend hell erleuchtet. Die Kinder der Erde aber sagten zueinander: „Die Sonne scheint heute ja langsamer heraufzukommen als an anderen Tagen," und das Sonnenkind holte das Segel nieder, wickelte sich da hinein und schlief bis zum Abend.
Als er wieder erwachte, hißte er das Segel und fuhr schleunigst zu der Stelle, wo das schimmernde Antlitz seiner Muhme erscheinen sollte. Er fuhr so dicht heran, daß der Mond, als er aus dem Wasser heraustauchte, ihm zurufen mußte: „Heda, heda, Kind der Erde! Paß auf, oder du fährst mir mit dem scharfen Bug deines Bootes in mein Gesicht hinein!"
Da hielt das Sonnenkind ein wenig ab und streifte beinahe das Gesicht des Mondes; dann lief es plötzlich vor dem Winde auf, fuhr an seine Seite und hielt ihn mit sicherem Griff fest. „Ich bin kein Kind der Erde," sagte es, „ich bin das Kind deines Bruders, der Sonne. Ich heiße Sonnenkind, und du bist meine Muhme."

„Bist du wirklich das Sonnenkind?" fragte der Mond ganz verwundert. „Das ist ja wunderbar. Aber laß die Hand los, Neffe, du tust mir ja weh!"
„O nein," antwortete der Knabe, „wenn ich dich loslasse, läufst du mir weg; und wie bekomme ich dann die Sachen, um die ich dich auf Geheiß meines Vaters bitten soll?"
„Aber Neffe, ich werde dir doch nicht auskneifen," sagte sehr ernsthaft der Mond. „Ich freue mich ja herzlich, daß du da bist. Laß bitte los, es tut mir wirklich weh." Da ließ das Sonnenkind los.
„Um was sollst du mich bitten?" fuhr der Mond fort.
Nun hatte das Sonnenkind sich vorgenommen, nicht nach dem Wunsch des Vaters zu tun; es pflegte stets ungehorsam zu sein, denn es war ein eigensinniger, starrköpfiger Bursche.
„Ich soll dich um das Monuja bitten."
„Um Monuja!" rief die Muhme, „um Monuja? Irrst du dich auch nicht? Hat dein Vater dir nicht gesagt, du sollst mich nach Melaja fragen?"
„Nein, das war es nicht," sagte der Knabe trotzig, „er sagte mir, das Melaja möchtest du behalten und mir das Monuja geben."
„Das ist wirklich sonderbar," sagte der Mond und grübelte nach. „Die Sonne kann den Knaben doch nicht hassen und ihm den Tod wünschen. Aber es hilft nichts, ich muß ihren Befehlen gehorchen. Neffe, du sollst das Monuja haben. Sieh, es ist nur ein kleines Ding. Es ist in diesem Stückchen Tapa eingewickelt. Jetzt wickele ich es nochmals ein und binde es ganz fest zu, damit das Paket nicht aufgeht. Hier, nimm es, Neffe, und denke daran, was ich dir sage: Binde die Schnur nicht auf und wickele ebenfalls das Paket nicht aus, solange du noch auf dem Wasser bist; sondern heiße sogleich das Segel und fahre nach Tonga. Wenn du gelandet bist, sieh dir das Monuja an, aber ja nicht eher, sonst geschieht ein furchtbares Unglück."
Dann sagte er ihm Lebewohl und kletterte am Himmel in

die Höhe; und alle Leute, die sich auf dem Wasser befanden, riefen vor Freude: „Da ist ja unser lieber Freund, der Mond! Wir Seefahrer wissen am allerbesten, wie gut er ist!"

Auch die Mädchen und Knaben liefen in den Dörfern zum Hause hinaus und jauchzten: „O, der Mond ist da! Kommt, laßt uns auf dem Dorfplatz tanzen!" Und das Sonnenkind heißte das Segel und fuhr nach Tonga.

Die ganze Nacht, den nächsten Tag und die nächste Nacht segelte es über das Wasser, bis es am Morgen des zweiten Tages endlich Land in Sicht bekam. Da wollte es nicht länger warten, denn das Sonnenkind war ein eigenwilliger, ungeduldiger Knabe; es hob das Bündel, das ihm die Muhme gegeben hatte, vom Boden des Bootes auf, und löste die Schnur, mit der es zugebunden war. Dann wickelte es die Tapa, eine nach der anderen ab, bis es schließlich das Monuja zu Gesicht bekam. Es war eine wunderbar schöne Perlschale; sie war nicht silberweiß, wie bei uns zu Lande, sondern sie hatte einen rötlichen Schein, wie man ihn nie vorher und nachher gesehen hat; und der Knabe freute sich sehr darüber und malte sich aus, wie die anderen Jungen ihn wohl beneiden würden, wenn sie das Schmuckstück an seinem Halse erblickten. Aber während er sich die Schale besah, hörte er hinter sich ein gewaltiges Rauschen und Plätschern. Als er aufblickte, bemerkte er eine ungeheure Menge Fische, die alle eiligst hinter ihm herschwammen — Wale, Haie, Meerschweine, Delphine, Schildkröten und viele, viele andere mehr. Sie stürzten in blinder Hast auf ihn los, um das Monuja zu bekommen; und in einem Nu war das Boot so voll, daß es überladen in die Tiefe sank. Die Haie zerrissen ihn in Stücke. Das war das Ende des Sonnenkindes.

31. Wie die Fidji-Leute den Bootbau erlernten

Auf dem Berge Kau-wandra steht der Tempel von Dengei, der Großen Schlange. In alten Zeiten fürchteten die Fidji-Leute den Ort und zollten ihm Verehrung, denn dort wohnte die Große Schlange, die von ihnen angebetet wurde.

Damals war Bau noch nicht das größte Königreich auf Fidji. Es gab unter uns noch keine Bootbauer; unsere Väter bauten keine Boote, sie wußten nicht, wie sie es machen sollten. Sie lebten sehr einfach und bedürfnislos; jeder Stamm wohnte gesondert in seinem Gebiet; es gab noch keine Boote, mit denen man von einer Insel zur nächsten fahren konnte. Da bekam die Große Schlange Mitleid mit ihnen; sie erwählte sich einen Stamm, dem sie den Namen „der Bootbauer" gab, und lehrte ihn die Bootbaukunst; sie schenkte ihm auch die Oberherrschaft über ganz Fidji; das war ein mächtiges, großes Volk, und Bau kam daneben gar nicht in Betracht.

Es war ja auch eine Kleinigkeit für sie, so groß zu werden, denn sie verstanden von allen Leuten auf Fidji allein den Bootbau; die Leute kamen von weither und baten um Annahme als Diener, damit sie auch lernten, wie man die wunderbaren Fahrzeuge machte, welche die Menschen sicher über das Wasser trugen. So wurden sie im Laufe der Zeit stolz und hochmütig und gehorchten der Großen Schlange nicht; doch sie war nachsichtig, denn sie hatte sie lieb.

Die Große Schlange wohnte also auf dem Berge Kau-wandra; und alles Land ringsherum schenkte sie dem auserwählten Stamm; sie bauten sich eine Stadt, die lag hoch oben auf einem Berge; da lebten sie in Sicherheit, denn kein Feind konnte dort hingelangen; häufig erschien auch der Gott und unterhielt sich mit ihnen; er lehrte sie viele Dinge, so daß sie klüger wurden als die übrigen. Das war eine schöne Zeit; sie lebten in Frieden und Überfluß.

Gegen Abend begab sich die Große Schlange stets in eine Höhle auf dem Kau-wandra-Berge und legte sich dort zum Schlafen hin. „Sobald sie die Augen schloß, wurde es dunkel; dann sagten die Menschen: „Die Nacht ist hereingebrochen“; wenn sie sich im Schlafe umdrehte, erbebte die Erde, und die Menschen sagten: „Erdbeben“; und wenn sie gegen Morgen die Augen aufschlug, dann entfloh die Finsternis, und die Menschen sagten: „Es ist Morgen.“

Nun besaß die Schlange eine wunderschöne schwarze Taube, die mußte, sobald es Tag werden wollte, sie wecken. Sie schlief auf einem „Baka“, einem Feigenbaum, der stand unmittelbar vor dem Eingang zur Höhle der Großen Schlange. Hier ließ sie ihren Ruf erschallen: „Kru, kru, kru, kru“ und weckte damit die Schlange, wenn die Nacht verschwinden und der Tag seinen Einzug halten wollte. Dann stand sie auf und rief über das Tal zu den Bootbauern hinüber: „Kinder, erhebt euch und arbeitet, der Morgen ist da.“

Deshalb haßten der Häuptling der Bootbauer Rokala und sein Bruder Kausam-baria die Taube, sie waren stolz und faul geworden und sagten: „Was sollen wir denn immer, immer und immerfort arbeiten? Sklaven arbeiten, aber wir sind große, mächtige Häuptlinge. Unsere Sklaven mögen arbeiten; wir haben ja genug davon; aber wir wollen uns ausruhen. Komm, wir wollen die Taube töten; und wenn die Große Schlange dann böse wird, schön, dann wird sie eben böse. Wir werden sie bekriegen; wir sind viele und stark, und sie ist allein, wenn sie auch ein Gott ist.“

Und so holten sie Bogen und Pfeil und krochen unter den Feigenbaum, wo die Taube schlief. Rokola sagte zu seinem Bruder: „Ich will zuerst schießen. Wenn ich fehle, dann schieße du.“ Sein Bruder antwortete: „Schön, schieß! Ich bin bereit.“ Rokola schoß; der Pfeil fuhr der Taube in die Brust; sie fiel tot zu Boden, und die beiden Brüder flohen in die Stadt.

Als die Große Schlange aus dem Schlaf erwachte, wun-

derte sie sich, nicht die Stimme der Taube vernommen zu haben. Sie kam aus der Höhle heraus, sah am Feigenbaum in die Höhe und sagte: „Du Faulpelz, muß ich dich heute wecken? Wo bist du denn?“ Denn sie bemerkte sie nicht im Baum, wo sie sonst stets zu sitzen pflegte.
Da blickte sie auf den Boden und sah die Taube mit dem Pfeil in der Brust. Sie trug innige Trauer um die Taube, und ihr Zorn war nicht gering; sie erkannte Rokolas Pfeil, und mit fürchterlicher Stimme rief sie über das Tal hinüber: „Wehe dir, Rokola! Weh euch allen! O, ihr undankbaren Bootbauer, ihr habt mir meine Taube getötet. Jetzt werde ich euch das Reich nehmen und es den Leuten von Bau schenken. Und ihr sollt unter die Bewohner von Fidji verstreut werden und fortan Sklaven sein.“
Doch die Bootbauer riefen über das Tal zurück: „Große Schlange, wir fürchten dich nicht! Wir sind viele, und du bist allein, wenn du auch ein Gott bist. Komm, wir wollen miteinander kämpfen. So wie es deiner Taube ergangen ist, so wird es auch dir ergehen; wir sind nicht bange, Große Schlange, wenn du auch ein Gott bist.“ Sie bauten einen großen, hohen, breiten, starken Kriegswall. Unterdessen saß die Große Schlange auf dem Berge Kau-wandra; sie machte sich über die Leute lustig und rief: „Baut euren Wall nur recht stark. Führt ihn bis zum Himmel auf, ein Gott ist euer Feind.“ Sie verhöhnten sie weiter, denn sie vertrauten auf ihren Wall und ihre Zahl.
Als sie den Bau beendet hatten rief Rokola über das Tal hinweg: „Wir sind fertig. Laß uns kämpfen, damit unsere Kinder später erzählen können: unsere Väter haben die Große Schlange verzehrt, das war ein Gott, der oben auf Kau-wandra lebte.“
Jetzt kannte die Wut des Gottes keine Grenzen; er schleuderte seine Keule hoch in den Himmel hinein; die Wolken barsten, und eine unheimliche Regenflut ergoß sich über die Erde. Der Regen hielt viele, viele Tage an — es war kein Regen, wie er heute auf die Erde herabkommt, es goß in

wahren Strömen —, auch das Meer stieg und überflutete das Land; o, es war ein schreckliches Schauspiel. Höher und höher stiegen die Fluten — und endlich wurde auch der Kriegswall der Bootbauer samt der Stadt und allen Menschen fortgespült. Rokola und viele andere ertranken; doch eine große Menge — es sollen gegen zweitausend Menschen gewesen sein — trieb auf Bäumen, Flößen und Booten fort; sie schwammen auf den Wassern hier hin und dort hin; schließlich landeten sie, die einen hier und andere da, auf den Bergspitzen, die aus den Fluten herausragten; und bei den Menschen, die vor dem Wasser dorthin geflohen waren, bettelten sie um ihr Leben. Als das Meer wieder zurücktrat, nahm man sie mit in die Täler der verschiedenen Königreiche hinab; dort wurden sie die Sklaven der Häuptlinge und bauen ihnen bis zum heutigen Tage die Boote.

Der Banianenbaum, auf dem die Taube zu sitzen pflegte, wurde von der großen Flut nach Vatu-lele fortgeschwemmt. Vatu-lele war damals nur ein Riff wie Nowatu; es besaß keine Erde; doch an den Wurzeln des Feigenbaumes hing so viel Erde, daß ein Land daraus wurde; Menschen kamen und siedelten sich dort an.

Und so lernten die Fidji-Leute den Bootbau.

32. Die Geschichte von Longa-Poa

Vor Zeiten war einmal, so erzählen unsere Väter, in Tonga ein großer, mächtiger, starker, kühner, kluger und tapferer Häuptling, der hieß Longa-Poa. Er war aus königlichem Geblüt; seine Leute verehrten ihn, und bei den Bewohnern der benachbarten Inseln war er gefürchtet.

Aber, so groß und mächtig er war, es gab doch jemand, vor dem er zitterte und bebte, das war Fekai, die „Wütende"; sie war seine Frau und die Tochter eines Königs; sie war eine hohe, stolze Erscheinung und

hatte eine laute Stimme; doch ihr Herz war nur auf Schlechtigkeiten bedacht. Man muß Longa-Poa deshalb bedauern; er hatte große Angst vor ihr; er durfte ja nicht, wie die anderen Häuptlinge es taten, die Keule gegen sie erheben und so ihr Begehren zügeln. So eine Keule ist recht nützlich für Frauen, und Ruhe herrscht in dem Hause, wo der Knüppel regiert. Doch Fekai war die Tochter eines „Heiligen Königs"; sie stand den Göttern näher als er, und darum durfte er die Hand nicht gegen sie erheben.

Eines Tages kam Longa-Poa von Haa-pai zurück, wo er mit seinen Kriegsleuten gewesen war; denn der Kriegs-König Kano-ku-bolu, das „Herz von Samoa", hatte gesagt: „Laßt Longa-Poa das Segel heißen und nach Haa-pai fahren, damit er das Volk dort bestraft, weil es mir nicht den jährlichen Tribut sandte." So kam er also zurück und brachte den Tribut, unermeßliche Reichtümer, mit; denn die Leute von Haa-pai hatten vor ihm klein beigegeben und hegten Furcht, weil sie sich aufgelehnt hatten. Sie gaben ihm daher viel mehr, als festgesetzt war; und Longa-Poa segelte freudigen Herzens mit den tief beladenen Booten nach Tonga zurück; auch der König freute sich sehr, als die Reichtümer alle in sein Großes Haus getragen wurden. Er sprach zu seinen Leuten: „Bringt ein Schwein herbei, das soll Longa-Poa essen. Bereitet ein Fest für ihn und seine Mannschaft. Die Fahrt verlief gut. Sie hatte einen glücklichen Ausgang. Iß, Longa-Poa, und dann gehe heim. Wirst du nicht von deiner Frau erwartet?" Da flog ein Schatten über das Antlitz von Longa-Poa, das vorher hell aufleuchtete, als der König vom Schwein sprach.

Als das Fest vorüber war, ging er seines Weges; und als er an sein Haus kam, traf er seine Frau, die gerade eine der Mägde mit dem Stock verprügelte; denn das war ihre Art, sie schlug und schalt fortwährend, und meistens tat sie beides gleichzeitig. Als er die Matte vor der Tür beiseite schob, wandte sie sich um und bemerkte ihn.

„Du bist also zurück!" sagte sie spöttisch.

„Ja, Fekai, ich bin da," antwortete Longa-Poa. „Und wo sind die Körper der erschlagenen Feinde?" fragte die Wütende, und riß dabei dem Mädchen, das sie gerade durchprügelte, einen Büschel Haare aus; sie hatte es nämlich mit einer Hand beim Haarschopf gefaßt, während sie es mit der anderen verhaute; als ihr Mann hereinkam, hatte sie durchaus nicht losgelassen. „Wo sind deine Bokolas?" rief sie. „Laß sie ins Haus bringen, und die jungen Leute — die faulen, nichtsnutzigen Bengel — sollen sie zum Schmaus herrichten!"

„Fekai, heute gibt es keine Bokolas," antwortete Longa-Poa. „Die Leute von Haa-pai gaben klein bei; sie brachten Sühnegaben und unermeßliche Reichtümer heran. Sie sind daher leben geblieben, und deshalb gibt es keine Bokolas."

Da kannte der Zorn der Wütenden keine Grenzen. Ihre Augen funkelten, weißer Schaum trat auf ihre Lippen, und dann schleuderte sie ihrem Manne, dem großen Häuptlinge, das Haarbüschel ins Gesicht — was kein Mann ertragen durfte. „Hier, friß das!" schrie sie. „Verflucht sind die Winde, welche dich zurückbrachten! Du Jammerlappen! du Schwächling! du Feigling! Du willst ein Häuptling sein? Fürwahr, du bist ein großer, mächtiger Häuptling." Sie fuhr auf ihn los und schlug mit dem Knüppel auf ihn ein, mit dem sie bis dahin das Mädchen verprügelt hatte. Da nahm er die Beine in die Hand und eilte zum Haus hinaus; sie lief hinter ihm her und schimpfte und fluchte, bis sie ganz außer Atem war und ihm nicht mehr folgen konnte.

Longa-Poa lief zum Strande und setzte sich auf sein Boot, das dort auf den Sand gezogen war. Er bedeckte das Gesicht mit den Händen und weinte laut; seine jungen Leute sammelten sich um ihn herum und schwiegen beklommenen Herzens.

„Seid ihr alle da?" sagte er schließlich, „Lolo-hea, Pulu, Tama-eiki, seid ihr alle hier?"

„Wir sind alle hier, Herr," antwortete Lolo-hea mit unter-

drückter Stimme, denn die Not und Sorge ihres Herrn ging ihm und allen sehr nahe.

„Macht das Boot flott," sagte der unglückliche Häuptling. „Bringt es ins tiefe Wasser!" Jubelnd gingen die jungen Leute an die Arbeit; sie zogen das Boot ins tiefe Wasser, so daß es flott wurde und nicht mehr auf dem Sand entlang schrapte. Dann erhob sich Longa-Poa und trat stramm und aufrecht vor die Seinen hin. Er sagte: „Hört an! Hört meine Worte und bewegt sie in eurem Herzen. Ich ziehe jetzt fort, und fürder soll mich niemand mehr Longa-Poa, den Tonganer, nennen. Fremd will ich dem Lande werden, wo jene Frau wohnt. Wer heute kleinmütig ist, gehe ans Land zurück und bleibe bei den Weibern. Wer aber seinen Anführer lieb hat und mutig ist, komme mit mir; wir wollen uns eine neue Heimat suchen und da bleiben. Ich habe gesprochen!"

Tiefes Schweigen trat ein, und die jungen Leute sahen einander an.

„Ich gehe mit," sagte Pulu. Dabei liefen ihm die Tränen über die Backen; er dachte an Fonua, die ihm versprochen war, und ihre Freundinnen rüsteten schon das Hochzeitsfest. Pulu war ein liebenswürdiger Häuptling und Fonua ein über alle Maßen schönes Mädchen.

„Wir gehen alle mit," sagte Lolo-hea. „Wir folgen dir, Longa-Poa. Wenn wir in der Wasserwüste sterben, sterben wir alle zusammen; und wenn wir ein neues Land finden, wollen wir die Leute dort bekämpfen; sie sollen unsere Sklaven sein, und du sollst als König über uns und sie herrschen." Und so sprachen sie alle.

Die Meerfahrt der Verbannten

Sie trugen in aller Eile Lebensmittel und Wasser herbei und zogen das Segel hoch. Das große Boot machte gute Fahrt, und als die Sonne im Westen sank, verschwammen die Umrisse des Landes.

Da rief Longa-Poa mit heller Stimme zum Deckshaus,

wo er sich niedergelassen hatte, heraus: „Laßt euch das Herz nicht schwer werden, Leute! Wir machen gute Fahrt. Der Wind ist günstig! Die See ist glatt! Es wird heute nacht schön, denn viele Sterne stehen am Himmel. Seht nur, wie sie blinkern! Nun wird der Nordost dauernd blasen. Stimmt ein Lied an, damit unser Herz fröhlich wird; jene Frau wird nicht ewig leben bleiben, und wir können dann in Frieden zur Heimat wiederkehren."

Moala, der Spielmann, begann den Bootsgesang; die jungen Leute klatschten in die Hände und hielten Takt, wenn sie mit einstimmten. Longa-Poa feuerte sie vom Deckshaus her an und sang zusammen mit ihnen. Als sie aber an die Stelle kamen, wo es im Liede heißt:

„Die Sonne ist untergegangen, das Land ist weit entfernt", zitterte die laute Stimme des Moala, sie wurde schwach und wimmerte wie die Stimme eines kleinen Kindes — eines Säuglings, der weinen will. Sie senkten den Kopf und weinten alle bitterlich, als sie nach der Heimat zurückdachten, welche die Dunkelheit verborgen hielt, nach ihren Häusern, Verwandtschaft, Freunden, denen sie nicht einmal mehr Lebewohl hatten sagen können, und die sie nie wieder sehen sollten.

Doch Longa-Poa sang weiter und saß auf dem Deckshause. Er sang ein anderes Lied; mit lauter Stimme sang er ernst ein Kampflied. Das scholl über die Wasser und übertönte das Weinen und Seufzen; es erzählte, wie in alten Zeiten sein Stamm die gewaltige Feste Wawau genommen hatte. Da währte es nicht lange, und die jungen Leute hoben wieder die Köpfe; ihr Weinen hatte ein Ende; ihr Mut wuchs, als sie den Worten lauschten; und als der Häuptling zu dem Triumphgesang kam, den die Väter nach dem Siege sangen, da ermannten sie sich; sie ließen den Kriegsruf erdröhnen, und stimmten in den Leib und Seele erschütternden Gesang ein, welcher „Das Lied vom Tode" benannt ist.

So segelten sie die Nacht und den ganzen folgenden Tag hindurch. Sie kamen an einer Insel nach der andern in der

Gruppe vorüber, bis schließlich auch Niue hinter ihnen in den Wassern versank. Nun sahen sie viele Tage lang kein Land mehr, und die Mannschaft sagte zueinander: „Wir sind über die Grenzen der Erde hinausgefahren. Hier gibt es nur noch Wasser." Und trotzdem kamen sie in andere Länder; sie segelten unaufhörlich, und das Boot wurde ihr Haus und die See ihr Land; sie waren es auch gar nicht zufrieden, ruhig auf dem festen Lande zu bleiben; schon nach wenigen Tagen sehnten sie sich immer nach der Weiterfahrt. Sie waren rechte Meereskinder geworden.

Doch es würde zu lange dauern, wollte ich all die gewaltigen Taten erzählen, die sie in den vielen Ländern vollbrachten, wohin der Wind sie trug; die vielen Kämpfe und Feste, und all den Hunger und Durst und die Mühseligkeiten, welche sie durchmachten. Wie Moala, der Spielmann, heimtückisch am Strande einer Insel erschlagen ward, die einsam aus dem Meer emporragt; ein Speer wurde ihm durch den Rücken gejagt, als er Feuerholz einsammelte; wie Longa-Poa darauf das ganze Volk, Männer, Frauen und Kinder vertilgte, und nicht einen am Leben ließ, so daß dies Land bis heute noch ohne Menschen ist. Wie Pulu Fonua vergaß, weil er sich in ein junges Mädchen vergaffte, die ihn betörte, sich doch in den Mangrowen zu verbergen, wenn seine Gefährten abfuhren, und ihr Gatte zu werden; und wie sie ihn in derselben Nacht noch, als er schlief, ermordete und den Leichnam an ihre Freunde verschacherte. Wie Longa-Poa, als er am andern Morgen Pulu suchte, sah, wie ihre Sippschaft seinen Leichnam verspeiste und seinen Kopf mitten auf dem Dorfplatz auf einen Speer gesteckt hatte; wie dann die Tonganer ihren Kriegsruf ausstießen, angriffen und unter den Dorfbewohnern ein fürchterliches Blutbad anrichteten, und bis auf wenige, die in die Berge entflohen und so sich retten konnten, niemanden am Leben ließen. Wie sie darauf viele Tage umhersegelten, schließlich vor Hunger verzweifelten und mit dem Boot auf einen schlafenden Wal gerieten, auf ihn hinaufkletter-

ten, ihm mit ihren Speeren zusetzten, mit ihm kämpften und ihn schließlich töteten. Wie sie alsdann vor Stolz übermütig wurden und sagten: „Wir sind Götter! Wir sind Götter! Kein Menschenkind kann solch gewaltige Taten vollbringen, wie wir es taten.“ Und wie die Götter es hörten und sehr unzufrieden wurden, und beratschlagten, wie sie die Übermütigen schlagen sollten. Das ist alles viel zu lang, als daß man es erzählen könnte.

Nachdem die Verbannten den Wal erschlagen hatten, wollte ihnen nichts mehr so recht gelingen. Wer wird denn auch Glück haben, wenn ihm die Götter zürnen? Zuerst schickten sie ihnen einen fürchterlichen Sturm, der zerriß das Segel und zerbrach den Mast, so daß das Boot beinahe unterging. Aber sie schöpften es aus und kämpften tapfer gegen den Sturm an; viele Tage hindurch trieben sie so auf dem offenen Meere und gelangten schließlich ganz matt vor Hunger und Strapazen an eine Insel. Sie landeten und wollten sich ausruhen und neue Kräfte sammeln; aber mitten in der Nacht wurden sie heimlich von den Bewohnern überfallen, die drei von ihnen erschlugen, ehe sie überhaupt Zeit fanden, ihre Waffen zu ergreifen. Zwei andere fielen im Kampf und Longa-Poa selbst erhielt einen Pfeilschuß in den Arm, als sie das Dorf am Morgen angriffen. Trotzdem nahmen sie es ein und brannten es mit allen Einwohnern nieder. Dann machten sie sich ein neues Segel und schnitten einen anderen Mast zurecht, der den im Sturm gebrochenen ersetzen sollte. Einige Tage ruhten sie sich aus, bis die Wunde des Häuptlings geheilt war. Dann segelten sie weiter, und nun kam das Ende.

Fekais Ende

Als sie zwei Tage auf See gewesen waren, sagte Longa-Poa zu einem seiner jungen Leute: „Steige jetzt auf den Mast und halte Ausschau. Vielleicht ist schon Land in Sicht!“

„Es ist nichts zu sehen, Herr,“ rief der Jüngling von oben, als er sich überall umgesehen hatte. Aber gerade in dem

Augenblick, wie er vom Mast herabgleiten wollte, entdeckte er weit weg über den Wassern einen dunklen Fleck, und er rief: „Ein Segel! Ein Segel!"
Da freuten sich die Tonganer; sie ergriffen ihre Waffen, und als das fremde Kanu sich ihnen mit schneller Fahrt näherte, stimmten sie „Das Lied vom Tode" an. Als es ganz nahe war, standen sie auf und machten sich fertig, um auf das fremde Boot hinüberzuspringen und die Mannschaft mit der Keule zu erschlagen; da entsank plötzlich dem Häuptling das Herz; er stieg vom Deckshause herab, stieß den Steuermann beiseite und luvte hart an den Wind. Die Mannschaft war starr vor Erstaunen; aber sie sollten sich nicht lange wundern; von dem fremden Kanu her erscholl ein lautes, wildes, schrilles Gelächter. Sie zitterten, als sie es hörten; sie kannten ja die Stimme — es war die Stimme von Fekai!
„Glück auf zur fröhlichen Seefahrt!" kreischte das entsetzliche Weib. „Glück auf zur fröhlichen Fahrt! Was für eine herrliche Reise habt ihr gemacht! Lang genug haben wir nach euch ausgeschaut, und nun haben wir euch endlich gefunden! Du schuftiger Häuptling! Du schurkische Mannschaft! Jetzt haben wir euch. Leute, erhebt euch und zeigt unseren Freunden, was für Geschenke wir ihnen mitgebracht haben." Mit einem mörderischen Geschrei sprangen sie auf die Beine und schwangen ihre Waffen. „Da sind unsere Geschenke!" riefen sie. „Kommt jetzt und holt sie!"
Longa-Poa und seinen Leuten entfiel der Mut, als sie die Gesichter der anderen erkannten und sahen, daß es ihre Todfeinde waren. Da waren Tutui, der Häuptling von Haa-pai, dessen Bruder Longa-Poa erschlagen hatte, und Mafi, dessen Frau er gewaltsam entführt und einem seiner Krieger gegeben hatte — das Weib eines Häuptlings an einen gemeinen Mann! O unauslöschliche Schande! Es war wider seinen Willen, nur auf Betreiben von Fekai geschehen, die einst von Mafis Frau beleidigt worden war. Ferner waren da Fuaki, dessen Haus er verbrannt hatte,

und Moa, dessen Antlitz er mit einem Keulenhieb entstellt hatte. Auch der alte Naga aus Wawau befand sich bei ihnen, dessen beide Söhne er auf der See erschlagen hatte, weil sie das Segel nicht herabließen, als er sich ihnen näherte. Naga war alt und hatte weiße Haare; seine Glieder waren schwach; und trotzdem schwang er eine schwere Keule und schrie wilder als irgendeiner; der Gedanke an seine Söhne brannte ihm in der Seele und machte ihn stark. Diese Männer und noch viele andere hatte Fekai um sich versammelt, um ihren Gatten zu jagen, denn sie lechzte nach seinem Tode; und nun trafen sie nach vielen Tagen auf hoher See zusammen.

Da floh Longa-Poa vor seinem Weibe und versuchte zu entkommen; doch die Boote waren gleich schnell; er konnte ihr nicht entrinnen, doch konnte sie ihm auch nicht beikommen; denn sie hatte das Steuer in Lee gelegt, als er an den Wind luvte, um nicht gerammt zu werden; so fuhren beide Boote dicht am Winde; Longa-Poa hatte die Windseite. Drei Tage lang segelten sie so; er floh, und sie verfolgte — es war eine elende Zeit; denn am Tage konnten Longa-Poa und seine Leute sehen, wie die Feinde sie verfolgten; und in der Nacht gellte ihnen die fürchterliche Stimme der Fekai in die Ohren, die sie schmähte und verhöhnte.

Am vierten Tag kam Land in Sicht. Longa-Poa sagte zu den Seinen: „Laßt uns bei dieser Insel an Land gehen. Da wollen wir unsern Mann stehen. Wir werden eher als die andern dasein, denn wir haben ja die Führung. Sobald das Boot in den Sand knirscht, Leute, lauft ans Ufer; dann stellen wir uns auf und machen uns fertig, sie zurückzuwerfen, wenn sie landen."

Er hielt auf den Strand zu, und Fekai jubelte vor Freude. „Sie gehen ans Land," rief sie, „nun haben wir sie! Sie wollen ins Land flüchten."

Sie waren noch nicht an die Insel heran, da trat eine böse Wendung ein; sie segelten in Wasser hinein, das brodelte

und zischte wie in einem Kochtopf; ein rasender Sturm erfaßte die beiden Boote, wirbelte sie herum, und trug sie immer näher an einen großen, schwarzen Felsen heran, wo die Wasser, weißschäumend, in eine tiefe, dunkle Höhle hineindonnerten, die — wie unsere Väter erzählen — eine der Stellen war, wo die Seelen der Verstorbenen nach Bulu, dem Geisterland, hinabstiegen. Hier gerieten die Boote hart aneinander; doch niemand dachte jetzt daran, den Feind zu erschlagen; alle kauerten sich vor namenlosem Entsetzen zusammen, und sogar Fekai schwieg. Ihr Boot sollte zuerst dran glauben. Nie hatte vordem ihre Zunge stillgestanden; doch schweigend fuhr sie in den Tod, und ihr Gekeife hatte nun ein Ende.

Als Longa-Poa das Boot in dem Schlund verschwinden sah, kam ihm der Mut wieder. „Sie ist fort!" rief er erleichterten Herzens; und er lachte dem Tode ins Antlitz.

„Frisch auf, Leute, noch haben wir gute Gelegenheit. Macht euch bereit, und sobald das Boot sich dem Felsen nähert, springt; es geht ums Leben!"

Noch während er sprach, wurde das Boot vom Sog erfaßt und rasch gegen die Felsen gewirbelt.

„Springt!" schrie Longa-Poa, tat einen gewaltigen Satz nach vorn und ergriff einen Strauch, der aus einer Felsspalte hervorwuchs. Es war ein fürchterliches Springen; doch er allein kam von allen nur ans Land. Als er sich umschaute, waren sie alle versunken; nur einem Jüngling war es gelungen, noch im Wasser, den Felsen zu erfassen. Einen Augenblick hielt er sich fest; dann ließ er mit dem Rufe: „Lebewohl, mein Herr!" los und gab sich selber den Tod. Quälender Schmerz durchfuhr Longa-Poa; doch freute er sich wiederum so, Fekai nun für immer los zu sein, daß ihm seine Verlassenheit und Einsamkeit in dem fremden Lande ganz nebensächlich dagegen erschien; er kletterte über die Felsen und gelangte an das sandige Ufer. Hier legte er sich unter eine Palme und schlief bald fest ein, denn er war schwach und matt.

Als er am nächsten Morgen aufwachte und an seine braven Leute dachte und die Kämpfe, in die sie ihm gefolgt waren, wurde er tief bekümmert; wie treu waren sie ihm ergeben gewesen, wenn er sie dem Tode entgegenführte! Dann dachte er wieder an die Heimat, an Tonga; und die Sehnsucht, wieder dahin zurückzukehren, loderte in ihm auf. Doch wie sollte er zurückkommen? Sein Boot war versunken, die Mannschaft tot! Longa-Poa befand sich in bemitleidenswerter Lage. Er wurde sehr hungrig, denn die Bekümmernis der Seele vertreibt nicht die Leere des Magens. Er sagte sich: „Bleibe ich hier, dann komme ich vor Hunger um; ich will mich aufmachen und etwas zum Essen suchen. Begegnen mir dabei die Bewohner dieses Landes und töten mich, gut, ich kann nur einen Tod sterben.“ Er nahm einen Knüppel in die Hand und begab sich auf die Suche nach Essen.

Er suchte den ganzen Tag über, doch er fand nichts, kein Essen, kein Haus, kein Lebewesen, nichts — nicht einmal eine lumpige Krabbe. Das Land war leer. Es standen wohl Palmen am Strande, doch die Nüsse waren so klein wie eine Apfelsine. Als der zweite Abend herankam, warf sich Longa-Poa in voller Verzweiflung auf den Boden; er weinte und beklagte sein jämmerliches Geschick. Da tönte plötzlich eine helle Stimme durch die Dunkelheit an sein Ohr und rief: „Longa-Poa! Longa-Poa!“

„Wer ruft mich?“ rief er und sprang in großer Angst auf die Füße; doch die Stimme fuhr fort zu rufen: „Longa-Poa! Longa-Poa!“

„Hier bin ich, Herr!“ rief er wieder, „hier bin ich elender, geschlagener Mann. Wo bist du, Herr? Wer redet mit mir?“ Und als er auf die Palme blickte, an deren Fuß er gelegen hatte, sah er zwischen sich und dem sternenbesäten Himmel etwas Seltsames. Gerade am äußersten Ende eines Palmblattes, das nicht einmal eine Ratte hätte tragen können,

ohne sich zu biegen, saß ein altes Männlein und wippte auf und nieder, je nachdem wie der Nachtwind das Blatt hin und her bewegte. Es war sehr klein und nicht viel länger als der Arm vom Ellbogen bis zum Handgelenk; der Kopf war groß, ebenso die Augen, die in der Dunkelheit wie glühende Kohlen leuchteten, so daß Longa-Poa in dem strahlenden Lichte der Augen das Gesicht des alten Männleins erkennen konnte; da entsank ihm das Herz, denn nun wußte er, daß er mit einem Gotte gesprochen hatte.

„Warum weinst du, Longa-Poa?" fragte das Männlein. „Warum weinst du? Du bist doch ein Gott, nicht wahr. Das sagtest du doch, als ihr den Wal erschlugt? Warum weinst du denn also? Götter pflegen nicht zu weinen!"

Da erschrak der Häuptling sehr; er kauerte sich auf den Boden nieder und rang die Hände. „Sei nicht zornig, Herr!" sagte er demütig. „Sei mir nicht böse. Das waren törichte Worte. Und so viele sind tot; laß dir das genügen; oder genügt es nicht?"

„Wo ist dein Weib, Longa-Poa?" fragte das alte Männlein. Es kicherte häßlich und wippte dabei auf dem Palmblatt auf und ab. „Wo ist Fekai? Wo kann ich dies herrliche Weib finden? Weshalb flüchtetest du denn vor ihr, Longa-Poa? Du bist doch ein Gott, nicht wahr? Das sagtest du doch, als du den Wal tötetest? Götter pflegen nicht vor Weibern wegzulaufen."

„Ich wünschte, du hättest sie zur Frau gehabt," dachte Longa-Poa bei sich. „Und wenn du zehnmal ein Gott gewesen wärest, du hättest dich selig gepriesen, wenn du ihr hättest entrinnen können." Aber er nahm sich schön in acht seine Meinung laut zu sagen; so antwortete er nur mit einem Seufzer.

„Wo sind deine Leute, Longa-Poa?" rief das alte Männlein. „Wo sind diese mächtigen, großen Götter? Es sind doch Götter, nicht wahr? Das sagten sie doch, als sie den Wal erschlugen. Sie können ja gar nicht in dem Wirbel da drüben ertrunken sein! Götter pflegen nicht zu ertrinken."

Und wiederum antwortete Longa-Poa mit einem tiefen Seufzer.
„Bist du hungrig," Longa-Poa?" fragte der Quälgeist. „Was hast du bloß für Verehrer? Du bist doch ein Gott, nicht wahr? Weshalb veranstalten sie kein Fest für dich? Götter pflegen nicht zu hungern. Sie essen und werden satt."
Da wallte es im Häuptling auf, er wurde fast verrückt vor Wut; trotzdem wagte er kein Wort zu sagen, und das alte Männlein machte sich weiter über ihn lustig.
„Willst du nach Tonga zurück, Longa-Poa?" fragte er grinsend. „Wo ist dein Boot? Liegt es vor Anker, oder ist es gar auf den Sand gezogen? Rufe doch deine Leute, Longa-Poa; hißt euer Segel und fahrt bei dem schönen Winde los. Du bist doch ein Gott, nicht wahr? und Götter gehen, wohin sie wollen."
„Haltet ein!" rief Longa-Poa und sprang auf. „Macht Euren Worten ein Ende. Nun ist's genug. Ich kann es nicht länger ertragen. Mein Boot ist versunken; meine Mannschaft ist ertrunken; ich bin hungrig; ich möchte nach Tonga zurück; hier bin ich ein Fremder im fremden Land. Darum muß ich weinen. Komm doch von der Palme herunter und töte mich. Ich kann nur einmal sterben, und der Tod ist noch nicht so bitter, wie herbe Worte für einen Hilflosen und Mann ohne Freunde."
Das alte Männlein schüttelte sich vor Lachen. O, er lachte unbändig auf seinem luftigen Blattsitze. „Ausgezeichnet gesprochen, Longa-Poa!" rief er schließlich. „Deine Worte sind gut! Du bist doch ein braver Mann; und wenn du auch kein Gott bist, ich habe trotzdem mit dir Mitleid. Sei guten Mutes, deine Leiden haben ein Ende. Mach' einen Ofen fertig, denn zuerst muß einmal dein Hunger befriedigt werden."
„Du machst dich über mich lustig," sagte Longa-Poa. „Weshalb soll ich einen Ofen fertig machen? Wo sind denn die Speisen?"
„Hebe eine Kochgrube aus und mach' sie heiß," bekam er

zur Antwort. „Das ist deine Arbeit, ich sorge für die Speisen.“ Da machte er den Ofen fertig; er grub eine Höhlung in den Sand, packte sie voll mit trockenem Holz und legte obenauf Steine; und der Gott warf ihm einen Feuerbrand herab, um das Holz in Brand zu setzen. Nach einer Weile fragte das Männlein wieder:

„Ist der Ofen fertig? Sind die Steine schön heiß? Geh' nun zu dem Baum rechterhand, brich einen kleinen Zweig ab und bring ihn her. Lege ihn auf die heißen Steine, und decke den Ofen gut mit Erde zu.“

Doch der Häuptling wurde sehr zornig. „Das ist noch schlimmer als alle Eure Spöttereien,“ rief er. „Zu welchem Zweck soll ich den Knüppel denn rösten? Kommt doch lieber von der Palme herunter und schlagt mich gleich tot!“

„Tu, was ich dir sage, törichter Mensch!“ entgegnete der Gott. „Gehorche meinen Worten, und dein Hunger wird befriedigt werden. Weshalb sollte ich etwa deinen Tod wünschen?“

Da legte Longa-Poa den Zweig in den Ofen und bedeckte ihn sorgfältig mit Erde. Und als er das getan hatte, setzte er sich schweigend, noch immer ungläubig, hin, während das alte Männlein mit dem dicken Kopf und den glühenden Augen auf dem Ende des Palmblattes auf und ab wippte.

„Die Speisen sind gar!“ rief er endlich. „Hol' dir deinen Schmaus heraus, Longa-Poa, nun ist er fertig.“

Longa-Poa entfernte die Erde von den Steinen und erwartete, nur einen verbrannten Zweig zu finden. Doch kaum hatte er das Holzstück, das er zum Graben benutzt, angesetzt, da stieg ihm ein wundersamer Duft in die Nase, und er jubelte vor Freude.

„Es riecht schön,“ sagte das Männlein und schnupperte in der Luft. „Ja, es ist ein wunderschöner Duft! Grab, Longa-Poa, grab, wir wollen zusammen schmausen.“

O, wie freute sich Longa-Poa, als er die Erddecke von dem Ofen fortgeräumt hatte! Denn, sieh da, unter den großen

Blättern, mit denen er den Zweig nach altem Gebrauch bedeckt hatte, erblickte er ein großes Schwein und Enten und Hühner und Schildkröten, viele Arten Fisch, Yams, süße Kartoffeln — ein reiches Mahl! und alles war so schön zubereitet, so lecker anzusehen, und duftete so herrlich. „Das ist doch wirklich wunderbar!" sagte Longa-Poa.
Sie aßen zusammen, bis ihr Hunger befriedigt war. Longa-Poa langte tüchtig zu; er hatte ja so lange fasten müssen; doch, obschon er soviel Mal größer war als sein Genosse — nur der Kopf war es nicht —, er konnte nicht den zehnten Teil von dem essen, was das alte Männlein verspeiste; und er konnte sein Erstaunen nicht lassen, wie er es nur fertig kriegte.
„Ich bin durstig," sagte das alte Männlein, als sie fertig waren. „Steig doch auf eine Palme, Longa-Poa, und wirf einige von den grünen Nüssen herab, die wollen wir trinken."
„Die Nüsse sind nur klein, Herr," erwiderte der Häuptling. „Keine ist auf der Insel ausgewachsen. Ich habe ja den ganzen Tag danach gesucht."
„Steig nur hinauf," sagte der andere; Longa-Poa tat, wie ihm geheißen wurde, und warf ein Bündel kleiner Nüsse herab. Als er von der Palme herunterkam, rammte er einen oben zugespitzten Stock in den Boden und entfernte damit die Hülsen; dann bohrte er ein Loch in eins der Keimlöcher, gab die Nuß dem Männlein zu trinken und machte sich selber eine zurecht. Er trank und trank so lange, bis sein Durst gestillt war, und als er aufhörte, war noch immer in der Nuß Wasser, obgleich er doch getrunken hatte, bis er nicht mehr trinken konnte. „Das ist wieder wunderbar!" rief er. „Hier ist wirklich das Wunderland."
Das alte Männlein lachte ihm lustig zu.
„Und nun, Longa-Poa," sagte er, „ist es Zeit zu gehen, wenn du noch vor Sonnenaufgang in Tonga sein willst."
„Nach Tonga!" rief der Häuptling schmerzvoll, und seine Augen wurden naß. „In Tonga vor Sonnenaufgang!

Wunderbar war das Essen, und wunderbar die Nuß; aber in Tonga noch vor Sonnenaufgang zu sein, das wäre das Wunder aller Wunder. O, weh! die Sterne fangen im Osten an, blaß zu werden. Habt Mitleid mit mir, Herr, und scherzt nicht mehr."

„O, du ungläubiger Mensch!" sagte der Gott. „Zweifelst du noch immer an meinen Worten? Ist es denn wirklich eine solch gewaltige Tat, dich nach Tonga zu schicken, bevor noch die Sonne aus dem Meere emporsteigt? O nein! das ist ein Kinderspiel! Geh nun nach dem Baum, von dem du vorhin einen Zweig abpflücktest, und hole dir einen anderen; den pflanze in Tonga ein, und dann brauchst du nie wieder zu hungern. Hernach komm wieder hierher."

Longa-Poa tat, was der Gott ihm befahl; und als er wiederkam, erblickte er einen unheimlich großen Vogel! — Der war so groß, daß die Palmen ihm nur eben an die Brust reichten, wenn er über den Boden lief — da wurde er bange.

„Fürchte dich nicht!" sagte das alte Männlein. „Das ist mein Vogel; der tut dir nichts zuleide. Binde dich mit dem Hüfttuch an seinen Beinen fest. Binde dich oberhalb der Kniee recht fest, und sei nicht bange. Er bringt dich nach deiner Heimat zurück; und wenn du nach Tonga kommst, pflanze sofort den Zweig vom Baum mit den ewigen Früchten ein. Pflanze ihn vor Sonnenaufgang ein. Achte darauf. Vor Sonnenaufgang; vergiß das nicht! Und nun, Longa-Poa, lebewohl; du mußt gehen. Mitternacht ist schon vorüber."

„Ich bin Euer Diener, Herr!" sagte der Häuptling und band sich oberhalb der Kniee an den Beinen des Vogels fest. „Fortan und stets will ich Euer Diener sein, denn Ihr seid der mächtigste Gott." Damit breitete der große Vogel seine Schwingen aus und trug ihn schnell fort. Als er sich vom Erdboden erhob, zog er seine Beine an und hielt ihn so fest und sicher an der Brust.

„Lebewohl, Longa-Poa!" rief das alte Männlein ihm mit

seiner schrillen, weithin schallenden Stimme nach. „Lebewohl. Denke daran, daß du den Zweig vor Sonnenaufgang einpflanzst! Und weiter, Longa-Poa! Wenn du jemals wieder einen Wal töten solltest, dann glaube deshalb noch nicht, ein Gott zu sein.“ Man hörte noch ein scharfes, schrilles Lachen, als der Vogel hoch in der Luft durch die Nacht entschwebte.

Als der Tag herankam, ließ der Vogel sich nahe der Königsstadt auf Tonga-Tabu nieder. Longa-Poa band sich los und lief nun außer sich vor Freude in die Stadt. Und wen sah er da aus dem Hause des Königs herauskommen? Sein einziges Söhnlein, seinen Wea! Und als er ihn sah, hatte er für nichts anderes Sinn, obgleich er den Zweig in der Hand hielt. Er hatte ja seinen Jungen im Arm, der ihn um den Hals faßte und laut rief:

„Vater! mein Vater! Es ist ja der Vater! Er ist nicht tot, wie sie alle sagen. Er ist wiedergekommen. Mein Vater! mein lieber Vater!“ Bei dem Rufen erwachte der König. „Was ist los?“ rief er wütend. „Was soll das bedeuten?“ und ergriff die Keule und eilte zum Hause hinaus. Aber als er sah, wer da war, warf er die Keule zu Boden und eilte Longa-Poa entgegen. Er umarmte und küßte ihn; er weinte, denn er hatte ihn lieb und gedacht, daß er schon lange tot sei.

Die Neuigkeiten sprachen sich rasch um, und bald war die ganze Stadt auf den Beinen und eilte zum Hause des Königs, um den großen heimgekehrten Häuptling zu begrüßen. Nur Fonua kam nicht mit. Sie schämte sich. Sie war des Wartens auf Pulu müde geworden und hatte den einäugigen Lua geheiratet, der sie jeden Tag verprügelte.

„Komm ins Haus, Longa-Poa,“ sagte der König, „denn draußen wird es heiß!“

„Die Sonne!“ schrie Longa-Poa vor Schrecken und sah auf den Zweig, den er noch in der Hand hielt. „Die Sonne! O, ich unglücklicher Mann!“ Hastig kratzte er mit den Fingern ein Loch in den Boden, setzte den Zweig hinein und

rief einige Leute herbei, die sofort einen Zaun darum machen sollten. Der König erlaubte es, denn es geschah auf seinem Grund und Boden.

„Was ist los? Warum bist du so verstört, Longa-Poa?" fragte er. „Kommt mit ins Haus," war die Antwort, „da will ich Euch alles erzählen. Es ist eine lange, traurige Geschichte."

Sie gingen hinein, und es folgten ihnen die Leute, die dort Zutritt hatten. Und Longa-Poa erzählte, wie es ihm ergangen war. Der König und die übrigen hörten ihm in atemlosem Schweigen zu, bis er fertig war. Dann sagte der König: „Das sind ja wundersame Dinge!" und die Leute antworteten: „Fürwahr!"

An diesem Tage herrschte große Freude auf Tonga-Tabu, weil ihr als tot betrauerter, großer, kluger, mächtiger Häuptling, die Stütze des Landes, endlich zurückgekommen war. Doch in der Verwandtschaft der Verstorbenen wurden auch viele Tränen vergossen.

„Also ist Fekai verschieden!" sagte der König. „Sie war wirklich eine eigenartige Frau. Wir wollen heute ihr Totenfest feiern. Leute, es soll ein großes Fest werden, denn sie war eine vornehme Frau und die Tochter eines Königs."

Da bereiteten die Leute das Totenfest und betrauerten Fekai, daß sie tot war. Viele Stimmen wehklagten, aber kein Auge wurde naß; und als der alte Afu, nachdem das Fest vorüber war, laut sagte: „Im Leben tat sie nie Gutes, doch im Tode hat sie es getan; ich habe auf ihre Rechnung gegessen, und bin mehr als satt," da brüllten sie alle vor Lachen, und Longa-Poa lachte am lautesten.

Nun hatte der König keine Söhne. Töchter besaß er in großer Menge, aber Söhne hatte seine Frau ihm nicht geschenkt. Als er im Jahr darauf starb, wurde Longa-Poa zum Tui oder König von Tonga gemacht; er herrschte an seiner Stelle, denn er stammte aus königlichem Geblüt, und alle Leute verehrten ihn. Longa-Poa war ein guter König, weil er auf seinen Fahrten viel kennen gelernt hatte. Er war

milder und demütiger geworden seit dem Augenblick, wo Fekai ihm den Haarbüschel ins Gesicht geworfen und ihn mit dem Stock zum Haus hinausgeprügelt hatte.

Der Zweig vom Baum mit den ewigen Früchten wuchs kräftig an und gedieh prächtig; als er jedoch einen Zweig röstete, wie er es auf der wüsten Insel getan hatte, stieg kein würziger Geruch aus dem Ofen auf; und als man ihn aufdeckte, fand man eben nur einen Zweig darin; denn war die Sonne nicht schon aufgegangen, als der Zweig gepflanzt wurde?

Und häufig sagte er mit einem Seufzer, wenn er zum Baum aufblickte: „O, hätte ich doch an die Worte des alten Männleins gedacht!"

Damit schließt die Geschichte von Longa-Poa.

33. Matanduas Abenteuer



Es war einmal in Tonga ein König, der war wild und grausam; sein größtes Vergnügen waren Krieg und Menschenmorden; alle fürchteten ihn und niemand liebte ihn — selbst seine Frauen nicht; er hatte nämlich viele Frauen, doch die hatte er nicht nach Sitte und Brauch des Landes geheiratet; sondern wenn ein von ihm Erschlagener eine schöne Tochter hatte, dann führte er sie mit Gewalt weg; die häßlichen tötete er jedoch. Damit nicht zufrieden, nahm er auch anderen Männern ihre Frauen und Töchter fort, denn er fürchtete niemand. Er war ein großer, mächtiger König und hatte viele Anhänger. Die kühnsten und verdorbensten jungen Leute schlossen sich ihm an, sie folgten ihm überall hin und schlugen seine Feinde nieder.

Eines Tages fuhr er in seinem großen Doppelboot übers Meer. Da tauchte plötzlich eine schwarze Wolke am Himmel auf; und aus der Wolke fuhr ein starker, wilder

Wind heraus. Der zerschmetterte das Boot, zerriß das Segel und wirbelte es über die Wogen weithin weg. Dann trat eine lange Windstille ein.
„Der Wind hat einen scharfen Zahn," sagte der König. „Wir können noch von Glück sagen, daß wir mit dem Leben davongekommen sind. Aber unser Segel ist hin. Greift zu den Paddeln, Leute, und rudert ans Land zurück!"
Sie ließen den Mast herunter und fingen an zu rudern. Doch kamen sie nur langsam vorwärts, denn das Boot war groß und schwer beladen, weil so viele Menschen darin waren. Und als die Nacht sich auf die Wasser senkte, hatten sie erst eine kleine Strecke zurückgelegt. Sie ruderten die ganze Nacht über und wurden matt und müde; und doch, als der Morgen tagte, war das Land noch weit weg; in dieser üblen Lage entsank den Männern das Herz. „Wir sind hungrig und schwach," sagten sie, „wir können nicht mehr rudern."
Dabei zogen sie die Paddeln ein und hüllten sich in Schweigen. Langsam trieb das Boot auf der Dünung hin.
„Wir wollen essen," sagte der König. „Was haben wir noch an Bord?"
„Es ist nichts mehr da, Herr," erwiderte ein junger Mann. „Die letzten Yamsknollen kochten wir gestern, bevor uns die Bö überraschte."
„Wir müssen was essen," sagte der König nochmals, „niemand kann arbeiten, wenn er nichts ißt. Geht und seht nach, ob auf der Luvseite des Bootes nicht einige Bananenstrünke noch übrig sind."
Wohlverstanden, darin steckt ein verborgener Sinn. Auf dem tama, der Luvseite beim Doppelboot pflegen die Frauen sich während der Seereise aufzuhalten, denn sie dürfen sich nicht auf der kata, der Leeseite, aufhalten. Wenn der König nun sagte: „Geht und seht nach, ob auf der Luvseite nicht einige Bananenstrünke noch übrig sind", so bedeutet das: „Tötet eine Frau, die wir verzehren können."
Ein junger Mann nahm seine Keule und schaute nach den



Auslegerboot von Fidji

Frauen, die in großer Furcht nebeneinander hockten (denn sie hatten die Worte des Königs vernommen). Er suchte sich Talingo — die Vergessene — aus, die Tochter von Takape; er winkte ihr mit der Keule und sagte: „Komm, Talingo; der König läßt dich rufen."

Das Mädchen erhob sich; es trug seinen Säugling an der Brust und ging langsam auf das Hinterschiff, wo der König saß. Doch in dem Augenblick, wo die Keule zum Schlage ausholte, sprang es mit einem schrillen Schrei ins Meer und sank mit seinem Kinde unter.

„Meinen Speer! Her mit dem Speer!" rief der König. „Gebt mir meinen Speer! Haha! Mit diesem Haken werde ich den Fisch schon fangen." Grimmig lachend schwang er den Speer, den linken Fuß nach vorn gesetzt, und blickte gespannt ins Wasser, wo es wieder emporkommen sollte.

Doch es tauchte unterm Boot durch und kam zwischen den beiden Bootkörpern in die Höhe; hier blieb es, verhielt sich ruhig und hielt sich an den Verbindungsbalken unter dem Deck fest. Da sagten die anderen nach einer Weile: „Die Haie haben sie samt dem Kinde gefressen. Die kommt nicht wieder."

Doch Talingo hielt sich verborgen, bis es dunkel wurde. Und in ihrem Versteck vernahm sie das Krachen der Keule, den Todesschrei des Getroffenen und das Geschwätz der Mannschaft, als sie das Opfer zubereitete. Denn als der junge Mann, namens Faha, den König fragte und sagte: „Wen soll ich jetzt nehmen, denn die Haie haben das Mädchen verschlungen, und wir müssen essen", da blickte der König ihn in wilder Wut an und schrie: „Jawohl, wir müssen essen. Und dich, ja, dich wollen wir essen. Warum schlugst du nicht zu, als es ins Wasser sprang?" Und mit diesen Worten durchbohrte er ihn mit dem Speer, den er in der Hand hielt. Da hörte Talingo den Todesschrei und den dumpfen Schlag mit der Keule.

Als es dunkel geworden war, schwamm sie leise fort. Die Steuerpaddel, welche einsam und verlassen auf dem Hinter-

schiff lag, während die Mannschaft schmauste, nahm sie mit. Sie legte das Kind auf das breite Blatt, hielt es mit der Hand fest und trieb so in der Dunkelheit fort; wohin wußte sie selbst nicht.

Vier Tage lang trieb sie so umher. Sie weinte, säugte ihr Kind und wehrte die großen Seevögel ab, welche oft bedenklich nahe um sie herumflogen; und trotz aller Sorgsamkeit stieß doch einer auf das Kind nieder und hackte ihm mit dem Schnabel ein Auge aus. Vier Tage lang trieb sie also umher; da, am Morgen des fünften Tages, warfen die Wellen sie auf das Riff von Ono. Talingo sammelte noch einmal ihre Kräfte, sie tauchte unter den Brechern durch und schwamm quer durch die Lagune. Bei Onolewu landete sie. Dort kroch sie auf den Strand hinauf und sank mit ihrem Kinde am Fuße einer Palme nieder.

Nun wohnte da im Dorfe ein alter Mann, namens Tausere; der hatte eine Frau, die hieß Senirewa; und ihr Haus war leer, denn sie hatten keine Kinder. Gerade diesen Morgen mußten die beiden an den Strand, um ihr Boot ins Wasser zu schieben, denn sie wollten fischen. Da bemerkte der alte Mann die schlafende Talingo mit ihrem Kinde unter der Palme.

„Wer ist das?" rief er und beugte sich über sie. Er mußte weinen, als er nun sah, daß das arme Mädchen tot war und das Kind friedlich in seinen Armen schlummerte.

„O, Senirewa! O, Frau! Hier ist was Trauriges zu sehen!" schluchzte der alte Mann. Und auch die Frau mußte weinen.

„Das sind Fremde," sprach sie. „Das sind Tonganer. Ein Tonga-Boot hat Schiffbruch gelitten, und sie sind hier angetrieben. Ach, ach! Sie ist noch so jung, und so hübsch. Und das Kind! Ja, Mann, du hast recht; das ist wirklich ein trauriger Anblick. Komm, wir wollen ein Grab graben und sie bestatten."

So sprach sie; doch als sie fertig war und mit ihrem Mann da so stand und tieftraurig, mit Tränen in den Augen auf die Tote hinschaute, öffnete plötzlich das Kind

sein Auge und lächelte sie an. Da jauchzte ihr Mutterherz; mit einem fröhlichen Schrei sprang sie hinzu, riß das Kind von der Mutter weg, drückte es an die Brust, und abwechselnd lachte und rief sie:
„O, mein Sohn, mein Sohn! Du bist mein Sohn; du sollst mein rechter Sohn sein, die Götter sandten dich mir. Schau, Mann, das ist dein Junge! Nun brauchen wir nicht mehr zu weinen, weil unser Haus leer ist. Die Götter haben Mitleid mit uns gehabt." Als sie das gesagt hatte, mußte sie laut vor Freude weinen.
Dann begruben sie Talingo am Strande, wo sie sich zum Sterben hingelegt hatte, nachdem das Kind gerettet war; den Jungen nahmen sie mit ins Dorf. Und als die Nachbarn herbeiliefen und alle möglichen Fragen taten — woher das Kind käme, wessen Sohn es wäre usw. —, da antworteten sie stets mit denselben Worten: „Das ist unser Sohn, unser rechter Sohn, den die Götter uns übers Meer gesandt haben" — nicht mehr und nicht weniger.
Das Kind wuchs auf und gedieh. Es wurde ein schmucker Bursch, der geschickt, flink, liebenswürdig täglich seinen Stiefeltern immer mehr Freude bereitete. Sie dankten den Göttern für das Geschenk, welches das Meer ihnen gebracht hatte, und nannten ihn Matandua, weil er ein Auge verloren hatte. Und Talingo schlief in ihrem Grabe am Strande, und die Wellen spülten darüber hinweg, wenn es Flut war. Häufig, wenn nachts der Nordwind blies, und die Leute von Ono in ihren Hütten zitterten, hörten sie eine bitterlich klagende Stimme am Strand; und wenn dieser schmerzvolle Ton durch die Luft erklang, bewegte sich der Knabe im Schlafe und stöhnte und die Tränen liefen ihm über die Backen.
Einmal faßte die alte Frau ihn bei der Hand und weckte ihn auf. Da fuhr der Junge angstvoll in die Höhe, und der klagende Ruf verstummte.
„Wo ist sie denn, die Frau?" fragte er und sah sich ganz verstört um. „Wo ist die Frau?"

„Welche Frau, mein Junge?" fragte die Stiefmutter voll Sorge.

„O, Mutter!" sagte der Knabe, „war es denn nur ein Traum? Ich habe sie gesehen! Ich hörte ihr Weinen! Wie Regen tropften die Tränen auf meine Backen! Sieh, Mutter, sieh! mein Backe ist ja noch ganz naß! Das war gewiß kein Traum!" Und er wischte die Tränen mit der Hand ab.

„Das sind deine eigenen Tränen, mein Junge!" sagte sie beschwichtigend. „Du schriest im Traum, und deshalb weckte ich dich. Wer war denn die Frau? Du hast nur geträumt, mein Junge."

„Ich habe sie gesehen! Ich sah sie!" rief der Knabe. „Es war eine große, edle, vornehme Frau. Sie hatte kein braunes und krauses Haar wie du, sondern schlichtes und schwarzes, und ihre Haut war viel heller als deine. Sie war ganz naß, als ob sie eben gebadet hätte; sie stand neben mir und weinte und rang die Hände. O, Mutter, sag, wer war die Frau? Ich glaube, ich habe sie schon einmal gesehen, und das Herz tut mir weh, wenn ich an ihr sorgenvolles Gesicht denke."

„Wie soll ich das wissen, mein Junge?" sagte die alte Frau. „Wie soll ich das wissen? Im Traum sieht man viele fremde Gesichter. Leg dich wieder hin und schlaf, mein Kind. Laß dich nicht durch einen Traum beunruhigen."

Der Knabe legte sich wieder hin und schlief ein; aber als seine Stiefeltern ihn während des Schlafes betrachteten, da sahen sie, daß ihm die Tränen noch immer über die Backen rollten.

„Es war seine Mutter," flüsterte der alte Mann. „Es war seine Mutter! Sein Herz erkannte sie! Sieh, er weint noch immer. Wir wollen ihm doch lieber alles erzählen."

„Psch!" antwortete die alte Frau ärgerlich. „Psch! das darf er nicht wissen. Ich bin doch seine Mutter? Habe ich ihn nicht bei Tag und bei Nacht gehegt und gepflegt? Hätte seine Mutter es etwa besser machen können? Hätte sie ihn

mehr lieben können? Und nun sagst du: Wir wollen ihm alles erzählen? Deine Worte sind töricht. Sie ist tot, nicht wahr? Und nun bin ich seine Mutter, und eine andere soll er nicht kennen."

Sie vertrugen sich wieder. Häufig hörte man noch den klagenden Ton; doch niemals wurde, seit jener Nacht, der Knabe wieder geweckt, wenn er im Schlafe weinte und stöhnte. Morgens hatte er stets die Träume wieder vergessen; und wenn er wachte, weinte er auch nie.

Im Laufe der Zeit wurde aus ihm ein großer, kräftiger, brauchbarer Jüngling. Zu allen war er freundlich und nett, und er liebte seine Stiefeltern, die nun alt und schwach wurden; so machte er all ihre Liebe wieder an ihnen gut; denn sie waren vereinsamt im Lande; alle übrigen ihres Stammes, Männer, Frauen und Kinder, waren einst im großen Kriege mit den Leuten von Doi umgekommen; wenn er nicht bei ihnen gewesen wäre, hätten sie es tatsächlich sehr schlecht gehabt; denn wer würde sich von den übrigen Männern im Dorfe um sie gekümmert haben?

Doch die jungen Leute haßten ihn. Sie mochten ihn nicht leiden, weil er ihnen bei ihren schlechten Streichen nicht helfen wollte und sich nicht daran beteiligte.

„Geht," pflegte er zu sagen, „und tut, was ihr wollt, niemand hält euch. Ihr seid ja genug in euren Stämmen, und für eure Alten können genügend Leute sorgen. Wir sind dagegen wenige. Unsere Angehörigen sind umgekommen, und nur ich bin ganz allein übrig und habe für die Alten im Hause zu sorgen."

Zuerst neckten sie ihn. Dann lachte er darüber und wiederholte seine Worte: „Geht, und tut, was ihr nicht lassen könnt. Niemand hält euch. Aber ich bleibe bei meinem Vater und meiner Mutter."

Doch hatten sie auch Furcht vor ihm; denn er war stark und wohlgeübt in den Waffen. Eines Tages, als Yangolewu, der Dicke, der Sohn des Herrschers über Ono, ihn ärgern wollte und seinen Vater Tausere mit der Keule auf

den Kopf schlug, da sprang Matandua mit wildem Geschrei auf ihn los und hieb ihn mit den Fäusten zu Boden. Dann hob er die zu Boden gefallene Keule auf, schwang sie um den Kopf und schaute wild auf die jungen Leute — und das waren viele.

„Wer kommt nun an die Reihe?" rief er; und seine Stimme erscholl laut und klar weithin über das Land, so daß alle Leute im Dorfe ihn hörten und zum Strande gelaufen kamen. „Hier bin ich! Wer kommt jetzt an die Reihe? Hört meine Worte, Herr von Ono! Hört meine Worte, Häuptlinge! Er hat meinen Vater, den weißhaarigen, alten, gebrechlichen Mann geschlagen. Und ohne Ursach' schlug er ihn."

„Halt ein!" sagte der König von Ono, „senke die Keule, Matandua. Hört mich an! Hört jetzt meine Worte, Jünglinge! Ihr alle, hört zu! Wollt ihr durchaus sterben? Er hat recht getan. Wer ihn daher beleidigt, beleidigt mich. Wer mit ihm kämpfen will, muß auch mit mir kämpfen. Ich habe es gesagt, ich, der König von Ono."

Sie fürchteten ihn schon vorher wegen seiner Stärke und seines Ungestüms, nun kamen noch die Worte des Königs hinzu; und weil sie ihn fürchteten, haßten sie ihn noch mehr; und sie beratschlagten weiter, wie sie ihn wohl töten konnten. Obschon sie offen nichts gegen ihn zu unternehmen wagten, taten sie heimlich doch manches — und etliche Häuptlinge unterstützten sie dabei. Der König von Ono war ein alter, bequemer, sorgloser Mann; er besann sich nur auf sich selbst, wenn sein Zorn gereizt wurde. Und als die Landbestellung unter die Stämme verteilt wurde, erhielt der Stamm des Tausere einen vollen Anteil, obgleich sein kleiner eigener Haushalt der einzige in diesem Stamme war. Doch dabei erlebten sie nur Enttäuschung über Enttäuschung, denn der Einäugige war stets lange vor ihnen mit der Arbeit fertig. Sollte für ein großes Fest gefischt werden, dann waren die Reusen des Jünglings stets brechend voll, während ihre noch leer waren; denn Talingo half ihm und trieb die Fische von den Reusen der andern weg in seine hinein. Oder wenn

Holz gefällt werden mußte, dann brannte das Feuer, welches er um seinen Baum anzündete, denselben in einer Nacht um, weil Talingo danach sah, und die andern fielen erst nach vielen Tagen nieder. So ging es mit allem; und als der Oberpriester das Volk zusammenrief und ihm verkündete, es müßte für die Götter ein neuer großer Tempel gebaut werden, da freuten sich die Feinde Matanduas unbändig.
„Nun kriegen wir ihn," sagten sie, „die Aufgabe kann er doch nicht lösen."
Die Arbeit wurde in einzelnen Losen verteilt. Tauseres enthielt die Fertigstellung einer ganzen Seite des Tempels. Da lief er weinend nach Hause, wo seine Frau dem Jüngling das Haar kämmte und ihn mit wohlriechendem Öl salbte; weinend erzählte der Alte, wie es ihm ergangen war und was er nun zu tun hätte.
„O," stöhnte die alte Frau. „Eine ganze Seite? Halten sie uns denn für Götter? Wo sollen wir denn bloß das Tauwerk herbekommen? Wie sollen wir nur die Pfosten tragen? Soll denn niemand uns dabei helfen?"
„Niemand," antwortete Tausere, „niemand, nicht mal ein Kind! O, die Häuptlinge hassen uns. Sie wollen uns vernichten. Laß uns nur gleich sterben und ein Ende machen? dann werden die Herren zufrieden sein. Matandua, hab' Mitleid mit uns; bitte, erdroßle uns, wir sind ja alt, schwach und nutzlos."
„Ja, das ist gut," jammerte die Frau. „Mein Sohn, höre, was dein Vater sagt. Bitte, erdroßle uns, damit wir sterben können."
„Im Gegenteil!" rief der Einäugige. „Ihr sollt leben bleiben! Wir wollen es noch einmal versuchen, und wenn es für uns zu schwer ist, dann wollen wir zusammen in ein anderes Land flüchten. Wenn wir dann auf dem Wasser umkommen, oder die Bewohner des Landes, zu dem wir kommen, uns totschlagen, einerlei, einmal können wir doch nur sterben. Also wollen wir es noch einmal versuchen."
„Schön!" sagte Tausere. „Wir wollen es versuchen. Es

wird wohl nutzlos sein; aber diesmal wollen wir es doch noch mal versuchen. So, hier hast du Kokosfaser. Und nun wollen wir uns Taue drehen."

Sie setzten sich also im Hause hin und begannen die Arbeit. Jedesmal, wenn sie die Fasern drehten, wurde ein Meter schönen sauberen Tauwerks fertig; da arbeiteten sie in einer Verwunderung und großer Ehrfurcht, denn es war klar: ein Gott half ihnen. Und noch ehe der Abend sich über das Land senkte, war der ganze Boden im Hause mit dem schönsten, prächtigsten Tauwerk in allen nur möglichen Farben bedeckt.

„Nun ist's genug!" rief Tausere, und sie wickelten es zu einem großen, schweren Ballen auf. „O, welch ein Wunder! Frau, was mag es bloß sein? So etwas hat man ja noch nie erlebt."

„Das ist die Mutter," antwortete die alte Frau. „Das muß seine Mutter sein. Wer würde denn sonst von den ‚Abwesenden' für ihn sorgen?"

„Du magst recht haben," sagte der Mann, „aber einerlei, ob es die Mutter oder sonst wer war, eins ist klar — das war ein glücklicher Tag für uns, als wir das Kind am Strande fanden. Doch jetzt wollen wir schlafen, es ist schon spät, und morgen früh geht es an eine neue, große, schwere Aufgabe."

Am nächsten Tage gingen sie fort, um Bäume für die Tragepfeiler zu fällen. Als sie eine Anzahl geeigneter Bäume gefunden und noch nicht einmal Feuer angemacht hatten, um sie niederzulegen, da fegte plötzlich eine wilde Bö durch den Wald, und im Augenblick wurden die Bäume umgerissen; sie lagen zu ihren Füßen, die Zweige und Äste waren sämtlich abgebrochen und die Pfeiler zum Gebrauch fertig. Sie wunderten sich auch, als sie die Pfeiler aufhoben, denn die großen schweren Stämme waren so leicht, wie dünne Stöckchen; sie trugen sie ins Dorf hinab und warfen sie an der Stelle hin, wo der Tempel errichtet wurde. Das Volk war maßlos erstaunt.



Vornehmer Fidjimann

„Was für eine Art Holz mag das sein?“ sagten sie, „daß sogar der alte Tausere solch schwere Stämme tragen kann?“ Und als sie versuchten, einen aufzuheben, da waren selbst die beiden stärksten Männer nicht imstande, auch nur das Ende des kleinsten Pfeilers aufzunehmen.

Auf diese Weise wurde dem Tausere und Matandua alles erleichtert, und sie konnten ihre Arbeit gemütlich beendigen; ja, häufig mußten sie sogar noch darauf warten, daß die übrigen Stämme erst mal die anderen Seiten des Tempels fertig machten, die ihnen zugefallen waren.

Schließlich besprachen die jungen Leute sich untereinander und sagten: „Was wir bis jetzt taten, ist alles nutzlos, wir müssen sie töten.“ Sie schmiedeten ein Plan und gruben zunächst eine breite, tiefe Grube, deren Öffnung sie mit Zweigen und Gras zudeckten; nun wollten sie die beiden dahin locken, sie sollten dort hineinfallen und umkommen. Aber als sie fertig waren und munter zum Dorfe zogen — die Sonne war schon untergegangen, und der Mond schien hell und klar — da erblickten sie plötzlich im Wege eine wunderschöne unbekannte Frau, die wie eine Tonganerin aussah; ihr Leib war naß, als ob sie eben aus dem Meere herausgestiegen sei, und die Wassertropfen glitzerten im Haar — so trat sie ihnen auf dem Wege entgegen und hatte eine große Steuerpaddel in der Hand.

„Wer bist du?“ schrie der „Dicke“ sie an, der vornweg ging, während die andern ihm folgten. „Wer bist du denn? Warum antwortest du nicht?“ Denn die Frau sprach kein Wort; und als er auf sie zulief, da drehte sie sich um und verschwand im Walde.

„Greift sie!“ rief der Sohn des Herrschers von Ono und stürzte hinter ihr her; und die jungen Leute folgten ihm unter lauten Rufen.

Die Frau eilte durch den Wald und entwischte ihnen. Dann erschien sie wieder hinter ihnen und lief nach der Grube, welche sie ausgehoben hatten, und sie rannte darüber hinweg, als ob es fester Boden gewesen wäre; die jungen

Leute hefteten sich an ihre Fersen, und im Eifer vergaßen sie ganz die Grube. Da, plötzlich ertönte ein fürchterliches, lautes, wildes, schrilles Lachen —, der „Dicke" fiel mit zehn Gefährten kopfüber in die Grube, welche sie für den Einäugigen gegraben hatten. Nun machten die letzten kehrt und flohen unter Schreckensrufen zum Dorfe zurück.

„O, böser Tag!" rief der Herr von Ono bei dieser Nachricht. „Mein Sohn ist tot! O, böser, verhängnisvoller Tag!"

Er rief etliche Leute herbei und ging mit ihnen in den Wald. Als sie an den Rand der Grube kamen, vernahmen sie ein erschütterndes Gestöhn. Drei Jünglinge waren tot, und die übrigen lagen schwer verwundet neben den spitzen Pfählen, die sie für den Einäugigen am Boden eingegraben hatten. Einer hatte dem „Dicken" das Knie zerschlagen, so daß er für immer lahm blieb. Nun nannte man ihn nicht mehr Yango-lewu, den Dicken, sondern Loki-Loki, den Lahmen.

In dieser Nacht wurden in Ono viele Tränen vergossen; als aber Tausere davon hörte, sagte er zu seiner Frau: „Das war seine Mutter. Siehst du, wie sie über ihn wacht!" und beide freuten sich. Ferner hörte man in der Nacht, als der Mond hoch oben am Himmel stand, vom Strande her eine Stimme ertönen, als ob jemand dort ein Lied sänge — ein wildes Siegeslied in tonganischer Sprache. Und Matandua lächelte im Schlafe; er schüttelte die Hand, als ob sie einen Speer umfaßt hielte.

Niemand kannte auf Ono das Lied oder wußte, was es bedeutete; der einzige war Watui in Wawau, der vor vielen Jahren von Tonga in einem fürchterlichen Sturm auf einem großen Boot nach Ono getrieben war. Als junger, mutiger, starker Mann war er auf Ono gelandet; nun hockte er, ein schwacher, blinder Greis, den ganzen Tag über in der Hütte des Königs und hörte nichts, sah nichts und sprach kein Wort. Doch als die ersten Töne dieses furchtbaren Liedes durch die Nacht an sein Ohr drangen, da fuhr er mit einem entsetzlichen Schrei in die Höhe. Er stellte sich vor ihnen hin, schaute mit seinen erloschenen Augen um sich

und zitterte vor Erregung am ganzen Körper — es war ein erbarmungswürdiger Anblick.

„Ist der Tod im Dorfe?“ fragte er mit hohler Stimme. „Schlägt man Menschen tot? fließt Blut? Wehe, wehe, wehe dem Lande! Ich kenne es! Ich kenne dies furchtbare Lied! Ich hörte es an einem blutigen Tage. Ich hörte es, als die Feinde unsere Feste einnahmen und darauf alles totschlugen. Sie sangen es, als sie die Erschlagenen zum Schmause wegtrugen. Es ist ‚das Lied des Todes‘!“

So sprach Watui; und niemals sprach er wieder; Blut stürzte ihm aus dem Munde, als er auf die Matten niedersank; und als man ihn aufhob, — da war er tot.

Große Furcht befiel das ganze Volk; und die jungen Leute planten keine Anschläge mehr gegen Matandua; sie waren furchtsam geworden.

Einmal noch versuchten sie es. Das war an dem Tage, wo sie nach Thakau Lala, dem leeren Riff, fuhren, um Schildkröten für das Tributfest zu fangen, das man den Herren von Lakemba geben mußte. Den ganzen Tag fischten sie vergeblich (sie hatten nur eine gefangen), und da verankerten sie die Boote während der Nacht auf dem Riffe und warteten auf den Morgen. Als das Wasser abgelaufen war, versammelten sich die jungen Leute um das Königsboot, sangen ihre Lieder und erzählten sich, wie es so Sitte ist, Geschichten aus alter Zeit; doch der „Einäugige“ blieb auf seinem Boote und schlief dort allein ein.

Nun sollte es so kommen, daß der „Dicke“ mit seinem Gefolge gerade an dem Boote vorüberkam; als er ihn, den er von Herzen haßte, allein im Boote schlafen sah, wollte er vor Freude laut aufjauchzen; er schlich leise zum Pfosten, an dem das Boot vertaut war, löste das Halteseil, und seine Gefährten nahmen die Paddeln fort; da trieb das Boot langsam in die Dunkelheit hinaus, denn das Wasser lief noch immer ab; es entstand eine starke Strömung, und vom Lande her wehte ein leiser Wind.

„Lebe wohl, Einäugiger!“ rief der „Dicke“ mit grimmem

Lachen, und auch die anderen stimmten mit ein. „Lebe wohl, Einäugiger! Schöner Wind! Glückliche Reise!“ Doch der Einäugige hörte ihn nicht; er war fest eingeschlafen.

Während er schlief, träumte er einen Traum. Er träumte, daß er in einem leeren Boote weit in die See hinaustrieb, und als er nach seinen Paddeln sehen wollte, sie verschwunden waren. Ihm wurde ungemütlich zumute, wie das Land hinter ihm verschwamm, und vor, hinter und um ihn herum nur eine weite Wasserwüste sich ausdehnte.

Als er da vor lauter Verzweiflung an Deck niedersank, gewahrte sein Auge auf dem Kamm einer weit entfernten Welle einen dunklen Fleck; und als er angestrengt danach ausschaute, bemerkte er, daß er langsam auf ihn zukam; das Herz klopfte, und er wußte nicht, warum. „Das scheint ein schwimmender Mensch zu sein,“ dachte er so bei sich; doch es war etwas viel Wunderbareres. Im Traum erblickte er eine wunderschöne, hellglänzende Frau, die kam auf ihn zu und schob ein breites Steuerruder vor sich her, darauf saß ein Kind, dessen Gesicht mit Blut beschmutzt war, das aus dem verletzten Auge herauströpfelte. Als sie nahe an das Boot herangekommen war, tauchte sie unter und verschwand. Nun vernahm man unter dem Deck zwischen der Luv- und Leeseite des Bootes ein bitterliches Weinen; er wollte aufstehen und nachsehen, doch schien es ihm, als ob er sich nicht im Traum bewegen konnte; er versuchte es und heller Schweiß quoll ihm aus den Poren — er mußte in angstvoller Qual fest liegen bleiben. Mit einem Male hörte er eine traurige Stimme rufen:

„Matandua! Matandua! O, mein Sohn, mein Sohn Matandua!“

„Bist du es, Senirewa, Mutter?“ fragte er ganz erstaunt.

„Nein, mein Sohn,“ antwortete die Stimme, „ich bin nicht Senirewa. Ich bin deine Mutter, mein Sohn, mein lieber Sohn — deine rechte, wahre Mutter, ich bin Talingo!“

„O, die Stimme kenne ich,“ rief der Jüngling und träumte weiter, „die Stimme kenne ich! Doch was erzählst du mir

da jetzt für eine wunderbare Geschichte? Ist Senirewa denn nicht meine Mutter? Ist Tausere nicht mein Vater? mit denen ich mein ganzes Leben verbrachte?"

„Nein, mein Sohn, nein!" sagte die Stimme ernst und erregt. „Ich bin allein deine Mutter. Die beiden sind gute Menschen. Ich habe sie lieb, weil sie dich lieb haben. Doch ich bin allein deine Mutter, ich, Talingo. Höre zu, mein Sohn, ich will dir alles erzählen." Sie fing von vorn an und erzählte ihm, wie sie als junges Mädchen von einem grausamen Häuptling geraubt wurde, der am selben Tage ihren Vater erschlagen hatte; wie sie über Bord sprang, um nicht gefressen zu werden; wie sie beide nach Ono getrieben waren; wie sie Tag und Nacht ihn behütet, ihm bei seinen Arbeiten geholfen und ihn aus Tod und Gefahr errettet hatte. Alles, alles erfuhr Matandua nun in seinem Traum.

„Und nun, mein Sohn," fuhr die Stimme fort, „sollst du erfahren, daß der ‚Dicke' dich hat abtreiben lassen; es ist nicht gut für dich, in dem Lande zu bleiben, wo er haust, denn der Name des Herrn von Ono ist im Geisterlande aufgerufen worden — der Bote ist unterwegs, der ihn dahin entbieten soll — und dein Feind wird König werden, wenn sein Vater tot ist. Daher, mein Sohn, mein lieber Sohn, höre nun auf die Worte deiner Mutter, die dich lieb hat. Geh nach Ono zurück. Deine Paddeln sind dir allerdings gestohlen, aber hier hast du dies Steuerruder. Damit kannst du das Land erreichen, ehe noch die anderen Boote von ihrem Fischzug zurück sind. Geh noch einmal nach Ono zurück; und wenn du die beiden lieben Leute an Bord genommen hast, dann hisse das Segel und fahre in dein Heimatland, nach Tonga. Fürchte dich nicht, mein Sohn. Du wirst guten Wind haben, kein Unfall wird dir zustoßen; denn behütet dich nicht deine Mutter? Ich werde bei dir sein, auch wenn du mich nicht siehst. Und nun, mein Sohn, wach auf, wach auf, und denke an meine Worte." Dabei klopfte sie mit dem Steuerruder an das Boot.

Da fuhr Matandua aus dem Schlaf empor und hörte das

Klopfen am Boote; er beugte sich hinaus und sah ein großes Steuerruder zwischen Luv- und Leeseite treiben, doch weiter sah er nichts.

„O, meine Mutter!" rief er, „liebe Mutter! Willst du mich so verlassen? Laß mich noch einmal dich mit Augen sehen, meine Mutter, liebe Mutter!"

Doch da war keine Stimme, kein Laut; man hörte nur das Klatschen der Wellen am Boote. Aber das Steuerruder, das er beim Handgriff zu fassen bekommen hatte, begann sich in seiner Hand nach vor- und rückwärts zu bewegen; da begriff er, daß Talingo seine Weiterfahrt begehrte. Weinend setzte er sich vorn im Boote nieder und ruderte nun mit der schweren Steuerpaddel dem Lande zu. So groß und schwer die Paddel auch war, in seiner Hand war sie so leicht wie eine gewöhnliche kleine Paddel; und das Boot flog schnell, wie vor einer schönen Brise, auf den Wellen dahin.

„Da hilft mir wieder die Mutter," sagte er.

Nun müßte ich lang und breit erzählen, was sich da alles zwischen ihm und dem alten Ehepaar ereignete, als er ihnen berichtete, daß seine Mutter ihm auf den Wellen begegnet wäre, um ihn vom sicheren Tode zu erretten. Das führt zu weit. Doch Senirewa versuchte ihn mit einem Wortschwall und Tränen zu überzeugen, daß er dies alles nur geträumt habe. Sie beteuerte von ganzer Seele, daß er ihr rechter Sohn sei und sie die Mutter, die ihn geboren hätte. Schließlich machte ihr Gatte dem allen ein Ende.

„Frau," sagte er streng, „nun ist's genug. Lüge dem Jungen nicht länger etwas vor. Mein Sohn, die Worte Talingos sind wahr; ihre Worte sind völlig wahr. Sie, sie ganz allein ist deine Mutter. Aber wir haben dich auch lieb gehabt. Seit dem Tage, wo wir dich am Strande fanden, haben wir dich herzlich geliebt. Und du bist uns ein braver Sohn gewesen. Weine nicht mehr, Frau! Weshalb willst du weinen? Er wird uns noch ebenso lieb haben, nachdem er die Wahrheit weiß."

„Ich habe euch immer und ewig lieb!" rief er.

So gingen sie nach vielen Worten an Bord und nahmen die nötigsten Sachen mit; sie segelten unter einer schönen Brise, welche sie drei Tage lang vorwärts führte, und dann kam Tonga in Sicht. In der Nacht, bevor sie das Land sahen, hatte der Jüngling einen anderen Traum. Er träumte, daß seine Mutter im Mondlicht auf ihn zugegangen kam; diesmal schwamm sie nicht, sondern schritt behend von einem Wellenkamm zum andern über das Wasser hin, und ihre nackten Füße glitzerten im weißen Wellenschaum. Sie kam und blickte traurig in das Antlitz ihres schlafenden Sohnes; sie erzählte ihm vielerlei, wie die Dinge in Tonga ständen und was er tun müsse. Und sie hatten Unterweisungen sehr nötig; denn niemand von ihnen kannte die Inseln, weder die Riffe oder die Einfahrt — sie waren Fremde, die nach einem unbekannten Lande fuhren.
Als der weiße Brandungsstreifen in Sicht kam, da flog vom Ufer ein kleiner grüner Vogel mit einer weißen Brust auf und setzte sich auf den Kopf des jungen Mannes, der das Boot steuerte. Dann flog er wieder weg nach einer anderen Insel, deren schwache Umrisse in Lee auftauchten, und kehrte nach einer Weile zurück; so flog er viele Male hin und her.
„Laß das Segel los! Vater," rief der Jüngling. „Wir wollen es wegnehmen und dem Vogel folgen." Da ließ Tausere das Segel herunter; und als die Spitze des Bootes der Insel zugewandt war, setzte sich der kleine grüne Vogel auf den Kopf des Jünglings und schlief ein. Als aber das Riff in Sicht kam, erhob er sich wieder und flog geradenwegs auf die Einfahrt zu; der Jüngling fuhr hinter ihm her und brachte so das Boot durch den Einlaß im Riff in das ruhige Wasser der Lagune. Dort ging er am sandigen Uferstrand zu Anker.
Sie waren auf Tonga-Tabu, dem „heiligen Tonga", gelandet; und das große Königsdorf lag ganz in der Nähe. Doch als sie dorthin gingen, um sich beim Könige zu melden, siehe da, das Dorf war ausgestorben und leer, die

Herdstellen waren kalt, die Hütten fielen ein, und Unkraut wuchs auf allen Wegen.

„Das Dorf hat der Feind vernichtet," sagte Tausere, und seine Frau fing an zu weinen.

„Nicht doch," sagte der Einäugige, „seit wann vernichtet ein Feind ein Dorf und brennt nicht die Hütten nieder? Hier ist kein Feind gewesen. Hier muß sich ein anderes furchtbares Unglück ereignet haben, denn hier ist das Dorf für die Häuptlinge. Seht euch doch einmal die Häuser an, wie viele sind es nur, und wie groß sie sind! Vielleicht sind die Einwohner von einer bösen Krankheit weggerafft, der Rest ist geflohen und hat das Dorf mit den Toten im Stich gelassen."

„Wir wollen weitergehen," rief die Frau, „ich will nicht in diesem ausgestorbenen Dorf bleiben. Es ist ja fürchterlich, mit Toten zusammen zu sein. Sieh, mein Sohn, sieh! Da ist der Vogel wieder, der uns hierher führte. O, Herr, du hast uns in eine peinvolle Lage gebracht. Hier gibt es nur Tote. Hab' Mitleid mit uns, bitte, führe uns doch wieder zu lebenden Wesen."

So klagte die alte Frau in jammervollem Ton; mit tränenerfüllten Augen blickte sie zu dem Vogel empor, der über ihren Häuptern schwebte; und als sie zu Ende war, flog er weg.

„Wir wollen dem Vogel folgen," sagte Matandua.

Sie folgten ihm und gingen durch das Dorf; und als sie durch das Tor in der Kriegsumwallung geschritten waren, gelangten sie in den Wald. Sie kamen über einen großen Hügel, darauf in ein Tal. Da stieg der Vogel plötzlich mit einem schrillen Schrei in die Lüfte und flog auf ein Dickicht zu, das sich auf dem anderen Ufer des Baches befand, der durch das Tal floß. Sie wateten durch das Wasser; und als sie an das Dickicht kamen, o, welch trauriger Anblick bot sich ihnen da! Es war wirklich bejammernswert, was sie da zu sehen bekamen; denn dort saß eine Schar verhungerter, elender, trauriger Menschen. Sie saßen im Grase und schau=

ten mit glanzlosen Augen auf einen Gefährten, der sterbend in ihrer Mitte lag. Es war ein ganz alter Mann; seine Brust rang nach Atem und sein graues, völlig verschmutztes Haar breitete sich über dem Boden aus.

Die Haltung des Einäugigen war ernst, sein Auge funkelte, als er in den Kreis trat und sich über den sterbenden Häuptling beugte; denn er erkannte ihn; er hatte alles vorweg im Traume geschaut, den er in der letzten Nacht gehabt hatte ehe sie das Land sahen, als seine Mutter auf den Wellen zu ihm gekommen war.

Seine Haltung war ernst und sein Auge funkelte; mit einem halberstickten Schrei voller Schrecken richtete der alte Mann sich zum Sitzen auf, doch blickte er mit angsterfüllten Augen nicht auf ihn, sondern auf den Vogel, der sich wieder auf seinem Kopfe niedergelassen hatte.

„Jagt sie weg! Tragt sie fort!" schrie er mit schriller, furchtsamer Stimme; seine Glieder bebten und zitterten, und Schaum trat ihm auf die Lippen. „Haltet ihre Hand fest! Nehmt ihr das Steuerruder weg! Soll sie mich denn damit erschlagen?" Dann fuhr er wimmernd fort: „Warum willst du mich erschlagen, Talingo? Ich war es ja nicht! Es war der junge Faha. Ich habe ihn deshalb getötet. Ich habe ihn mit dem Speer durchbohrt. Gnade, Talingo, Gnade, ich bin ein alter, schwacher Mann."

Dann streckte er unter verzweifeltem Schreien seine Hände weit aus, um den Schlag abzuwehren und fiel tot hintenüber.

„Er war mein Vater," sagte der junge Mann und sah auf den Entseelten hinab. „Er ist mir ein schlechter Vater gewesen. Ich wollte ihn töten, denn er hat meine Mutter ermordet, die Talingo; doch nun haben es die Götter mir abgenommen."

„Bist du wirklich der Sohn der Talingo?" fragte ein weißbärtiger alter Mann. „Der Talingo, der Tochter des Takape? Wie ist das nur möglich? Ihr einziges Kind war noch ein Säugling an ihrer Brust, als sie ertrank, und

beide starben gemeinsam. Ich habe es gesehen, ich, Anga-tonu, der ‚Gerechte'."

„Ich bin der Sohn von Talingo," lautete die Antwort, „und der Tote hier ist mein Vater. „Hört meine Worte, ihr Leute von Tonga, und ihr sollt wissen, wie sich das alles zutrug." Und darauf erzählte er ihnen alles.

„Das ist eine wundersame Geschichte," sagte der alte Mann, als er geendet hatte. „Wirklich, wir haben heute eine wundersame Geschichte vernommen. Ich würde dich nach unserem Brauche mit einem ‚Glückliche Fahrt' begrüßen, aber weshalb sollte ich deiner spotten? Du bist in ein zerstörtes Land gekommen. Die wenigen, welche du noch hier siehst, sind die Überbleibsel des Todes. Und nun ist auch unser König dahin! Du bist sein Sohn und solltest jetzt König sein. Aber hat das noch einen Zweck? Die Krieger sind erschlagen und wurden aufgefressen, und nur die Frauen leben noch."

„Was sind das für Worte?" rief der Sohn von Talingo. „Was für Sachen erzählst du mir denn da? Warum habt ihr das Dorf verlassen? Weshalb versteckt ihr euch so im Walde? Wo sind die übrigen Leute?"

„Tot! Tot!" schluchzte der Graubart, „sie sind alle tot. Häuptlinge und Diener, jung und alt, alle, alle sind dahin. Wir sind allein noch übrig — wir und die Frauen; und die wurden uns auch genommen." Dabei fingen alle zu wehklagen an, und die ganze Schar weinte bitterlich.

„Vor acht Monaten," fuhr Anga-tonu fort, „hielt das Verderben seinen Einzug in unser Land. Wir lebten glücklich und zufrieden in Überfluß und Reichtum, da kam über das Meer ein furchtbarer, schrecklicher Riese gezogen. Er watete durch das Meer; nur selten brauchte er zu schwimmen, denn seine Füße berührten den Meeresboden, und Kopf und Schultern ragten über den Wellen empor. Wir wissen nicht, woher er kommt; doch sein Gesicht ist weiß, und er redet unsere Sprache wie ein Fremder. Als er das Land betrat, kämpften wir mit ihm; doch er lachte über

unsere Speere, Keulen und Pfeile, er wehrte sie von sich ab, wie man eine Mücke wegjagt, und selbst der Stärkste vermochte kaum seine Haut zu verletzen. Er tötete unser Volk; er erwürgte sie mit den Händen und zertrat sie mit den Füßen — o, es war ein furchtbares Blutbad! Da flohen wir vor ihm; nun holte er sich die Frauen zusammen und schleppte sie fort. Er hat ein großes Kriegslager errichtet, darin lebt er mit unseren Frauen, mit unseren Frauen und Töchtern, und sie sind seine Dienerinnen. Und uns jagt er im Walde, Tag für Tag tötet er einige von uns, einen nach dem anderen, und frißt die Erschlagenen auf. Deshalb haben wir uns versteckt. Du siehst nun, wie wenige Elende und Kranke noch übrig sind. Wir dürfen nicht an den Strand gehen und auf dem Riff fischen, sonst tötet uns der Riese. Darum leben wir nur noch von den Wurzeln, welche wir in den Wäldern finden; wir müssen sie roh essen, wir dürfen kein Feuer anzünden, damit der Rauch uns nicht verrät. Auch hat der Riese ein Teufelchen bei sich, das ist ein weißer Vampir; der hilft ihm, der hütet ihn und paßt im Lager auf, wenn er fort ist, und wacht, während er schläft. Im Anfang pflegten wir an die Umzäunung heranzukriechen und die Frauen zu rufen, die uns etwas zu essen geben sollten, doch stets entdeckte uns der fürchterliche Vampir, und viele wurden getötet, ehe sie sich vor dem Riesen verstecken konnten. Es ist daher besser, daß du fliehst, ehe noch der Riese von deinem Kommen unterrichtet ist; denn wenn er davon erfährt, mußt du ganz bestimmt sterben. Geh daher mit deinen beiden Freunden zum Boot zurück und entkommt noch lebend aus diesem bösen Lande. Wenn du mit irgendeinem von uns Elenden Mitleid hast, dann nimm soviel dein Boot nur zu tragen vermag mit, und rette ihr Leben. Ich bin alt und unnütz. Ich will hierbleiben. Wem macht es etwas aus, wenn ich meinem toten Herrn folge? Heute, oder morgen, oder an einem andern Tag! Während seines ganzen Lebens habe ich im Krieg und Frieden, zu Wasser und zu Lande zu seinem Gefolge gehört; wir haben neben-

einander gekämpft, wir haben miteinander gegessen, nun soll uns auch der Tod nicht scheiden. Ein Grab soll uns beide umschließen. Er war ein harter und grausamer Mann. Doch was schwatze ich? Er war mein Herr, und ich sein Diener. Anga-tonu hat gesprochen."

Nun entstand ein langes Schweigen, dann redete Matandua.

„Das ist allerdings," sagte er „eine höchst traurige, bejammernswerte Geschichte. Hört nun mich an. Ich will mit dem Riesen kämpfen. Wenn ich sterbe, dann hat die Sache ein Ende. Aber wenn ich leben bleibe — was dann? Wollt ihr mir treu ergeben sein, und mir das geben, was mir dem Rechte nach zusteht, nachdem mein Vater tot ist?"

„Wir wollen dir treu ergeben sein," sagte der Graubart; und „wir wollen dir treu ergeben sein", sagten auch alle übrigen.

„Aber weshalb willst du in den Tod gehen?" rief Anga-tonu. „Du gehst in den Tod, wenn du den Riesen aufsuchst. Und du bist doch nur ganz allein aus königlichem Blute übriggeblieben. Warum willst du denn sterben? Fahre doch in ein anderes Land und bleibe da, bis die bösen Zeiten vorüber sind. Der Riese wird nicht ewig leben bleiben; wenn er tot ist, kannst du mit deinen Kindern wiederkehren und das Land bevölkern. Fliehe, solange es noch Zeit ist, ich beschwöre dich, damit das Licht von Tonga nicht für immer erlöschen muß. Kalo-Fanga, mein Sohn, steh' auf und folge deinem Herrn. Sei du ihm, was ich seinem Vater gewesen bin. Beschütze und beschirme ihn. Dein Auge soll sein Wächter, dein Arm seine Keule und dein Leib sein Schild sein. Und ihr anderen geht auch; folgt eurem Herrn in andere Länder. Beschützt ihn gut, und bringt ihn im Frieden, wenn der Riese tot ist, wieder hierher, damit er das Land seiner Väter beherrschen kann. Meine Tage sind gezählt, mein Werk ist vollbracht. Ich werde meinem König folgen, der tot hier vor uns ruht."

Das waren die Worte des Gerechten. Darauf erhob sich

Kalo-Fanga aus dem Grase; er kniete vor seinem neuen König nieder, küßte ihm die Hand und sagte: „Ich bin dein Diener, mein Herr; dein treuer Diener, jetzt und in Ewigkeit.“ Auch die anderen standen auf; siebenundvierzig waren es insgesamt, und gelobten, ihm überallhin zu folgen. Nur die Alten blieben still sitzen: „Wir wollen mit Anga-tonu sterben,“ sagten sie.

Nun erhob sich der junge Häuptling wieder. Die Arme weit ausgestreckt, das Auge leuchtend, redete er; seine Stimme klang laut und hell, so wie an dem Tage, als er den „Dicken“ zu Boden geschmettert und den jungen Leuten von Ono entgegentrat.

„Ich will nicht fliehen!“ rief er. „Soll der Sohn eines Königs wie ein Feigling fliehen und sein Volk dem Verderben überlassen? Die Kinder von Feiglingen könnten ja mit Recht mit den Fingern auf mich weisen! Aber warum schwatze ich hier noch? Jetzt ist für Worte keine Zeit. Komm, Kalo-Fanga; führe mich zum Mörder meines Volkes!“

Die beiden wanderten nun durch den Wald und ließen die anderen mit Tausere und seiner Frau im Dickicht zurück. Der Einäugige sprach kein Wort, bis die Kriegsumwallung in Sicht kam. Dann sagte er zu Kalo-Fanga: „Bleib hier und paß auf! Wenn der Riese mich tötet, dann geh zurück und berichte es deinem Vater; wenn ich ihn aber erschlage, dann wollen wir im Triumph zu unseren Freunden zurückkehren.“ Und er wandte sich zum Gehen; doch Kalo-Fanga ergriff seine Hand und hielt ihn an.

„Nicht so, mein Herr!“ rief er, „laß mich mit dir ziehen. Verbiete es nicht. Ich muß mich schämen, wenn du allein gehst.“

„Es muß sein!“ sagte er junge König in befehlerischem Ton und ging auf die Umwallung zu. „Tu, wie ich dir befohlen habe; bleib' dort stehen und warte den Ausgang ab!“

„O, o!“ sagte Kalo-Fanga; er sank unter einem großen Baum nieder und weinte, „nun geht er in den Tod! Aber ich werde niemals zu meinem Vater wieder zurückkommen.

Ich kann doch nicht zurückkehren und ihm berichten, daß mein Herr starb und ich nicht bereit war, mit ihm zu sterben?"

Der junge König schritt kühn auf die Umwallung los; und als er dort eintrat, gewahrte er einen großen, weißen Vampir, der mit einem fürchterlichen Geschrei aus dem Wipfel einer Palme heraus nach dem Meere zu flog; da kamen die Frauen aus den Hütten gelaufen — es war eine große Menge, alle die Frauen von der Insel, welche der Riese sich zusammengeholt hatte.

Sie wunderten sich sehr, als sie den Fremdling in der Umwallung bemerkten; sie drängten sich um ihn und bebeschworen ihn, doch zu fliehen; so eifrig hatten sie es damit, daß sie nicht einmal fragten, woher er käme.

„Flieh!" sagte eine, „solange es noch Zeit ist!"

„Der Riese wird dich töten!" rief eine andere.

„Der Vampir hat ihm deine Ankunft gemeldet!" schrie eine dritte.

„Sieh! da kommt er!" kreischte eine vierte; und damit flohen sie alle hinweg und ließen ihn ganz allein in der Umwallung.

Und nun erschien vom Strande her, wo er nach Schildkröten auf dem Riffe gefischt hatte, der Riese; Zorn leuchtete in seinem Blick, hastig war sein Schritt, und die Erde erbebte unter seinen schweren Tritten.

„Jetzt sollst du sterben!" brüllte er und fuhr auf den jungen König los. Der blieb ruhig stehen und sah ihm mit festem Blick ins Auge. Er sprang gewandt beiseite, als der Riese vorwärts eilte, und schlug ihn gehörig auf die Sehnen hinter den Knieen; da fiel er aufs Gesicht lang hin; und ehe er sich erheben konnte, hatte ihm der junge König noch zwei weitere Schläge mit der Keule an derselben Stelle verabfolgt. Das war seine schwache Stelle; Talingo hatte sie ihrem Sohn verraten, als sie ihm im Schlafe erschienen war.

Mit einem fürchterlichen Geheul erhob sich der Riese wieder auf die Beine und fuhr auf seinen tapferen Gegner los.

Nun vernahm man ein lautes Geschrei; aus dem Walde kam Kalo-Fanga herbeigesprungen und schwang seine Kriegskeule überm Kopfe.
„Hier bin ich!" rief er. „Hier bin ich! Ich konnte nicht mehr warten, Herr! Wir wollen gemeinsam sterben!"
„Seine Kniee! Seine Kniee!" rief sein Herr. „Schlag ihn auf die Kniee! Hinter seine Kniee, Kalo-Fanga!"
Jetzt kämpften sie alle drei. Es war ein erbitterter Kampf — der Riese brüllte und heulte und ging bald auf den einen, dann auf den andern los; sie entwischten ihm jedoch zwischen den Beinen und schlugen immer auf dieselbe Stelle los, bis er schließlich zum zweitenmal hinfiel; da jubelten sie in ihrer Siegesfreude laut auf und wollten ihm nun sein Ende bereiten.
Bei seinem Fall kriegte er einen großen Baum zu fassen, er riß ihn mit um und entwurzelte ihn völlig. Als er sich wieder erhob, ergriff er den Stamm, schwang ihn in der Luft und schleuderte ihn dann auf die beiden; sie vermochten nicht mehr auszuweichen, sie fielen hin und wurden beide in den Zweigen verstrickt.
„Aha! Jetzt habe ich euch doch!" brüllte er und lachte grimmig. Doch gerade in dem Augenblick, als er vorwärts stolperte, um die beiden zu greifen, flog ihm ein kleiner grüner Vogel ins Gesicht und hackte ihm mit dem Schnabel ins Auge; er warf die Hände in die Luft und heulte vor Schmerz auf; da machten seine beiden Feinde sich von dem Baume frei — sie waren unverletzt — und sprangen gewandt hinter ihn, der in Todesängsten mit den Füßen um sich schlug und schrie. Sie versetzten ihm zwei gewaltige Keulenstreiche — mehr waren nicht nötig — er fiel der Länge nach über den Baum hin und stand nun nicht wieder auf.
„Ein Tau! Ein Tau!" rief der junge König. „Bringt mir ein Tau!" Jetzt huschten die Frauen aus den Hütten heraus und schleppten das lange Tau von einem Schildkrötennetz herbei. Der Häuptling warf es dem Riesen, der sich heftig

dagegen wehrte, über den Kopf, und nun fand der Kampf ein schnelles Ende; sie zogen an beiden Enden des Seils und erdrosselten ihn ohne große Schwierigkeiten. So endete dieser furchtbare Menschenschlächter und Menschenfresser. Da erhob sich auch mit einem entsetzlichen Gekrächz der Vampir vom Baum, wo er solange während des Kampfes gesessen hatte, und flog nach der See zu; er ist nie wieder nach Tonga zurückgekehrt.

Unterdessen saßen Anga-tonu, Tausere und seine Frau und das übrige Volk in angstvoller Erwartung im Dickicht; sie hatten die Köpfe gesenkt, einer wagte dem andern nicht ins Gesicht zu sehen, denn darin mußte ja die helle Verzweiflung zu lesen sein; dann und wann vernahmen sie ein Geräusch, ähnlich dem Säuseln des Nordosts in einer ruhigen Nacht, doch das war nur ihr eigenes Geseufze. In trauervollem Schweigen hockten sie da und erwarteten die Todesnachricht; plötzlich erhob das Weib den Kopf und lauschte, dann erhob sie sich mit freudigem Geschrei.

„Er lebt! Er lebt!" rief sie. „Ich höre seine Stimme." Und in der Ferne erklangen im Walde, bald näher, bald ferner, jetzt verstummend, dann wieder anwachsend, viele Stimmen, die sangen ein den Tonganern wohlbekanntes Lied.

„Es ist das Lied des Todes!" rief der Gerechte. „Er lebt! Er hat gesiegt!" Sie erhoben sich, und als der junge König und Kalo-Fanga in Sicht kamen, stimmten sie alle in das erschütternde Lied ein. Die beiden hatten das Haupt des Riesen auf einen Fischspeer gesteckt und trugen es hocherhoben in der Luft; die Frauen folgten ihnen, und die Wälder hallten von ihren Triumphgesängen wieder; und über allen schwebte eine dicke schwarze Rauchwolke; sie hatten das Dorf in Brand gesetzt und die Palisadenpfähle der Kriegsumwallung um den Leichnam des Riesen zusammengetragen, damit die Flammen ihn vernichteten.

So wurde Tonga von der furchtbaren Plage befreit, welche der Zorn der Götter gesandt hatte.

Noch am selben Tage kehrten sie in ihr leeres Dorf zurück

und fingen an, die Häuser auszubessern; sie arbeiteten tüchtig Tag und Nacht, bis alles wieder in Ordnung war. Dann setzten sie den jungen König unter großen, fröhlichen Feierlichkeiten als Herrscher und Nachfolger seines Vaters ein, der nun auf der Höhe eines weit über die See schauenden Hügels begraben lag.

Und nun begann seine Herrschaft; er nahm sich das schönste Mädchen im Lande, Tauki, die „Fröhliche", zur Frau, und bald sah man eine Reihe Kinder im großen Hause auf den Matten spielen. Er hatte nur eine Frau — sie und keine andere. Als seine Stiefmutter zu ihm sagte: „Nimm dir doch noch mehr Frauen, Herr, damit du mehr ‚Tapa' gemacht bekommst", schüttelte er den Kopf und lachte. „Tapa ist schön, aber Ruhe und Frieden sind besser," antwortete er.

Und die Frauen gebaren von dem Riesen auch viele Kinder. Sie wuchsen zu mächtigen Männern heran und wurden die Stützen des Landes; und ehe einige Jahre verstrichen waren, war das Dorf für die Leute zu klein geworden; da teilten sie sich in drei Haufen und gründeten zwei neue Dörfer, Mua und Hihifo.

Doch ehe es soweit war, taten sich die Leute von Wawau und Haapai und anderen Inseln, als sie den Tod des Riesen erfahren hatten, zu einem Bunde zusammen; sie vergaßen einander ihre Streitigkeiten und wollten nun einen Rachekrieg gegen Tonga-Tabu unternehmen, dessen Krieger in vergangenen Tagen so viele von ihnen erschlagen hatten.

„Es sind ja nur wenige noch übrig," sagten sie, „da wird es ein leichtes Stück Arbeit sein."

Nun war die Furcht in Tonga-Tabu groß; viele stimmten für den Frieden und wollten sich unter das Joch der Fremden beugen. Doch der König verwarf wütend diesen Rat; er gelobte bei seiner Keule, daß er jedem, einerlei wer es sei, den Schädel einschlagen wolle, der das Wörtchen Übergabe nur aussprechen würde; so ermutigte er sein Volk.

Und als der Feind landete und sorglos in einzelnen Scharen

nach dem Dorfe zog, — sie dachten ja nicht im entferntesten daran, daß er mit seinen wenigen Leuten ihrer großen Menge trotzen könnte, — da fiel er sie aus einem Hinterhalt an. Als die, welche ganz hinten marschierten, erschlagen waren, erhob sich ein großes Geschrei; eine plötzliche Panik befiel den mächtigen Feind und ihm entsank der Mut; er warf die Waffen weg; die einen flohen hierhin, die anderen dorthin, und allenthalben wurden sie niedergeschlagen; sogar die Frauen eilten aus dem Dorf heraus und erschlugen die Feinde. Viele flohen zu den Booten; doch der König hatte sich ihrer versichert; er hatte sie hoch auf den Strand hinaufgezogen; da saßen sie nun voller Verzweiflung, von jeglichem Rückzug abgeschnitten, und erwarteten den Tod.

Doch der König gebot dem Gemetzel Einhalt. „Denn,“ sagte er, „die Menschen können einem nur nützen, wenn sie leben, was soll ich mit den Toten? Die fallen und werden verzehrt; und damit hat ihr Nutzen ein Ende. Tötet nicht mehr!“ Und so wurde die Ernte des Todes beendet.

Den Rest sandte er lebendig in die Heimat zurück; er behielt nur die bei sich, die freiwillig bleiben wollten; aber er legte ihnen einen Tribut auf, der jährlich von jedem Lande abgeliefert werden mußte.

Im nächsten Jahr erhoben sich noch einige gegen ihn; sie hatten sich verstärkt, ihre Dörfer befestigt und weigerten den Tribut. Da zog er mit seinen Kriegern gegen sie und schlug sie in einer fürchterlichen Schlacht; er machte ihre Kriegswälle dem Boden gleich und verbrannte ihre Dörfer. Doch denen, welche ihm gehorchten, war er ein gerechter und weiser Herrscher; er bedrückte sie nicht und erlaubte auch anderen nicht, sie zu bedrücken; und so wurden aus Feinden Freunde; alle Inseln brachte er so unter seinen Herrscherstab; denn er gewann sie auf zweierlei Weise — einmal durch seine Macht und dann wieder durch seine weise Regierung.

Seine Stiefeltern erreichten ein hohes Alter; der König

liebte und ehrte sie und war ihnen stets ein gehorsamer Sohn. Als sie starben, wurden sie im Königsgrab beigesetzt und vom ganzen Volke betrauert.

Der alte Anga-tonu lebte noch eine Reihe von Jahren nach dem Tode des Riesen; damals hatte er sein Vorhaben völlig aufgegeben, seinem alten Herrn und König im Tode zu folgen. Er wurde blind und hilflos wie Watui (der Alte von Wawau, der nach Ono vertrieben war), doch seine Sinne waren bis zuletzt klar; er wurde nie müde, der Jugend von den Taten aus alter Zeit zu erzählen. Seine Lieblingserzählung war aber die „Geschichte von Matandua, dem Einäugigen", die immer länger und wundersamer ausgeschmückt wurde, je häufiger er sie erzählte.

Dem König gedieh alles prächtig. Die Wurzel seines Erfolges bei allen Unternehmungen lag im Rate der Talingo, die ihm noch häufig im Traum erschien, ihn vor drohenden Gefahren warnte und ihm sagte, wie er in wichtigen Angelegenheiten verfahren müßte.

Ebenso war Kalo-Fanga stets um ihn, bei Tag und bei Nacht, zu Hause und in der Fremde, im Frieden und im Kriege, auf der See und auf dem Lande. Er hielt das Versprechen, das er an dem Tage gegeben hatte, als er niederkniete, ihm die Hand küßte und sagte: „Ich bin dein Diener, mein Herr; dein treuer Diener, jetzt und in Ewigkeit." Und er befolgte strikt die Worte seines Vaters, welche er zu ihm gesprochen hatte, als er ihn dem König übergab: „Dein Auge soll sein Wächter, dein Arm seine Keule und dein Leib sein Schild sein."

Kalo-Fanga kam diesen Worten vortrefflich nach.

Viele Jahre waren verstrichen, die Kinder des Königs waren zu prächtigen Männern und Frauen geworden, da überkam den König eine große Sehnsucht, noch einmal nach Fidji zu fahren, um das Grab seiner Mutter zu besuchen. Er rief alle Häuptlinge zusammen, teilte ihnen sein Vorhaben mit und bestimmte seinen ältesten Sohn zum Nachfolger, wenn er nicht wiederkommen sollte. Dann nahm er Kalo-

Fanga und eine auserlesene Schar Krieger mit sich, hißte das Segel und fuhr nach Ono.

Dort beherrschte der jüngere Sohn des Königs von Ono das Land; der „Dicke" war schon lange tot; er war an seiner alten Kniewunde gestorben, die wieder aufgebrochen, vereitert, und zu der der Brand getreten war; und unter großen Qualen war er verschieden. Drei Monate lang blieben die Tonganer auf Ono und lebten mit den Leuten in Frieden; sie schlossen mit ihnen ein Freundschaftsbündnis, das bis heute vorgehalten hat. Dann segelten sie nach anderen Inseln und kamen schließlich nach Nairai; hier befahl der König, die Bootbindungen nachzusehen, denn er wollte jetzt nach Tonga heimkehren; doch die Götter hatten es anders bestimmt, er kam nicht wieder nach Tonga zurück. Niemand hat ihn erschlagen; kein Unfall betraf ihn; er erkrankte nicht an einem bösen Leiden; so war es: Als alles zur Abfahrt bereit war, erschien ihm zum letztenmal im Schlafe Talingo, als er sich im großen Hause in Natautoa, dem Hauptdorf von Nairai, ausruhte. Wenn sie früher zu ihm kam, hatte sie ihn stets mit traurigen Augen angesehen; doch diesmal war ihr Blick hell und fröhlich, sie winkte ihm mit der Hand, doch sprach sie kein Wort.

Kalo-Fanga fuhr im Schlaf in die Höhe, als er den König leise und schwach sagen hörte: „Lebewohl, Kalo-Fanga! Ich muß jetzt gehen, Talingo hat mir gewinkt."

„Mein Herr redet im Schlafe," dachte er.

Doch als er am Morgen erwachte, da lag der König tot, kalt und steif an seiner Seite; und ein glückliches Lächeln spielte um seine Lippen.

Sie wollten ihn nicht in der Fremde begraben; sie betteten ihn ins Boot, trugen Sand herbei und wollten ihn so mit in die Heimat nehmen. Kalo-Fanga hatte ihn beim Kopfe angefaßt, als man ihn unter bitteren Wehklagen hinunter zum Boote trug; und als sie ihn hinlegten, beugte er sich nieder, um ihm noch einmal die Hände zu küssen, und die Tränen rannen auf das Antlitz seines toten Herrn hinab;

er sank an seiner Seite nieder, und ohne einen Seufzer, ohne Kampf gab der wackere Krieger seinen Geist auf; er folgte seinem Herrn, den er über alles geliebt hatte, und holte ihn noch auf dem Wege nach Bulu, dem Land der Seelen, ein.
Sie bedeckten beide mit dem Sand, den sie an Bord gebracht hatten; sie hißten das Segel und fuhren vor gutem Wind nach Tonga, wo sie am dritten Tage ankamen. Dort setzten sie den König im Grab seines Vaters bei und begruben ihm zu Füßen Kalo-Fanga.
So starb Matandua ohne Qual und Krankheit; er war der beste König gewesen — tapfer im Kriege, weise im Frieden, fürchterlich seinen Feinden, treu seinen Freunden, und freundlich, liebenswürdig und leutselig gegen alle.

34. Napoleon ist ein Tonga-Mann



Kein Volk ist auf der ganzen großen Erde so edel und tapfer wie wir, die Leute von Tonga. Andere Völker mögen wohl mehr Menschen zählen, wohlhabender, reicher sein; vielleicht sind sie auch stärker; mannhafte Tüchtigkeit und Tapferkeit sind allein bei uns zu Hause und entstanden bei uns. Aus unserem Volke sind die großen Krieger hervorgegangen, deren Namen jeder mit Bewunderung nennt, denn ihre Taten erfüllen die Welt mit Ruhm. Die Taten verrichteten sie nicht allein in unserm Volke, nein, auch fremde Völker wissen sie zu schätzen.
Auch Napoleoni ist ein Sohn Tongas gewesen. Seine Mutter kam aus dem Lande Merikei zu uns auf einem Schiffe, das viele Tage hier blieb, um Walfische zu jagen. Sie war eine schöne, große, schlanke Frau. Dann fuhr sie wieder in ihre Heimat zurück und bekam dort einen Sohn, den sie Napoleoni nannte.
Der Junge wuchs heran und wurde groß. Eines Tages

schickten die Leute von Faranise Gesandte nach Merikei, die sollten dort um Hilfe gegen Uelingtoni bitten, der ihr Volk in vielen Schlachten geschlagen, ihren König und alle seine Söhne getötet hatte. Ihr Oberpriester hatte ihnen prophezeit, daß sie in Merikei den Sohn eines braunen Vaters finden würden, dem niemand widerstehen könnte, und der sie zu Kampf und Sieg führen sollte. So segelten sie über das große Wasser nach Merikei, um sich ihren künftigen Führer zu holen. Das war eine beschwerliche Sucherei. Überall, wo sie hinkamen und nach dem Sohne eines braunen Vaters fragten, wurden sie von den Leuten verspottet. Die Straßenjungen liefen hinter ihnen her und riefen: „Wir sind Söhne brauner Väter, nehmt uns mit, dann werden wir euch schon Siege erringen!" In einem Dorfe, dessen Name nicht mehr bekannt ist, wurden sie schmählich angeführt. Die Jungen versprachen ihnen, sie zu dem Befreier ihres Volkes zu führen. Und sie freuten sich sehr.

„Endlich haben wir Erfolg," sagte einer zum andern. „Nun hat alle Mühe ein Ende und wehe, wehe dir jetzt, Uelingtoni!"

„Ihr habt recht," antworteten die Jungen, „eure Mühen haben jetzt ein Ende, wehe dir, Uelingtoni! Aber kommt nur und haltet euch nicht auf." Dann führten sie die Gesandten zum Dorf hinaus zum Hause eines Bauern, der im Walde lebte, und zeigten den Leuten aus Faranise ein — Kalb.

„Hier ist der Gesuchte," sagten sie, „sein Vater ist braun."

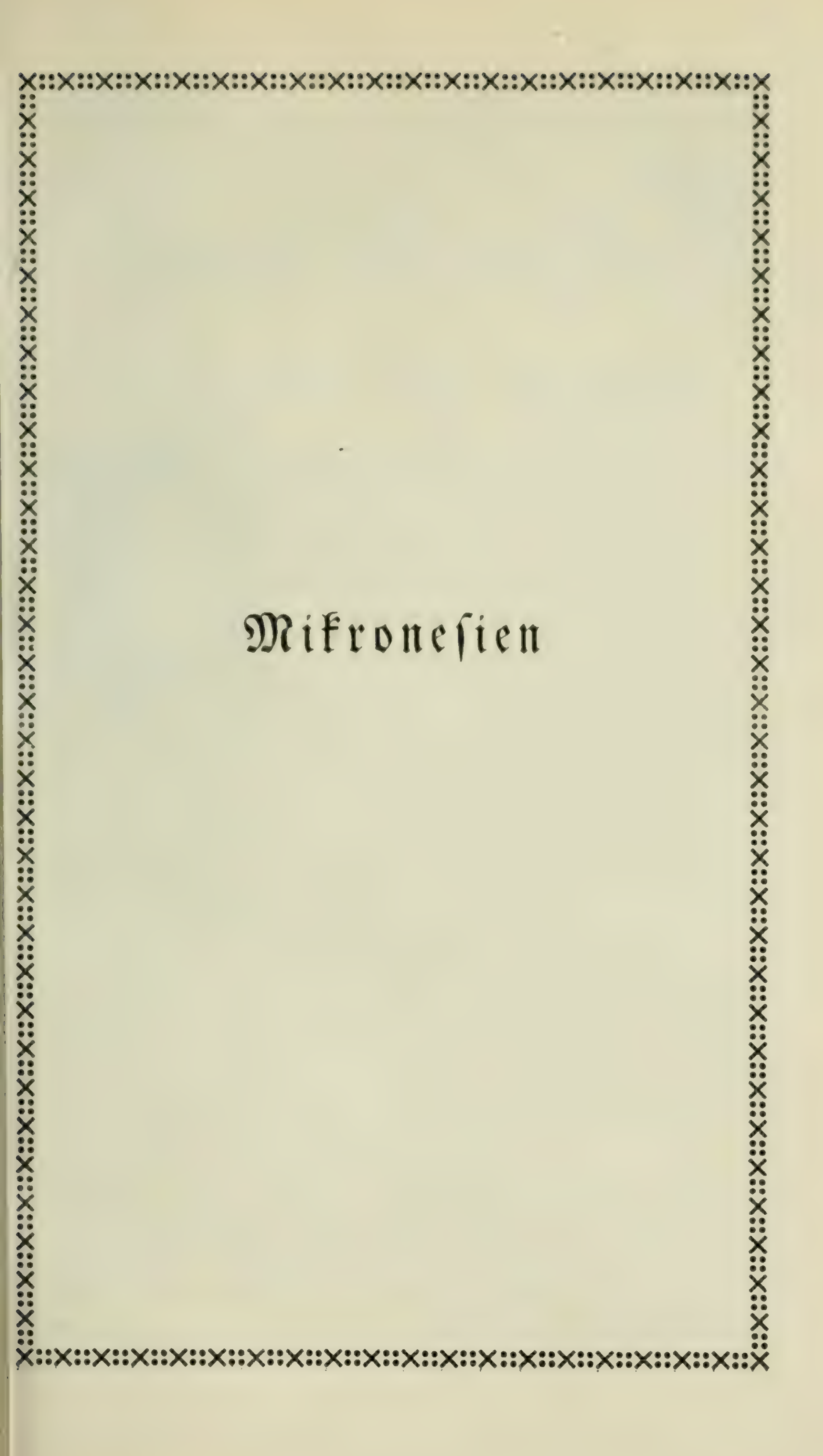
Die Gesandten aus Faranise wandten sich ab und gingen traurig weiter, während das schallende Spottgelächter der Jungen ihnen in den Ohren dröhnte.

Spät am Tage kamen sie gegen Abend an ein kleines Haus, das einsam und allein mitten im Walde stand; in ihm wohnte die Mutter von Napoleoni.

„Laßt uns hier einmal anfragen," sprach der Führer. „Vielleicht finden wir ihn; denn der Oberpriester log uns nichts vor; und er sagte uns doch, daß wir in diesem Lande un-

seren Befreier finden würden. Deshalb wollen wir auch hier nachfragen."
Sie taten es. Die Mutter von Napoleoni schrie vor Verwunderung laut auf, als sie die Worte vernahm. „Wer seid ihr?" rief sie, „woher wißt ihr, daß der Vater meines Sohnes braun war?"
„Wir sind Häuptlinge," antworteten sie, „und kommen aus Faranise. Wir suchen den Sohn eines braunen Vaters, der uns von unserm Feinde Uelingtoni befreien und all das Leid rächen soll, was er über unser Land brachte. Unser Oberpriester schickte uns hierher. Er sagte, wir würden hier den Befreier des Landes in dem Sohne eines Vaters finden, dessen Haut braun ist."
Die Frau wußte zunächst nicht, was sie vor lauter Verwunderung sagen sollte. „Euch sandten wirklich die Götter," rief sie, „ich habe einen Sohn, und sein Vater ist ein mächtiger Häuptling in Tonga. Aber mein Sohn ist taub. Er sitzt hier neben mir auf der Matte; wie kann er denn euer Führer sein?"
Napoleoni hatte vordem nie ein Wort gesprochen, denn seit der Geburt war er taub und stumm gewesen. Nun stand er auf und redete, denn seine Zeit war gekommen. Als er sich von der Matte erhob, war er größer und stärker als die Fremden.
„Ich bin der Gesuchte," sagte er, „kommt! Laßt uns zum Boot gehen und absegeln, damit ich euch zum Sieg führen kann. Lebe wohl, liebe Mutter! Bleibe gesund und munter, bis ich im Triumph wiederkehre, wenn ich die Feinde unserer Freunde geschlagen habe. Komme ich nicht wieder, so werde ich nach dir schicken und dich in das Land holen lassen, in dem es mir am besten gefällt."
„Lebe wohl, mein Sohn," antwortete die Mutter und begleitete ihn zur Tür, wo sie ihm eine in der Nähe blühende Blume abpflückte, „geh nun, und die Götter mögen dich beschützen! Nimm diese Blume mit, und wenn du sie ansiehst, dann gedenke deiner Mutter und deines Vaters."

Es war eine rote Blume.
Er wurde der Führer der Männer in Faranise. Nun könnte ich euch von den großen Taten erzählen, die er verrichtete — — — wie er die Feinde von Faranise zerschmetterte, obschon die sehr zahlreich und stark waren; auch davon, wie er Uelingtoni von einem Land zum andern verfolgte, bis er ihn schließlich bei Uatalu fing und auf eine einsame Insel verbannte, wo er starb.
Davon könnte ich euch mancherlei erzählen, aber weshalb? Jeder kennt doch seine Taten! Ich berichtete euch nur von seiner Geburt und Reise nach Faranise, weil die Leute von Faranise die Wahrheit verbergen und behaupten, daß er einer von ihnen gewesen ist und auf einer Insel geboren wurde, wo die Heimat der königlichen Familie ist. Sie lügen, denn sie beneiden uns Tonganer wegen unserer Größe. Auch die Leute von Merikei beanspruchen ihn ebenfalls für sich, weil unter ihnen braune Menschen leben. Ich habe euch jedoch die Wahrheit erzählt: Napoleoni ist ein Tonganer.



Mikronesien



35. Das Ei der weißen Seeschwalbe

Die Palauer wissen was schön schmeckt; es sind arge Feinschmecker, und so lieben sie auch den Genuß der Eier von der weißen Seeschwalbe. Der Vogel legt sie in schwer zugängliche Schlupfwinkel, und es kommt daher nur selten vor, daß einmal ein Eingeborener ein solches Ei findet.

Die Rubaks (Häuptlinge) von a Juang in Goikul pflegten gelegentlich in ihre alte Heimat auf Ngurukdapel zu fahren, um dort an einem steilen Felsabsturz, dem marak ra Ngalals, Eier zu sammeln. Eines Tages waren sie wieder ausgezogen und entdeckten unten an einer Wand das Nest einer weißen Seeschwalbe, in dem eins der begehrten seltenen Eier lag. Da sie kein Seil hatten, um sich hinunterzulassen, war guter Rat teuer. Denn die Wand war steil, und wer dort abstürzte, fiel ins tiefe Wasser, wo sich die Haifische tummelten. Schließlich beschlossen sie eine Kette zu machen; einer sollte dem andern die Hand reichen; der zu oberst sollte sich an einem Baum festhalten, der zu unterst das Ei heraufholen. Und so geschah es auch.

Rengul, der im Range der dritte Häuptling war, hielt sich am Baum fest und forderte die übrigen auf, einer nach dem andern hinabzusteigen. Er war ein schlauer Geselle, denn als der rangälteste Rubak Rengais unten angekommen war, dachte Rengul, jetzt ist Gelegenheit, vorwärts zu kommen.

So rief er dem Rengais zu: „Ich lasse jetzt los, wenn du mir nicht etwas Gutes sagst!“ Der bekam es mit der Angst und antwortete: „Bitte, lasse nur nicht los, ich will dir das Ei schenken und du sollst der erste sein vor mir.“ Rengul war damit einverstanden und Rengais brachte das Ei herauf.

Da zeigte es sich, daß es gar kein wirkliches Ei, sondern ein wertvolles Geldstück war, das fortan Ngisasogosog genannt wurde. Niemand weiß, wohin es gekommen ist. Rengais trat aber von der ersten Rubak-Stelle zurück und wurde hinter Rengul zum vierten Häuptling. Und so ist es bis heute geblieben, und der Rengul erhält noch jetzt bei Essens- und Geldverteilungen das beste Stück.

36. Der arme und der reiche Hahn



In der Nähe von Goikul liegt der Berg Rois ra Besek, auf dem einst ein Hahn wohnte. Der war sehr arm; als er aber eines Tages einen anderen Hahn krähen hörte, da antwortete er kräftig. Der andere Hahn war reich; er hatte einen Menschenkopf und konnte Geld brüten. Er lebte auf dem Geisterberge Ngeraod, der auch nicht weit von Goikul entfernt ist, und weil er so schön Geld machen konnte, verschaffte er dem Berge unermeßlichen Reichtum.

Dem Hahn von Ngeraod gefiel es nun ganz und gar nicht, daß sein Krähen stets beantwortet wurde; er ärgerte sich darüber und beschloß, den Urheber aufzusuchen und zu bestrafen. So traf er seine Vorbereitungen und befahl seinen Dienern, gutes Essen zu kochen und alles für die Reise in Ordnung zu bringen. Als alles fertig war, gingen sie los. Der Hahn ging an der Spitze und trug selber einen langen Stock, an dem vorn eine schöne Schildpattschale und hinten ein großer Korb mit Geld hing. Sie wanderten lange hin und her und kamen schließlich zum Rois ra Besek. Da hör-

ten sie den armen Hahn krähen. „Nun kräht er schon wieder,“ sagte der Hahn von Ngeraod; und als er den andern erblickte, rief er wütend: „Was krähst du immer so, du willst mich wohl ärgern?“ „O nein,“ antwortete der andere, „ich denke nicht dran, im Gegenteil, ich wollte nur dein Mitleid anrufen. Ich bin ja ein so armer Hahn. Sieh doch selbst, bei mir wächst nichts, ich muß darben und immer hungern.“ Da vergaß der reiche Hahn seine bösen Gedanken; er verzieh dem Armen und schenkte ihm alles Geld, was er bei sich hatte, und gab ihm auch das schöne Essen, das die Diener trugen. Dann kehrte er nach Ngeraod zurück. Und beide lebten munter weiter und waren zufrieden bis sie starben.

37. Der Vogel Peaged arsai

In Ngariap auf Peliliu lebten einmal zwei Brüder. Die waren beide sehr fleißig; der ältere schnitt Palmwein, und der jüngere sammelte Feuerholz. Eines Tages ging er wieder morgens früh in den Wald, wo die Mangobäume stehen, um Holz zu schlagen; als er aber gegen Mittag nach Hause kam, hatte er kein Feuerholz mitgebracht. Sein Bruder wurde sehr böse, er schalt ihn aus, und wie er ihn ärgerlich anfuhr, antwortete der jüngere: „Ich konnte kein Holz bringen; ich mußte mich mit einem großen Vogel herumschlagen, der saß auf einem Mangroven-Baum und warf nach mir mit Früchten, während ich mich mit Knüppeln gegen ihn wehrte.“ „Ach geh,“ rief der ältere mürrisch, „mach, daß du fortkommst und bringe endlich Holz, damit wir Feuer machen können.“ Der gescholtene Bruder ging denn auch und kam nach kurzer Zeit mit etwas Holz wieder, worauf sie kochten und zu Mittag aßen. Als der jüngere nachmittags wieder in den Wald ging und zum Mangroven-Gebüsch kam, war der Vogel ebenfalls da. Der Junge schnitt

sich nun drei ellenlange Stöcke und warf damit nach dem Vogel; der wich jedoch nicht von der Stelle. Da griff er nach der Axt und schleuderte sie auf das Untier; das fing sie aber auf und zog damit ab. Es trollte sich damit nach seinem Haus, das im Süden von Ngariap neben dem Zauberbaum Bars ra kesau stand; dort legte es die Axt oben auf ein Wandbord. Als der Junge nun ohne Axt nach Haus kam, wurde sein Bruder wieder sehr wütend und jagte ihn hinaus, damit er die Axt wiederhole. Oh, er war so böse, daß er dem Jungen nicht einen Bissen gönnte, und nicht einmal duldete, daß er einen Schluck Wasser trank. Weinend begab sich der Arme zum Mangroven-Gebüsch, um den Räuber seiner Axt zu suchen; doch er fand ihn nicht. Er sah nur seine Spuren, und als er denen nachging, kam er richtig an den Zauberbaum und an das Haus, wo der Vogel, der Peaged arsai*, drinnen saß. Weinend setzte er sich vor der Tür hin. Der Vogel fragte ihn: „Warum weinst du denn?" Und nun erzählte der Junge, wie sein Bruder ihn gescholten und fortgejagt hätte, um die Axt zu suchen, ohne die sie ja kein Holz mehr zum Feueranmachen bekommen könnten; wie er ihm nicht einmal einen Bissen oder einen Schluck Wasser gegönnt hätte; und daß er nun so hungrig und durstig sei. Der Vogel hörte ihn an und lud ihn ein ins Haus zu kommen und etwas zu essen. Er holte ein Stückchen Fisch und etwas Taro herbei, legte beides auf einen Holzteller und stellte ihn vor den Jungen hin. Der wurde aber ärgerlich: „Was soll ich mit solchen armseligen Brocken? ich bin doch so hungrig?" — „Iß nur, iß!" rief Peaged. Und sieh da, sobald der Junge ein Stückchen genommen hatte, lag sofort ein neues da. Er aß so lange, bis er keinen Bissen mehr hinunterbekommen konnte; ganz angsterfüllt blickte er den Vogel an, weil er nicht mehr essen mochte. Und es ist doch Palau-Sitte, daß man alles aufißt oder den Rest mitnimmt. Da rief der Vogel nur kurz: „Fertig!" und alsbald hörte der Nachwuchs auf.

* Huhn

Dann fragte er den Jungen: „Was willst du mir nun sagen?" Der erwiderte: „Mein Bruder und ich sind unverheiratet; er schneidet Palmwein und ich schlage Feuerholz; damit kochen wir uns Sirup; der ist unsere einzige Nahrung. Jetzt habe ich meine Axt verloren, und wir sind übel daran!" — „Sei unbesorgt und guten Muts," rief Peaged, „geh dort ins kleine Häuschen. Das ist voll von Beilen und Äxten, eine ist noch schöner als die andere. Geh, such dir eine aus. Unterm Haus und auf den Borten sind auch noch welche." Der Junge fand auch bald seine eigene Axt wieder, und die dünkte ihm gut genug. Hocherfreut kam er wieder zum Vogel. Der sagte: „Ich wußte, daß du arm bist. Und weil du so fleißig bist, gefielst du mir, deshalb forderte ich dich zum Kampf heraus, damit ich deine Axt bekäme und du dann zu mir ins Haus kämest und sie wiederholtest! Ich will dir nun etwas Gutes erweisen. Geh jetzt zu deinem Bruder zurück und merke dir genau, was ich sage: Wenn du an das Landstück Gataulukes kommst, und du hörst dort Schnalzen und Händeklatschen, dann dreh dich nicht um; aber in Galeulukes schau dich ruhig um, wenn du dort etwas hörst." Der Junge verabschiedete sich nun vom Vogel und tat genau wie ihm geheißen. Als er nach Gataulukes kam, hörte er Schnalzen und Händeklatschen; da ging er ohne sich umzusehen weiter. Und wie in Galeulukes das gleiche geschah, da wandte er sich um; und siehe da, ein schönes Weib stand auf dem Wege. Das trat auf ihn zu und sagte, sie wolle seine Frau sein. Es waren noch viele andere schöne Mädchen da, die ihn alle zum Mann begehrten; er aber sagte: „Diese ist meine Frau!" So kehrte er mit seiner Axt und einer schönen Frau nach Haus zurück.

Als sein Bruder die Ankömmlinge erblickte, fragte er ganz erstaunt, wie dies nur alles zugegangen wäre. Und der Junge erzählte ihm seine Erlebnisse und wie er die Frau bekommen hatte. Einige Tage später sagte der ältere zum jüngeren Bruder: „Schneide du heute den Palmwein, ich will Feuer-

holz holen.“ Darauf nahm er die Axt und verschwand. Er hatte sich jedoch die Worte seines Bruders nicht genügend eingeprägt, und so sah er sich schon in Gataulukes um; aber oh weh! Da standen keine schönen Mädchen, sondern nur ein Haufen häßlicher, alter, kranker Weiber, die dem nun Fliehenden nach seinem Hause folgten. Der Jüngere war über diesen Zuwachs nicht gerade erfreut; und freiwillig gingen die Weiber auch nicht; doch er schwieg, bis ihn der Ältere fragte: „Was sollen wir bloß tun, um diese Teufel loszuwerden?“ Der Jüngere beriet sich mit seiner Frau und sagte dann: „Wir wollen einen Kochtopf holen und da hinein unsere Notdurft verrichten!“ So geschah es denn auch; und als der Topf halbvoll war, banden die drei ihn zu und ließen ihn stehen. Kurze Zeit darauf rief der Ältere: „Ich kann es mit diesen Weibern nicht mehr aushalten. Behalte du das Haus und mache deinen Palmwein allein!“ Sprach's und rannte davon. „Schön,“ sagte der Jüngere und fing an Palmwein zu schneiden und zu kochen. Als er fertig war, speiste er mit seiner Frau und sagte dann, auf den zugebundenen Topf zeigend, zu den alten Weibern: „Hier ist euer Sirup, den könnt ihr aufessen.“ Damit gingen er und seine Frau zur Tür hinaus. Alsbald fielen die Weiber gierig über den Topf her; als ihnen aber der fürchterliche Gestank entgegenströmte, da stürzten sie eilends aus dem Hause und verschwanden für immer. Jetzt konnten der Jüngere und seine Frau wieder in das Haus einziehen. Die Frau baute Taro, und er schnitt Palmwein; so hatten sie reichlich zu essen.

Der ältere Bruder kehrte nicht wieder. Er war nach Ngarbololok geflohen und wurde dort zum kleinen Dämon a Imok. Seine Frauen verwandelten sich in die bösen häßlichen Waldteufel, die man Tengangoi le galid heißt und denen man in den Büschen stinkende Fische als Opfer bringt, um sie versöhnlich zu stimmen.



Versammlungshaus auf Korror in Palau

38. Die Mandelsammlerin



In Blissang bei Melegejok lebte einst eine Frau, die hieß Tipetepak. Jeden Morgen zog sie aus, um für sich und ihre alte Mutter Mandeln zu sammeln. Sonst hatten sie nichts zu essen, sie waren sehr arm und hatten nicht einmal Taro. Eines Morgens ging sie wieder aus und wanderte ins benachbarte Ngarabogu nach den Mandelbäumen, die einer Frau namens Komul Kayam gehörten. Sie kletterte auf einen Baum hinauf, um sich die Früchte herabzuholen. Wie sie oben war, kam die Frau Komul Kayam herbei; die wunderte sich, wer wohl auf ihren Bäumen wäre, und um nachzusehen, kletterte sie hinauf. Als aber Tipetepak dies bemerkte, versuchte sie zu entfliehen. Sie kannte den „Zauber des Zusammenkommens", und sowie Komul Kayam zur Hälfte oben war, sprach sie ihn. Alsbald bog sich der nächste Baum zu ihr herüber, und sie stieg auf ihn hinauf. Das wiederholte sich mehrmals, bis Komul Kayam ihr vorschlug, doch herunterzukommen, um ihre Zauber gegenseitig auszutauschen, denn sie bewahrte das Geheimnis des Zaubersteins Ulokouk. Tipetepak war damit einverstanden, sie stieg vom Baum herab, und die beiden tauschten ihre Geheimnisse aus. Doch Tipetepak ließ bei ihrem Spruch das letzte Wort absichtlich weg, und als Komul Kayam den neuen Zauber versuchen wollte, fiel sie vom Baum herab und blieb tot liegen. Da war Tipetepak allein im Besitz beider Zauber. Der Ulokouk war aber eine am Feuer angebrannte Kokosnuß, die man auf dem Wasser schwimmen ließ. Dann kamen die Fische in Unzahl herbei, und man konnte beliebig viel von ihnen greifen. Das Brennen der Nuß geschah nur einseitig, und stets mußten dabei einige bestimmte Worte gesagt werden.

Eines Tages bat nun der Häuptling von Blissang die Frauen, doch einen Ausflug nach dem Dorfe Ngaramesgang

zu machen, um dort den Frauenverein zu besuchen. Tipetepak ging ebenfalls, obschon sie zu geringeren Mitgliedern des Frauenvereins zu Blissang gehörte. In Ngaramesgang wurden sie freundlich empfangen und bewirtet. Ein großes Fest wurde angesagt; der Oberhäuptling Gobakerai bedagal lud noch die übrigen Häuptlinge der Landschaft dazu ein und ließ sagen, sie möchten am andern Tage ins große Versammlungshaus kommen, wo der Frauenverein von Blissang abgestiegen war. Die vornehmste Frau solle ihn aber am Eingang erwarten.

Am andern Tag setzte sich nun die vornehmste Frau morgens in die Tür des Hauses und wartete auf den Oberhäuptling. Wie sie wartete, erschien ein gewaltiges schlangenähnliches Ungetüm mit einem Menschenkopf; darob erschrak sie so sehr, daß sie stracks zur andern Tür des Hauses hinauseilte; und mit ihr die übrigen Frauen. Nur Tipetepak blieb zurück; sie hatte keine Furcht. Sie setzte sich in die Tür und legte ihre kleine Handtasche auf die Schwelle, damit das Ungeheuer den Kopf darauf raste. Allmählich wälzte sich die ganze Masse in das Haus und ringelte sich an der Tür auf. Es war der Oberhäuptling Gobakerai bedagal. Er sagte zu den anderen: „Ich will Tipetepak haben, ihr könnt euch in die anderen teilen und euch mit ihnen vergnügen.“ So blieb er bis zum Abend bei ihr und kehrte dann in sein Haus zurück. Solange die Blissang-Frauen da waren, kam er jedoch nicht wieder, denn es war ihm unlieb, ihnen ein Schrecken zu sein. Er wußte schon, was er tun wollte. Als nun der Tag herannahte, wo die Frauen sich von den Häuptlingen verabschieden mußten, da lud er nochmals alle Häuptlinge in das Haus und erschien selbst, um sie zu befragen, ob sie ihren Frauen auch nach altem Brauch Geld geschenkt hätten. Als das geschehen war, nahm er Tipetepak mit und sagte ihr, sie solle sich für die Abreise fertig machen. Er befahl, heißes Wasser herbeizubringen, worin sie sich waschen solle, und entschuldigte sich, daß er sie eine Weile allein lasse. Er wolle einige Nüsse holen. Er stieg auch auf eine Palme,

holte jedoch keine Nüsse, sondern legte seine Schlangenhaut ab, hing sie oben auf und kam als schöner Mann wieder herab. Und da Tipetepak mittlerweile durch das heiße Zauberwasser ihre frühere garstige Häßlichkeit abgewaschen hatte, so waren beide nun ein leuchtend schönes Paar, das überall Bewunderung fand. Gobakerai bedagal sagte den andern Häuptlingen, welche die Frauen wegbrachten, sie sollten schon vorangehen; er würde mit Tipetepak nachkommen. Als eine Zeit verstrichen war, machte Tipetepak den „Zauber des Zusammenkommens", und alsbald waren die beiden auf dem nächsten Rastplatz, bevor die andere Reisegesellschaft eintraf. Da waren sie alle erstaunt, daß Gobakerai bedagal und Tipetepak schon hier waren, obwohl sie zuerst zurückgeblieben waren. Aber sie wagten nicht die beiden zu befragen, wie es kam. Und öfter noch ging es so, bis sie nach Blissang kamen. Dort wurden die Häuptlinge von Ngaramesgang drei Tage lang köstlich bewirtet; sie beschenkten ihre Gefährtinnen und machten sich darauf auf den Heimweg. Gobakerai bedagal aber nahm Tipetepak als seine Frau mit.

Tipetepak wurde schwanger und gebar eine Tochter, die sie bis zu ihrem zwölften Jahre selbst nährte. Eines Tages nahm die Mutter sie wie gewöhnlich mit ins Tarofeld; während Tipetepak nun arbeitete, kam ein Frosch aus dem Sumpf gesprungen, setzte sich vor der Tochter hin, machte seine Mätzchen und bespritzte sie mit Wasser. Zunächst kümmerte sich das Mädchen nicht darum. Erst als es sich täglich wiederholte, erzählte es davon der Mutter, die jedoch den Worten der Tochter keine Aufmerksamkeit schenkte. Immer wieder wiederholte sich das Spiel, bis das Mädchen zur Jungfrau erwachsen und wohl fünfzehn Jahre alt war. Da sagte der Frosch zu ihm, es solle doch am Abend auf ihn warten, er habe es etwas zu fragen. Das Mädchen hatte sich in der langen Zeit an ihn gewöhnt und ihn liebgewonnen. So sagte es freudig ja und machte abends sein Lager in der Nähe der Tür. Der Frosch kam denn auch herbei. Er zog seine

Haut aus und stand plötzlich als ein schöner Mann vor dem Mädchen. Es schlief mit ihm bis zum Morgen; dann schlüpfte er wieder in seine Froschhaut und machte sich unbemerkt davon. Dem Mädchen hatte er aber aufgetragen, doch die Mutter zu bitten, sich heiraten zu dürfen. Die willigte ein. Als sie nachmittags wieder im Tarofeld waren, teilte das Mädchen es ihm mit, und noch am selben Abend fand die Hochzeit vor Gobakerai bedagal und Tipetepak statt. Der Froschmann begab sich bald nach dem heiligen Platze in Ngeraod und erzählte seiner Geistermutter von der Heirat. Die freute sich sehr darüber und gab ihm ein kostbares rotes Geldstück mit; das solle er seiner Frau um den Hals hängen. Das geschah; und zum Dank ließ Gobakerai bedagal viel schönes Essen bereiten und sandte es der alten Froschmutter nach Ngeraod. Die nähte nun viele Taschen, füllte sie mit Geld und gab sie dem jungen Paar mit nach Ngaramesgang. Der jungen Frau hängte sie außerdem noch ein besonders wertvolles Geldstück um. Gobakerai bedagal freute sich über das viele Geld und verteilte es unter die Häuptlinge von Ngaramesgang. Der Halsschmuck der jungen Frau befindet sich aber noch heute in Palau.

39. Klubud singal



Es war einmal eine alte Frau, die hieß Magas und lebte im Dorfe Ngaraberug in der Landschaft a Imelik. Als sie eines Tages in ihrem Tarofeld arbeitete, die Stengel von den Wurzeln schnitt und sie wusch, da erblickte sie plötzlich im Wasser ein Kind. Sie ließ alles liegen, nahm das Kind in die Höhe und trug es nach Hause, wo sie ihm alle erdenkliche Pflege angedeihen ließ. Der Knabe wuchs rasch empor, und als er so groß war, daß er allein zum Bach gehen und wieder zurückkommen konnte, da regte sich auch schon in ihm die Tatenlust. Einmal sah er

die Leute auf Bambusflößen zum Fischen fahren. Er griff schnell nach einem Tarospieß, steckte ihn auf eine Bambusstange und sprang auf eins der Flöße, um sie zu begleiten. Die Leute gingen auf das Riff; er blieb jedoch auf dem Floß, und als eine Schule Papageifische vorüberschwamm, da speerte er den kleinsten und zog ihn auf das Floß hinauf. Die Leute auf dem Riff fingen nur kleines Seezeug. Sie wurden neidisch, und als es heimging, da wollten sie den Fisch des Knaben haben. Doch der gab ihn nicht her und trug ihn seiner Pflegemutter hin, die sich sehr darüber freute und ihn fortan Klubud singal nannte. Die Fischer hatten sich aber über die Undankbarkeit des Knaben geärgert und nahmen ihn fürderhin nicht wieder mit.

Es dauerte gar nicht lange, da war der Junge stark, selbst ein Floß zu führen. Auf seiner ersten Fahrt nahm er drei Tarospieße mit, und als wiederum eine Schule Papageifische vorüberschwamm, tauchte er mit den Spießen hinab und tötete drei Fische, die er nach oben auf das Floß brachte. Die anderen Leute waren ebenfalls wie sonst auf das Riff gezogen und sahen nun mit grenzenlosem Erstaunen, was Klubud singal gefangen hatte. Der kümmerte sich nicht weiter um sie, sondern fuhr nach Haus. Und als er an dem Landungsplatz anlegte, schenkte er einen Fisch dem Sohn von Reblued, dem Oberhäuptling von Galegui, den zweiten schnitt er in Stücke und verteilte ihn an die Knaben, die dort gerade auf den Steinen hockten, und den dritten brachte er seiner Pflegemutter. Den Tag darauf begab sich Klubud singal nach Garegui und wollte mit Reblued Freundschaft machen. Er wurde gut aufgenommen, denn der Oberhäuptling fand großen Gefallen an dem Knaben und gedachte, sich seine Fähig- und Geschicklichkeiten sehr zunutze zu machen. Er lud ihn ein, bei ihm zu bleiben und versprach ihm seine Tochter zur Frau. Es dauerte auch gar nicht lange, da war Klubud singal zum Schwiegersohn des Reblued geworden, obwohl er noch sehr jung war.

Eines Tages ging er wieder einmal fischen, und weil er

zehn Speere mitgenommen hatte, brachte er auch zehn Fische mit herauf. Seine Freunde kamen auf ihren Flößen herbei und waren über den kühnen Fischer entzückt, mit dem sie fortan allein noch zum Fang ausziehen wollten, denn das Sammeln von dem Kleinzeug auf dem Riffe deuchte ihnen nun zu ärmlich. Die zehn Fische wurden aber dem Reblued ins Haus gesandt, der zwei davon an die Pflegemutter seines Eidams schickte und die übrigen im Dorfe verteilen ließ. Bald darauf bat Klubud singal seinen Schwiegervater, er solle den jungen Leuten den Auftrag geben, Bambus, Lianen und Bast herbeizubringen, damit er einen Fischkorb machen könne. Das geschah auch; und als alles beisammen war, ging er damit auf seinen Fischgrund; nur seine Frau und sein Freund begleiteten ihn. Er fing viele Fische und sandte sie durch seinen Schwager heim. Aber er selbst tauchte dann mit Bambus, Lianen und Bast im tiefen Wasser unter und fertigte sich dort einen Fischkorb. Damit fing er viele Fische, während seine Frau oben auf dem Flosse wartete. Eine Stunde vor Sonnenuntergang gingen die beiden dann heim.

Und jeden Tag fischten sie in derselben Weise, bald hier, bald da. Einmal fuhren sie auch nach dem großen Riffeinlaß von Ngaramau. Dort sollte das Unheil geschehen. Denn während Klubud singal unten im Wasser fischte und seine Frau oben auf dem Floß wartete, kamen gerade einige Fischer von der Insel Ngarekeklau des Weges, die im Auftrage ihres Häuptlings, des a Ugelkeklau, Fische für ein bevorstehendes Fest fangen sollten. Als sie die Frau erblickten, fielen sie über sie her und entführten sie nach ihrer Insel; zum Zeichen, daß sie einen guten Fang getan hatten, steckten sie eine Arekablattscheide an eine Bambusstange und richteten sie als Siegeszeichen auf. Die Frau vom Ugelkeklau sah von ihrem Haus aus, das oben auf der Höhe der Insel stand, die Fischer kommen. Als sie das Siegeszeichen bemerkte, rief sie schnell ihren Mann herbei und hieß ihn an den Strand gehen und nachsehen, was für einen Fang die Fischer getan hatten. Ugelkeklau ging also an den Strand; o, wie

war er überrascht, als er die schöne Frau dort im Boote sah! Sie gefiel ihm so, daß er sie alsbald mit nach oben nach seiner Behausung auf dem Berge nahm. Und als seine Gattin ihm entgegeneilte, da rief er ihr nur zu: „Pack du nur deine Sachen zusammen und zieh in ein anderes Haus. Die Frau ist meine Festbeute und soll allein bei mir bleiben!"
Als Klubud singal wieder an die Oberfläche kam und das Floß leer fand, ging er tief bekümmert zu seiner Pflegemutter und klagte ihr sein Leid. Sie wurde sehr traurig; was würde Reblued nur sagen? Angstvollen Herzens band sie sich, wie die Palaufrauen in solchen Fällen zu tun pflegen, ein Bastband um den Leib und begab sich zum Oberhäuptling, um ihm die böse Kunde zu bringen. Klubud singal wollte jedoch nicht, daß seine alte Pflegemutter hart angelassen würde; und so faßte er sich ein Herz und ging selber zum großen Häuptling und erzählte ihm, was sich zugetragen hatte. Der Alte wurde sehr ärgerlich und jagte ihn im Unmut von dannen, und weil er an das Unglück glaubte, traf er die Vorbereitungen zu einem Leichenfest für seine Tochter.
Klubud singal kehrte zu seiner Pflegemutter zurück, und beide beklagten bitterlich ihr arges Mißgeschick. Sie dachten hin und her, wie sie wohl etwas über Rebulueds Tochter erfahren könnten, und schließlich sagte die Alte zu ihrem Sohn: „Geh, schau dich nach einem gadepsungel-Baum um; wenn du einen findest, dann schlag ihn an und sieh, ob Blut herauskommt. Ist es der Fall, so hau ihn um und schnitze dir aus dem Stammholz einen Vogel." Klubud singal tat, was die Mutter ihm sagte, aber er suchte vergeblich nach dem Baum; und so sagte die Alte: „Sei nur ruhig! Geh morgen früh hinter das Haus, dort liegt ein gadepsungelstamm, den schlage an!" Der Jüngling tat, wie ihm geheißen, und als er den Stamm anschlug, floß Blut heraus; da schnitzte er sich aus dem Stamm einen Vogel. Es wurde ein Fregattvogel. Als er ihn fertig hatte, erzählte er es seiner Pflegemutter. Die gab ihm weitere Ratschläge.

„Tu den Vogel in einen Korb und bedecke ihn mit Taroblättern. Dann bring ihn hinters Haus auf die Heide und warte dort, und wenn ein Vogel vorüberfliegt, dann mußt du sagen: ak ruaol ra busog! Ich lese eine Feder auf.“ Er folgte dem Rate; und alle vorüberfliegenden Vögel ließen auf den Anruf hin Federn fallen. Die tat er in den Korb und trug ihn nach Haus. Die Mutter wies ihn jetzt an, den Holzvogel mit den Federn zu bestecken und eine Höhlung hineinzumachen, in die er dann kriechen solle. Als das geschehen war, nahm die Alte einen Kokoswedel und schlug damit unter Zauberworten auf den Boden, worauf sich der Vogel in die Lüfte erhob und langsam wieder zur Erde zurückkehrte.

Nun mußte Klubud singal Fische fangen, die geräuchert wurden. Auch Taro wurde gekocht. Als so der Reisemundvorrat fertig war, sagte die Alte: „Nimm das Essen mit in den Vogel hinein, lege ein paar Matten dazu, fliege los und suche deine Frau.“ Denn die Alte glaubte, daß die Frau ihres Sohnes nur entführt worden, aber nicht tot war. Wieder schlug sie den Boden mit dem Kokoswedel; der Vogel erhob sich in die Lüfte und flog über Palau hin davon. Er flog lange hin und her, und nach vielem Suchen gewahrte er endlich auf dem Berge von Ngareklau seine Frau. Sie saß neben dem Ugelkeklau, und beide lausten einander. Er richtete seinen Flug hinab in die Nähe des Paares, um sich zu vergewissern, ob sie es auch wirklich wäre. Und sie war es wirklich. Da indessen alle Leute zusammenliefen, um den merkwürdigen Vogel zu sehen, erhob er sich rasch wieder, damit sie ihn nicht mit Steinwürfen herabholten. Dabei hörte er noch gerade, wie ein Mann zum Ugelkeklau sagte, die Fischer wollten einen großen Fang tun, und der darauf erwiderte: „Gut, dann können wir ja morgen mit dem Fest beginnen und die Kokosnuß zerbrechen.“ Klubud singal flog nun dahin, wo die Leute fischten und ließ sich auf dem Boote des Ältesten der Fischergenossenschaft, des Tegogo aus Golei, nieder. Der reichte ihm einen Fisch hin, und Klubud

singal holte ihn mit der Hand herein, so daß gar niemand merkte, daß der Vogel nur ein nachgebildeter war. Sie fingen viele Fische, und auf der Heimfahrt ließ Tegogo sein Boot von den übrigen schleppen und machte mit seinen Leuten den Vogel fest. Sie hißten auch wie damals, als sie die Frau des Klubad singal entführten, das Siegeszeichen. Als Ukelkeklau es gewahrte, rief er der Frau zu: „Schau, da liegt ein großer Klumpen auf dem Boot, was das wohl sein mag!" Sobald die Fischer am Strand gelandet waren, schickten sie ihm die Botschaft, sie hätten viele Fische gefangen, aber den Rest weggeworfen wegen eines großen schweren Vogels, den sie gefangen und am Boote festgebunden hätten. Was getan werden solle? Ugelkeklau sagte: „Bringt erst einmal alle Fische herbei und dann den Vogel. Den bindet ihr am besten an einem Brotfruchtbaum fest." So geschah es, und Ugelkeklau konnte ihn mit seiner gestohlenen Frau ruhig betrachten.
Als nun die Fische verteilt wurden, piepte der Vogel oft ein wenig. Da erhielt er viele Fische und schließlich auch süße Speisen. Zur Genugtuung und Freude des Insassen, aber zur Besorgnis des Ugelkeklau, obwohl der den Betrug nicht merkte. Am folgenden Tag wurden die Fischer abgelohnt. Alles blieb bis zum Abend beieinander, und erst nach Auszahlung des Geldes begaben sich die Gäste heim. Den Tag darauf wurden die Gehöfte gereinigt und das Dorf gesäubert. Aber erst nachmittags, als Ugelkeklau baden gegangen war, blieb die Frau allein. Klubud singal öffnete nun die Tür im Vogel und winkte. Seine Frau erkannte ihn sogleich. Als sie sich anschickte, zu ihm zu eilen und ebenfalls in den Vogel hineinzusteigen, da rief er ihr zu, rasch noch den Korb mit dem Gelde und etwas süße Speise mitzunehmen. Sie brachte auch alles herbei und begab sich damit in den Vogel hinein. Klubud singal löste alsdann das Tau, mit dem der Vogel festgebunden war, und wartete auf die Rückkehr der Leute. Es dauerte nicht lange, da kamen sie zurück, und wie Ugelkeklau die Frau nicht fand, dachte er, sie wäre ausge-

gangen. Er blieb ruhig im Hause sitzen. Bald danach kam ein Trupp junger Leute, die mit Krach und Gepolter eine Last Feuerholz vor dem Hause abwarfen. Der Vogel erschrak vor dem Lärm, und als er sich wiederholte, da flog er plötzlich hoch hinauf in die Lüfte, auf und davon. Erstaunt sahen Ugelkeklau und die übrigen ihm nach; Klubud singal richtete aber den Kurs auf Galegui nach dem Hause von Reblued. Dort war die Totenfeier noch nicht beendet. Das ganze Haus saß noch voll von Menschen. Klubud singal öffnete die Tür; und als alle herbeiströmten, stieg er mit seiner Frau heraus. „O, da ist ja Turang, unser Liebling, die Totgeglaubte!" riefen sie alle und sandten nach seiner Pflegemutter. Klubud singal holte noch den Geldkorb, und dann zogen sie vereint ins Haus des Reblued, wo die Trauerversammlung weinend beieinander saß. Als sie die Eintretenden gewahrten, da wandelte sich rasch der Schmerz in helle Freude um, die noch größer wurde, als Klubud singal das Geld des Ugelkeklau unter sie verteilte.

Unterdessen besichtigten die Dorfkinder von Galegui den seltsamen Vogel. Da die Tür durch einen aufgestellten Stock offengehalten wurde, stiegen sie hinein, um ihn aus Neugier auch innen zu betrachten. Plötzlich stieß eins gegen den Stab; die Tür fiel zu, und durch den Lärm hob sich der Vogel in die Lüfte und entschwand nordwärts. Wo heute Ngardmau liegt, ging er nieder. Er verwandelte sich in Land, auf dem die Kinder sich ansiedelten und so das jetzige Ngardmau begründeten.

40. Das Bündel von Ngeraod

Im Südteil der großen Insel Babeldaob liegt nördlich von a Irai ein waldiger Berg mit zwei Spitzen. Er heißt Ngeraod; und die Leute erzählten sich, daß er zum Himmel gehört, denn hier wohnten einst in einem schönen, hohen geräumigen Haus gewaltige überirdische Wesen, die Galid. In ihrem Gefolge befanden sich auch die Tekil malap; das waren böse menschenfressende Teufel, die in den Bergwäldern ihr Unwesen trieben und friedliche Leute belästigten.

Vor langer, langer Zeit kamen neun solcher Teufel jede Nacht vom Berge herunter und begaben sich zur Westküste der großen Insel an den Fluß von a Imul, zum Ngertukur. Damit sie nicht erkannt würden, setzten sie sich stets Eulenköpfe auf; so gingen sie in das Boothaus am Flusse, holten ein Fahrzeug heraus und fuhren damit auf die Lagune hinaus, um zu fischen. Noch vor Sonnenaufgang brachten sie das Boot zurück; und als der Eigentümer sein Fahrzeug öfters in der Frühe naß und mit Fischschuppen beschmutzt vorfand, fragte er im Dorf herum, wer denn in der Nacht immer sein Boot stehle. Aber niemand konnte ihm Auskunft geben; und so glaubte er, daß es die Galid waren, und beschloß sie einmal zu überraschen und abzufassen. Gesagt, getan. Er ging abends an den Fluß und legte sich der Länge nach in sein Boot. Fürchten tat er sich nicht, und damit der Menschengeruch ihn nicht verriet und die Teufel vertrieb, röstete er sich zwei Stückchen Kokosnuß am Feuer und steckte sie in die Ohren. Es dauerte gar nicht lange, da vernahm er ein Geräusch; die Teufel kamen; mäuschenstill blieb er liegen und rührte sich nicht. Die Tekil malap spürten alsbald den Duft der gebratenen Kokosnuß, sie schnupperten in der Luft herum, und als sie dem Geruch nachgingen, da fanden sie den Mann im Boote liegend. Wie der die Teufel erblickte,

war er nicht schlecht erschrocken; doch er verlor den Mut nicht; er bot ihnen sofort die Nußstückchen an, und die Teufel waren darüber sehr erfreut. So etwas Schönes hatten sie noch nie gegessen. Und der Mann und die Tekil malap wurden Freunde und gingen nun gemeinsam auf den Fischfang. Sie machten reiche Beute, und als sie zurückkehrten, wurde der Fang geteilt. Ehe sich die Teufel aber verabschiedeten, fragten sie ihren Freund, ob er ihnen nicht noch etwas Röstnuß schenken möchte. Da lud er sie ein, mit ihm in sein Haus zu kommen, wo er vom Boden einige Nüsse holte, die noch in ihrer trockenen Hülle steckten. Er legte sie so wie sie waren ins Feuer, und als es ausgebrannt war, schälte er die schön gerösteten Kerne heraus und gab sie seinen Galidfreunden zu essen. Die freuten sich sehr und verzehrten alsbald ihre Lieblingsspeise mit großer Gier. Dann luden sie ihrerseits den Mann ein, mitzukommen und einmal ihre Speisen zu versuchen. Er willigte ein und sie zogen zusammen los. „Tritt immer in unsere Fußstapfen!" riefen sie ihm zu, denn ihr Weg führte nicht auf der Erde entlang, sondern durch die Lüfte. Er tat, wie ihm geheißen, und so gelangten sie alle zusammen in kurzer Zeit nach Ngeraod. Dort kamen sie an einen großen Baum, der sich vor den Ankömmlingen in der Mitte spaltete und dann wieder schloß, als sie hindurchgeschritten waren. Und die Tekil malap sagten zum Manne: „Wenn wir nun zu unserer alten Mutter ins Haus kommen, und wir bieten dir etwas zum Geschenk an, dann schlage alles aus, bis auf das, was im Taroschrank steht; das nimm an!" Bald darauf kamen sie in das Haus zu ihrer Mutter, die eine große Frau war, mit riesigen Brüsten. Sie ließen es sich hier nun wohl sein. Nach zwei Tagen wollten die Tekil malap ihrem Freunde ein Geschenk geben. Die Alte reichte ihm eine Schildpattschale, welche die Eigenschaft hatte, sich immer wieder neu zu füllen, wenn man sie einmal um sich selbst drehte; er lehnte sie aber ab. Darauf fragte ihn die Alte, ob er den geldbrütenden Hahn haben wolle, den berühmten Malk ra Ngeraod, der einen Men-

schenkopf hatte; aber auch den wollte er nicht haben. Nun fragte sie ihn, was sie ihm denn eigentlich schenken sollte; da antwortete er: „Gib mir das, was dort im Taroschrank raschelt.“ „Schön,“ sagte das Weib, „du sollst es haben.“ Als er sich zur Heimkehr anschickte, nahmen die Tekil malap ein Bündel aus dem Schrank heraus und gaben es ihm mit der Weisung, es fest in der Hand zu behalten. Es war das Bündel Tur re Ngeraod; ein Stück von der heiligen Fackel-Linde, dem garamal-Baum, und war in eine Blattspreite der Areka-Palme eingewickelt. Dann führten die Teufel ihn zum großen Baum und verabschiedeten sich dort; der Baum öffnete sich wieder und schloß sich hinter ihm. Nun tat er, wie man ihm vorher geheißen hatte; er hielt das Bündel vor die Brust und legte sich darauf nieder. Und kaum hatte er die Augen geschlossen, da flog er schon durch die Lüfte und war in wenigen Augenblicken in a Imul vor seinem Haus. Er ging hinein und verbarg das wundersame Bündel sorgfältig im Taroschrank.

Einige Tage später wurde das Söhnchen des ersten Häuptlings, Saga ra Imul, plötzlich schwer krank. Niemand konnte ihm helfen, und es mußte sterben. Der Mann saß gerade auf dem Steinpflaster vor dem großen Häuptlingshause, als mehrere Frauen mit Töpfen auf dem Kopfe vorübereilten. Er fragte sie, wohin sie gingen, und sie antworteten: „Wir bringen Wasser und wollen das sterbende Kind von Saga ra Imul waschen, denn morgen früh wird es wohl schon tot sein.“ Da rief er nur die Worte: „Audogul ma geuid!“

Als die Frauen zu Saga ra Imul kamen, erzählten sie ihm, was sie erlebt hatten und sagten ihm auch die Worte. Da schickte der Häuptling nach dem Mann und bat ihn, er möchte doch kommen und seinem Kinde beistehen. Der Mann ging erst in sein Haus, holte das wundersame Bündel und begab sich zum Saga ra Imul. Und während er sich ein Betelpriemchen zurechtmachte, verschied das Kind. Da erhob sich ein lautes Klagen und Wehgeschrei und Saga ra

Imul sagte: „Das Kind ist tot. Mann, wenn du mir helfen kannst und es wieder gesund machst, dann schenke ich dir viel, viel Geld.“ — „Schön,“ antwortete der Gast, nahm das Bündel und legte es auf die Brust des Kindes, das sofort die Augen wieder aufschlug und gesund war. Der Mann bekam nun von dem beglückten Vater das viele Geld; er ging heim und verbarg das Bündel wieder.

Der Vorfall sprach sich rasch herum; und die Leute neideten ihm sein Geld und den Schatz und dachten darüber nach, wie sie ihn wohl entwenden könnten. Häufig schlichen sie nach dem Hause hin; sie verstellten sich und baten den Mann, ihnen doch von seinem Reichtum abzugeben. Aber er vertröstete sie auf später, und so beruhigten sich die Leute für den Augenblick. Als er jedoch eines Tages mit Speer und Korb auf den Fischfang ausgegangen war, da sah er plötzlich in a Imul dicken schwarzen Rauch aufsteigen. Ihm ahnte nichts Gutes, und er dachte, daß sein Haus brannte. Er eilte rasch ans Land, und wie er in a Imul ankam, da sah er wirklich sein Haus in hellen Flammen stehen; aber hoch oben im Gebälk erblickte er das Bündel, und das garamal-Stück rief ihm zu: „Weine nicht, klage nicht, hier bin ich!“

Schnell holte er es aus den Flammen heraus und sagte zu den Missetätern: „Hier ist das Bündel! Seid doch vernünftig, und laßt es mir um unser aller Leben willen! Setzt ihr mir aber noch weiter zu, dann werfe ich es in den Busch, und es ist euch für immer verloren.“ Sie hörten jedoch nicht auf seine Worte, sie ließen ihm keine Ruhe — und da führte er seine Drohung aus.

So kommt es, daß die Menschen sterben müssen, während der garamal-Baum unsterblich ist.

41. Die Herkunft des Geldes



Eines Tages zogen die Leute von Golei nach dem Fischfang mit ihren Körben auf die kleine Insel Ngaregur, um dort die Fische zu verspeisen. Dabei vergaßen sie aber einen im Boot und ließen ihn nach der Rückkehr darin liegen. Da kam ein kleiner schwarzer Strandvogel geflogen. Der entdeckte den Fisch und pickte an ihm herum. Dann flog er nach der Insel Ngarekeklau, die dicht bei Ngaregur liegt. Dort stand vor dem Hause des Häuptlings a Ugelkeklau ein Baum mit einer großen Astgabel, in deren Vertiefung sich ein kleiner Wassertümpel befand. Der Vogel löschte darin seinen Durst, und wie er das tat, fiel etwas Rogen des angepickten Fisches ins Wasser hinein. Und nach gar nicht langer Zeit schlüpfte daraus ein Fischchen hervor.

Einmal sandte der Häuptling seinen Sohn auf den Baum, um einige Pfefferblätter herunterzuholen, denn ein gewaltiger Betelpfefferschlinger rankte sich um den Baum. Als der Junge nun oben war, entdeckte er in dem Baumwasser den kleinen Fisch. Er nahm ihn mit nach unten, setzte ihn in eine Kokosschale und pflegte ihn sorgsamst. Bald war aber die Schale zu klein, und der Knabe setzte ihn nun in eine Holzschüssel, und als die auch nicht mehr ausreichte, in das Badeloch des Dorfes. Der Fisch wurde aber geschwinde größer und größer, so daß die Dorfleute sich vor ihm ängstigten und über seine Anwesenheit im Badeloch Klage führten. Da mußte der Knabe ihn ins Lagunenwasser setzen, wo er bald zu einer solch ungeheuren Größe heranwuchs, daß alle Bewohner von Ngarekeklau in heller Angst und großer Furcht vor dem Ungetüm waren. Jetzt bat der Knabe seinen Pflegling, doch das Lagunenwasser zu verlassen und durch den Riffeinlaß ins offene Meer hinauszuschwimmen. Das Ungeheuer gehorchte und schwamm an der Ostseite der Insel Palau hinab, bis es in die große Meerenge zwischen Peliliu

und Ngeaur kam, denn alle anderen Einlässe waren zu klein für seinen Einschwamm.

Auf Ngeaur befindet sich der Platz Makiap. Hier gebar der Fisch eine Tochter, die sah jedoch wie ein Mensch aus. Sie wuchs heran; und eines Tages sah das Mädchen, wie die Knaben und Mädchen von Ngeaur im Wasser spielten. Da bat es seine Mutter, doch mit den Kindern spielen zu dürfen. Die wollten aber nichts von ihm wissen, und nur die Tochter des Häuptlings a Ugelabuak war lieb und freundlich mit ihm.

Als die Häuptlingstochter nach Hause kam und von ihrer neuen Freundin erzählte, sagten die Eltern, sie solle die Kleine doch am nächsten Abend mitbringen. Und wie nun die Kinder am folgenden Abend wieder im Meer badeten, kam auch das Fischmädchen wieder herbei, und die Häuptlingstochter lud es ein, mit ihr nach Hause zu kommen. Sofort tauchte das Mädchen unter und fragte die Mutter, ob es wohl hingehen dürfe. „Ja," sagte der Fisch, „geh nur hin, und wenn sie dich schlecht behandeln, dann komme wieder zu mir." So geschah es. Das Fischmädchen lebte fortan bei ihrer Freundin im Häuptlingshause und wuchs heran.

Plötzlich bemerkte es, daß mit ihm etwas Besonderes vorging. Mählich schwoll es allenthalben an, so daß man meinen mußte, es wäre schwanger. Als der Häuptling das bemerkte, ängstigte er sich; er dachte, es wäre eine Aussätzige. Sie sonderten es deshalb von den übrigen im Hause ab. Niemand durfte zu ihm, auch nicht die Häuptlingstochter, und das Essen schob man ihm mit einer langen Bambusstange zu. Trotzdem benutzte die Häuptlingstochter jede Gelegenheit, wo sie unbemerkt zur Spielgefährtin hinschlüpfen konnte. Sie hielt treu zu ihr. Und aus Liebe zu seiner Freundin kehrte auch das Fischmädchen nicht zu seiner Mutter zurück, sondern blieb, bis es ein Geschenk hätte, um der Freundin die Treue lohnen zu können.

Als einige Zeit darauf die Eltern ausgegangen waren, trafen

sich die Freundinnen wieder und spielten miteinander. Da sagte das Fischmädchen: „Meine Zeit ist jetzt gekommen, begleite mich zum Meer hinab und führe mich an die Stelle, wo wir uns zuerst trafen." — Sie gingen an den Strand, und als sie sich verabschiedeten, sagte das Fischmädchen zu seiner Begleiterin: „Gib deine Tasche her und halte sie auf!" Dann steckte sie ihre geschwollenen Finger hinein und strich sie ab. Und alsbald füllte sich das Säcklein mit Geld, das die weinende und doch hochbeglückte Freundin nach Hause trug. Da ärgerten sich ihre Angehörigen tüchtig, die nun gewahr wurden, welch kostbaren Schatz sie sich hatten entgehen lassen.

Das Fischmädchen tauchte aber ins Meer hinab; es setzte sich auf den Rücken seiner Mutter, die nun mit ihm fortschwamm. Die Mutter schwamm aber so, daß die Tochter über Wasser war, und gab ihr die Weisung, alles Treibholz im Meere zu sammeln. Das Mädchen tat es und hatte schließlich so viel beisammen, daß daraus eine kleine Insel wurde, auf der es seine Niederkunft vollenden wollte. Dort auf Ngorot gebar es zuerst einen Brachvogel, den Delarok, und dann so viel Geldstücke, bis die ganze Insel davon bedeckt war. „Nun," sprach die Mutter, „ist es Zeit, an den Häuptlingssohn in Ngarekeklau zu denken, der mich einstens so liebevoll pflegte. Fülle den Vogel Delarok mit Geld an und sende ihn ihm zur Belohnung!"

Alsbald flog der Delarok mit Geld gefüllt nach Ngarekeklau. Er ließ die Häuptlinge im Rathaus sich versammeln, und als sie alle da waren, gab er das Geld von sich. Zuerst spuckte er die Tasche des Ugelkeklau voll, dann kam einer nach dem andern dran. Ein Mann jedoch, der noch beim Fischen war, versäumte die Versammlung, und als er abends davon hörte, rannte er spornstreichs ins Rathaus, um den Vogel zu erhaschen. Der bat ihn um etwas Wasser, denn er wollte sich stärken, damit er das letzte Stück von sich geben könne; aber der Mann war so gierig, daß er den Vogel faßte und drückte und preßte, um des Stückes auch ja habhaft zu wer=

den. Da verendete der Vogel Delarok, und der ganze Reichtum von Ngorot ging so den Palauern verloren. Sie erhielten nur wenig davon.

42. Der Chaifi

Der Chaifi stand an seiner Esse tief unten in Sasalaguan und schmiedete Seelen, damit er Sklaven hatte, die ihm dienen konnten. Er schürte das Feuer, daß die Esse barst. Glühende Steine und feurige Ströme ergossen sich über die Erde, und eine Seele flog aus Sasalaguan hinaus. Sie fiel im Lande Guahan bei Funia nieder und wurde zu Stein. Doch die Sonne erwärmte den Stein, der Regen erweichte ihn, und das Meer gab ihm Menschengestalt. Da sah der Mensch, daß es auf der Erde schön ist. Er formte andere Menschen aus Erde und Wasser und schmiedete ihnen am Feuer der Sonne Seelen, wie er es bei dem Chaifi gelernt hatte; und nannte sie Erdensöhne.
Als der Chaifi nun merkte, daß ihm eine Seele entflohen war, suchte er sie überall, um sie zu töten. Einst fand er einen Erdensohn am Meere sitzend und glaubte, er sei die entflohene Seele. Er sandte eine große Woge, denn das Wasser, das Feuer und die Winde waren ihm untertan. Die Woge verschlang den Erdensohn, aber sie konnte ihn nicht töten; denn seine Seele kam von der Sonne, die dem Chaifi nicht untertan war; so wurde die Seele zum Fisch. Der Chaifi verfolgte den Fisch und trieb ihn in einen See; er zündete darunter ein großes Feuer an, und der See vertrocknete. Doch der Fisch starb nicht, sondern wurde zum Leguan und lebte im Wald. Da verbrannte der Chaifi den Wald. Nun wurde der Leguan zum Vogel und flog auf und davon. Jetzt sandte der Chaifi einen Sturmwind, der den Vogel an einen Felsen schleuderte, so daß er die Flügel brach — und er wurde wieder zum Menschen.

Da sagte der Mensch mit der Sonnenseele zum Chaifi: „Sieh, du kannst mich nicht mit all deiner Macht töten, denn meine Seele ist von der Sonne." Nun wunderte sich der Chaifi und antwortete: „Nein, von Sasalaguan ist deine Seele, ich habe sie doch selbst geschmiedet." Der Erdensohn entgegnete: „Die Seele, welche dir entfloh, wohnt in Funia auf Guahan und schmiedet andere Seelen am Sonnenfeuer. Und wahrlich! du hast sie die Kunst gut gelehrt, denn schau, ich bin ihr Werk, eine Sonnenseele, und du, der Meister, hast keine Gewalt über mich."
Als der Chaifi das hörte, erschrak er, und Zorn und Wut packten ihn. Er eilte auf Sturmesflügeln davon; das Meer brach über die Länder ein, die Berge spieen Feuer, und viele Inseln wurden vernichtet und begraben. In Funia aber öffnete sich die Erde und verschlang den Menschenvater. Doch sein Geschlecht konnte sie nicht töten.
Der verfolgte Erdensohn ward mächtig und groß und zeugte ein starkes Geschlecht. Aber er war nicht glücklich, denn er sehnte sich nach der Heimat seiner Seele.
Da trat der Chaifi zu ihm und sprach voll Arglist: „Ich sah deine Brüder in Guahan, im Lande der Glücklichen. Ihre Seelen dürsten nicht und hungern nicht, sie sind glücklich und gut, denn sie sind satt. Dich aber dürstet und hungert nach der verlorenen Heimat. Wohlan! Rüste ein Schiff und kehre heim in das Land der Glücklichen!"
Da rüstete der Erdensohn ein Schiff und der Wind trug es nach Guahan. Er sah seine Brüder. Doch die kannten ihn nicht und verstanden nicht, was er sagte. Sie waren aber gut zu ihm, gaben ihm von ihrem Überfluß und wollten ihr Glück mit ihm teilen. Ihr Glück aber und ihre Unschuld waren ihm ein Ärgernis: er zeigte ihnen ihre Nacktheit, daß sie sich schämten, und schenkte ihnen von seinem armseligen Reichtum, so daß sie fürder die Früchte ihrer Gärten verschmähten; er lehrte sie, was er Tugend nannte, und die Sünde und andere Gespenster. Da neideten sie ihm

seine Weisheit und seine Tugend, sie haßten ihn und haßten einander; und einer war der Feind des anderen.
Der Chaifi freute sich und lachte darüber; Haß und Neid, seine Lieblingssöhne, wurden herbeigerufen. Die faßten die Menschenherzen mit Haifischzähnen und Polypenarmen und zogen sie vom schirmenden Sonnenlicht zur Tiefe Sasalaguans hinunter. Sie lenkten den Wurfspieß des Kriegers und die Schleuder des Rächers und fuhren mit den Gefällten in den Höllenschlund hinab.
Im Tal der Glücklichen aber erwacht, wer in Frieden sein Erdenleben beschloß. Üppigeren Segen spenden dort Brotbaum und Kokospalme, und köstlichere Fische birgt dort das Meer als hier auf Erden.

43. Die Geschichte von Jat und Jol

In alten Zeiten lebte einmal ein Ehepaar; der Mann hieß Jat und die Frau Jol; die hatten zwei Mädchen als Kinder. Nachdem sie groß geworden waren, heirateten sie zu gleicher Zeit, wurden zu gleicher Zeit schwanger und gebaren zur gleichen Zeit ein Kind. Als ihre Zeit nahe herangekommen war, begaben sie sich in das Frauenhaus, wo die Kinder geboren wurden, und gruben jede für sich ein Wasserloch. Dort setzten sie einen Stab hinein. Und darauf wurden ihre Kinder geboren; es waren zwei Knaben. Die Stäbe grünten und bekamen rote Blumen.
Eines Tages ging die ältere Schwester in die Tarofelder, um Knollen für die Mittagsmahlzeit zu holen. Sie blieb ein wenig länger aus als sonst; und da fing ihr Junge heftig an zu schreien. Die Mutter hörte es und eilte vom Felde ins Haus zurück, um ihn wieder zu beruhigen, aber er wollte nicht schweigen. Die Schwester wußte jedoch Rat, sie ging hinaus, brach eine Blume vom Stab ihrer Schwester und gab sie dem Kinde. Da war es sofort ruhig und freute sich

über die Blume. Die Mutter ging fort und holte Wasser, um den kleinen Schreihals zu waschen. Als sie das Wasser aus dem Loch schöpfte, merkte sie, daß an ihrem Stabe eine Blume fehlte. Sie ging zu ihrer Schwester und schalt sie gehörig aus, weil sie ihr eine Blume fortgenommen hatte; so sehr sie sich auch verteidigen mochte und sagte, daß sie damit den Schreihals beruhigt hätte; es half nichts. Die Schwester schalt weiter, und beide zankten sich tüchtig. Schließlich kamen Jat und Jol hinzu und schlichteten den Streit; die beiden vertrugen sich wieder.

Die jüngere Schwester setzte sich darauf an den Webstuhl und arbeitete daran bis Sonnenuntergang. Und während sie webte, kam Nitor daher, die Schwester des Königs Remesielangegotu, welcher im Osten des Himmels ein großes Reich beherrschte. Die tüchtige, fleißige Frau gefiel ihr, und so nahm sie die Frau samt ihrem Kinde mit hinauf in den Himmel. Als sie dort oben ankam und in das Haus ihres Bruders eintrat, fragte er seine Schwester: „Sag, weshalb bringst du Menschen mit hierher?" — „Ich mag sie so gern," antwortete Nitor, „ich ging auf der Erde spazieren, da sah ich die Frau, wie sie eifrig webte, obschon es fast dunkel war, und sie den Faden nicht mehr sehen konnte." Und sie erzählte so viel von der Schönheit der Frau und ihres Kindes, daß Remesielangegotu sie zur Frau begehrte und heiratete. So wurde die Frau Königin und ihr Mann hatte auch das Kind sehr lieb. Das war auf der Reise zum Himmel fast zum großen Knaben geworden.

Er war schon ganz vernünftig, konnte sprechen, und weil er so schön tanzen konnte, sagte seine Mutter zu ihm: „Geh, und tanz einmal den Gapagag, den Kreuztanz, vor!" Da tanzte der Knabe und machte es so vorzüglich, daß Remesielangegotu hinging und das Muschelhorn blies, damit alle Leute herbeikämen und ihn tanzen sähen. Alle bewunderten den Jungen und wurden so hingerissen, daß sie auch den Tanz erlernten und nun tanzten, bis die Sonne aufging. Weil der Knabe jedoch am besten und eifrigsten ge-

tanzt hatte, wollte sein Vater ihn auszeichnen und belohnen. Er ging ins Haus, öffnete seine Truhen, holte hundert feingewebte, rote Tücher heraus und bedeckte damit den Boden, denn fortan sollte der Knabe auf den Tüchern tanzen. Am nächsten Abend wiederholten sie den Tanz, und der Knabe machte seine Sache so schön, daß die Leute aus allen Teilen des Himmels als Zuschauer herbeiströmten.
Die Kunde von diesem Ereignis drang auch zum obersten Himmelsgott, dem Großen Geiste Eluelap. Als er davon hörte, wollte er den Remesielangegotu rufen lassen; er konnte jedoch keinen Boten finden, denn der Himmel war fast ganz ausgeflogen. Schließlich traf er einen seiner Söhne und sagte dem, er solle sich die Sache einmal ansehen und ihm nachher erzählen, ob wirklich soviel daran wäre, wie man daraus zu machen schien. Der ging also hin und fragte die Leute: Was macht ihr denn hier?" „O, wir tanzen zu Ehren von Remesielangegotus Sohn," antworteten sie, „der tanzt großartig, und wir alle bewundern ihn." Da blieb der Sohn Eluelaps stehen und mußte zuschauen. Und als er nicht wiederkam, ging Eluelap endlich selber los, um sich den Tanz anzusehen. Beim Zuschauen gefiel ihm der Tanz so sehr, daß er immer wieder hinsehen mußte und sich nicht losreißen konnte. Schließlich mußte er doch nach Hause gehen; dort kam ihm sein Sohn Morakero entgegen, und Eluelap erzählte ihm, was er alles gesehen hatte. „Und nun sieh nach deinem Bruder," setzte er hinzu, „den schickte ich aus, um mir Bericht zu erstatten, doch ist er bis jetzt noch nicht wiedergekommen." Morakero fand seinen Bruder im Gedränge stehen, den Blick starr auf den tanzenden Knaben gerichtet. Da nahm er eine Handvoll Sand, warf sie ihm in die Augen und lief darauf fort. Dem Vater bestellte er: „Ich konnte ihn nicht mitbekommen, er muß ja den schönen, tanzenden Knaben von Remesielangegotu bewundern und kann sich gar nicht von dem Anblick losreißen."
Jetzt wollte Eluelap sich den Knaben einmal in der Nähe

betrachten. Er schickte nach dem Wolkenschieber und Himmelswächter Ururulang und befahl ihm, fünfzig schöne Matten zu holen und sie zum Remesielangegotu als Geschenk zu bringen. Das geschah; und Remesielangegotu gab ihm als Gegengabe für Eluelap hundert rote Tücher mit. Da sandte Eluelap nochmals hundert ganz besonders schöne Matten mit prächtigen roten und schwarzen Mustern zum Remesielangegotu und lud ihn ein, mit seinem Knaben bei ihm zum Besuch zu kommen. Remesielangegotu sandte wiederum hundert schöne Tücher und ließ sie vor dem Hause der Götter, Fatschumal, in dem Eluelap wohnte, ausbreiten. Dann wusch er seinen Knaben, rieb ihn mit Ingwerwurzel und wohlriechenden Ölen ein und begab sich mit ihm nach Fatschumal. „Nun, da kommt ihr ja," sagte Eluelap und ließ seine beiden Diener Ulülemes und Tibur kommen, die erst einmal sein Auge ordentlich öffnen sollten, damit er den Knaben recht betrachten konnte. Die beiden versuchten es zuerst mit der Hand; das ging nicht; darauf probierten sie es mit Bootspaddeln; das verschlug auch nichts. Schließlich rieben sie die Paddeln mit Sand ein; da ging es. Das Auge war weit geöffnet; sie salbten es mit wohlriechendem Öl, und Eluelap sagte zum Knaben: „Mein Junge, komm einmal her zu mir." Da trat der Knabe vor den höchsten Gott hin, der seine Hand nahm und sie auf die Stirn legte. Als Remesielangegotu das sah, wurde er sehr traurig; er wußte, was das bedeutete, und er schrie laut auf vor Kummer: „O, nun habe ich keinen Sohn mehr, Eluelap hat mir meinen Sohn genommen!"

Eluelap befragte den Knaben nach seinem Namen. Aber der hatte noch keinen. So rief Eluelap alle Diener, die Sterne, herbei, den Morgenstern, Adler, Plejaden, Orion, großen Bär usw. Sie fragten nach seinem Begehr, und er sprach zu ihnen: „Sucht mir jetzt einen recht schönen Namen hier für den Knaben, meinen Sohn, aus." Da setzten die Sterne sich hin und dachten einen ganzen Tag lang nach, und als dann jeder einen Namen gefunden hatte und ihn

sagte, war dem Eluelap keiner recht. Der Morgenstern wurde wütend und rief: „Nun, so nennt ihn doch Pagaral, den Scheißer!“ Doch der Altair entgegnete: „Nein, so wollen wir ihn nicht nennen. Lugeileng, Mitte des Himmels, soll er heißen.“ Und den Namen behielt der Knabe fortan. Eluelap rief den Morgenstern herbei und sagte: „Weil du meinem Sohn solch einen häßlichen Namen zugedacht hast, sollst du von deinem hohen Platz am Himmel herunter. Niemals sollst du wieder in die Höhe kommen, sondern morgens und abends meinem Sohn leuchten, wenn er am Strand seine Geschäfte verrichtet. Du aber,“ und nun wandte er sich zum Altair, „hast meinen Sohn mit einem schönen Namen bedacht. Mit dir bin ich sehr zufrieden; du sollst in Zukunft an der höchsten Stelle des Himmels stehen, sollst den Ehrenplatz einnehmen und in alle Dinge hineinschauen.“ So ist es bis zum heutigen Tag geblieben.

Als Lugeileng herangewachsen war, sah sich Eluelap nach einer Frau für ihn um und gab ihm Ilamulul, die Tüchtige im Spiel, zur Gemahlin. Sie bekam einen Sohn und nannte ihn Geo. Darauf ging sie mit einem zweiten Kinde; als sie aber gebären sollte, war nichts da. Und zum dritten Male wurde sie schwanger und konnte wiederum nicht gebären. Da bekam es Eluelap mit der Angst und meinte, Ilamulul würde ein Ungetüm gebären, welches dem Geo einmal schaden könne. Er riet ihr, Geo zu verstecken. Sie tat es und brachte ihn an einen Ort, zu dem man nur gelangen konnte, wenn man die Schlafmatte des Eluelap emporhob. Nachdem Geo in Sicherheit war, wurde seine Mutter zum vierten Male schwanger. Als die Gebärzeit herannahte, hatte sie große Schmerzen, starke Wehen setzten ein, und sie quälte sich sehr. Alle Frauen halfen ihr, leisteten Beistand, doch alles war vergebens, sie konnte nicht entbunden werden. Dazu hatte sie die heftigsten Kopfschmerzen. Als Eluelap sie sich so quälen sah, sagte er: „Holt aus dem Meere eine große Perlmutterschale und schneidet damit Ilamulul oben den Kopf auf. Sagt ihr, sie soll nicht nach

Tafel 9

Periffer phot.

Strand einer Koralleninsel in den Karolinen

unten pressen, sondern lieber gehörig seufzen." — Das geschah, und ein Kind sprang aus ihrem Kopfe heraus. Es bekam den Namen Olufat.

Olufat war ein wunderbarer Knabe. Kaum war er geboren, da konnte er schon sprechen und alles wie Erwachsene tun. Man wollte ihm die Nabelschnur abschneiden, er rief: „Das kann ich selber!" und tat es. Die Schnur streifte an den Palmen entlang und färbte ihre Rinde rot, so daß sie dies Aussehen bis heute behalten haben. Dann lief er in den Busch und ließ seine Mutter im Wochenbett zurück. Er trieb sich überall herum und machte dumme Streiche. Schließlich kam er an einen Ort, wo Frauen Blumen zu Kränzen wanden. „Ich bin Olufat," sagte er, „gebt mir eine Blume ab." — „Nanu, Olufat? Wer ist Olufat? Seit wann redet man von Olufat?" antworteten die Frauen. Sie hatten Olufat sehr gekränkt und beleidigt, denn er dachte, daß jedermann ihn, den schönen Olufat, kennen würde; er glaubte, alle würden sich um ihn, den hübschen, prächtigen Kerl, nur so reißen. Dabei war er von allem das Gegenteil; er war häßlich, und alle Leute verulkten ihn. Er fragte die Frauen nach Geo und wollte wissen, wer das eigentlich wäre, denn von dem sprach ja jedermann. „Wo ist er, der soviel schöner ist als ich, und von dem soviel geredet wird?" — „Er ist ein Geist," antworteten die Frauen, „sein Name bedeutet Schönheit, und wir machen hier Kränze für ihn und Eluelap."

Olufat war verstimmt; er war wütend; und überall zog er im Himmel herum, um herauszubekommen, wo Geo war, und wer er war. Doch niemand wollte es ihm sagen. Er kam wieder nach Fatschumal und sah dort vor der Tür zwei Fische hängen, welche er noch nie gesehen hatte. „Was sind das für Fische?" fragte er; „die hat Lugeileng gefangen," antwortete man ihm. Olufat beschloß jetzt, aufzupassen, wenn Lugeileng Fische fing. Aber er konnte lange warten. Die Leute in Fatschumal hatten ihm was vorgelogen; die Fische stammten aus dem Lande des Geo.

Als Olufat das erfuhr, wollte er durchaus zu Geo. Aber niemand zeigte ihm den Weg. So ging er eines Tages zu Fatschumal heraus, setzte sich an den Weg und dachte darüber nach, wie er seine Absicht verwirklichen könnte. Schließlich verwandelte er sich in eine Eidechse und lief nach Fatschumal zurück. Er kroch unter die Schlafmatte von Eluelap und fand dort bald den Eingang zum Wege, der zu Geo führte. Als er den Weg gefunden hatte, nahm er seine rechte Gestalt wieder an und wanderte ins Land des Geo. Er schritt tüchtig aus; nahe am Hause des Geo angelangt, verwandelte er sich in einen Kranich und flog zum Badeplatz von Geo, der hundert Wächter, fünfzig Diener, zehn Köche und fünf Frauen besaß. Als Geo zum Baden ging, erblickte er den Kranich. Er wunderte sich darüber nicht wenig, denn einmal hatte er solchen Vogel noch nie gesehen und im übrigen gab es in seinem Lande überhaupt keine Vögel. Der Kranich flog darauf fort, verwandelte sich in eine Eidechse, kehrte unter Eluelaps Matte zurück und kroch aus Fatschumal heraus. Sie verwandelte sich nun wieder in Olufat, der nach Fatschumal zurückging und dort um ein Beil bat. „Was willst du damit?" wurde er gefragt. „Meinen Busch roden," gab er zur Antwort. Da gab man ihm ein Beil, und er versteckte es unter der Matte von Eluelap.

Am andern Tag verwandelte er sich wieder in eine Eidechse, kroch unter die Matte, nahm die Axt mit, verwandelte sich in seine menschliche Gestalt zurück und ging nach dem Hause von Geo. Unterwegs hob er noch einen Stein auf, steckte ihn ein und sprach darüber manche Zauberformel aus. Als er am Hause angelangt war, warf er den Stein auf das Dach, der dort mit fürchterlichem Gepolter durchschlug. Die Leute erschraken so sehr, daß alle stumm und wie gelähmt waren. Olufat kam näher, und Geo fragte seine Leute: „Habt ihr neulich nicht einen Vogel hier gesehen?" — Doch ehe sie ihm antworteten, wurde es ihm zur Gewißheit, daß Olufat der Vogel gewesen war, daß er

den Stein geworfen hatte und sie nun alle töten wollte. So kam es auch. Zuerst erschlug Olufat das ganze Hausgesinde und hieb zuletzt Geo den Kopf ab.

Den Kopf nahm Olufat mit und kehrte nach Fatschumal zurück. Dort versteckte er ihn unter einem Balken an der Wand. Als die Leute ihn nun fragten, wo er gewesen wäre, antwortete er: „O, ich habe tüchtig gearbeitet und dabei auch etwas Schönes gefunden.“ Er zeigte ihnen jedoch noch nicht den Kopf. Aber Ilamulul ahnte, was vorgefallen war; sie sprach ihre Vermutungen aus; und als die Leute in Olufat drangen, zeigte er ihnen den Kopf des Geo. Da schrie die Menge auf und nannte ihn einen Brudermörder. Olufat blieb ruhig und gelassen und sagte: „Warum schreit ihr denn? Habe ich euch nicht genug befragt, ob ich einen Bruder habe oder keinen? Und nun wehklagt ihr? Ihr habt es verschuldet!“ — Die heulten weiter und riefen: „Sollen wir denn etwa nicht weinen, wo du den guten Geo erschlagen hast?“ — „Ach was, heult nicht so,“ entgegnete Olufat, „ihr habt gar keinen Grund dazu, denn ihr habt es mir nicht sagen wollen, daß Geo mein Bruder ist.“

Große Trauer herrschte in Fatschumal. Lugeileng begrub den Kopf seines Sohnes vor dem Hause, und eine herrliche Lilie sproß daraus hervor. Sie trug zwei prächtige Blüten, die zu wunderschönen Mädchen wurden. Die Leute aber sprachen zueinander: „Kommt, laßt uns den Olufat wegen seiner schlechten Tat töten!“ Doch die Mutter legte sich ins Mittel und sagte: „Nein, es ist genug, daß mein eines Kind tot ist, soll jetzt auch noch das andere sterben?“ — Aber sie setzten es durch, daß Olufat aus dem Himmel verbannt wurde. Das geschah; und die beiden Mädchen nahm Eluelap als seine Töchter an.

Als Olufat verstoßen war, wanderte er aus und kam in ein Land, namens Pelit. Da wohnte nur ein Mann, der hieß ebenfalls Pelit, und seine einzige Beschäftigung war, den ganzen Tag über Palmwein zu schneiden und ihn zu trinken. Olufat half ihm dabei eine ganze Zeit; schließlich

wurde es ihm bei Pelit aber zu langweilig, und er wanderte weiter, bis er schließlich an das Ende der Welt kam, nach Tabolifalu. Dort war es öde und leer; nur ein großes Stück Bambus lag da. Olufat hob es auf, nahm es und kehrte nach Pelit zurück. Der einsame Mann saß gerade in der Palme und schnitt sich Palmwein. Da nahm Olufat den Bambus und schlug ihn mit solchem Krach gegen die Palme, daß Pelit heftig erschrak. Er eilte von der Palme herunter und lief schleunigst fort. Olufat war nun allein; aber es ging ihm nicht gut. Pelit hatte Messer und Trinkschalen bei seiner Flucht mitgenommen, und Olufat mußte den Palmwein, wie die Ratte, mit den Zähnen schneiden. Als er einmal hoch oben in einer Palme saß, erblickte er in der Ferne ein anderes Land.

So zog er weiter. Als er ans Meer kam, nahm er seinen Stab, tauchte ihn ins Wasser; sofort teilten sich die Wellen, und er ging trockenen Fußes in das andere Land. Hier fand er zwei Menschen, einen Mann und eine Frau. Der Mann hieß Goschuberig und war Fischer, und seine Frau pflanzte Taro. Als Olufat zuerst das Land betrat, bemerkte er noch niemanden, als er aber weiter ging, sah er die Frau im Tarofelde arbeiten. Da verwandelte er sich in einen Säugling und fing an fürchterlich zu schreien. Die Frau hörte es; sie eilte herbei, und wie sie das Kind daliegen sah, tat es ihr sehr leid. Sie hob es auf und freute sich über den Fund, denn sie hatte selber kein Kind. Sie säuberte es, wusch es und nahm es mit nach Hause. Weil sie keine Milch hatte, holte sie mit einem langen Stab eine Kokosnuß von einer Palme herab und päppelte damit das Kind. Als sie ihren Mann von weitem mit dem Boote kommen sah, lief sie ihm an den Strand entgegen und erzählte ihm ihr Erlebnis. Der freute sich sehr; er ließ das Boot am Strande liegen wie es war und lief nach Hause, um das Kind zu sehen und es zu herzen. Sie hielten den Findling wie ihr eigen Kind; und es wuchs rasch auf.

Einmal war der Vater zum Fischen gegangen und die Mut-

ter im Tarofelde, da ging Olufat fort, um Palmwein zu holen. Als er die Flasche von der Wand herabholte, sah er, daß an der Decke zwei große Säcke hingen. Goschuberig hatte früher in ihnen Menschen geholt; und in dem einen waren lauter gute, in dem andern lauter schlechte, böse, mit Lastern, Gebrechen, Krankheiten u. a. m. behaftete Menschen. Obwohl der Vater es ihm stets verboten hatte, die Säcke anzurühren oder nachzusehen, was darin wäre, wollte Olufat es doch wissen. Er lief zunächst an den Strand, um zu sehen, was der Vater machte, dann sah er nach der Mutter. Als er merkte, daß beide sehr beschäftigt waren, und nun die Luft rein war, eilte er ins Haus zurück und schnitt die Säcke ab. Mit einem fürchterlichen Gepolter und Getöse sausten die Säcke zu Boden; der ganze Himmel erbebte und erzitterte. Auch die Eltern merkten es und kamen eilends herbei. Die Säcke waren noch nicht geöffnet. Und als Olufat die Eltern kommen sah, nahm er beide Säcke auf den Buckel und lief fort. Da wußten die Eltern, daß ihr vermeintliches Kind Olufat gewesen war.

Olufat eilte in das Land Pelit zurück und Goschuberig rannte hinter ihm her. Als dem Olufat die beiden Säcke zu schwer wurden, ließ er den einen fallen. Sein Vater hob ihn auf und trug ihn nach Haus. Je näher er dem Haus kam, um so schwerer wurde der Sack, so daß Goschuberig ihn schließlich hinwerfen mußte. Da fiel der Sack durch den Himmel hindurch und landete auf der Insel Feis*. Mit dem andern Sack gelangte Olufat jedoch glücklich nach Pelit. Als er ihn öffnete, erlebte er eine große Enttäuschung; er hatte den Sack mit den schlechten Menschen zu fassen gekriegt. Und weil er nicht wußte, was er mit ihnen anfangen sollte, schlug er sie alle tot. Darauf ging Olufat nach Fatschumal zurück und benahm sich fortan als ein ordentlicher Gott.

Der Sack war nachts auf Feis herabgefallen. Feis und die See erbebte. Und als am nächsten Morgen die Bewohner von Feis den Sack öffneten, da kam eine bildschöne Frau

* Insel nordwestlich von Elato, nordöstlich von Yap.

heraus, nach ihr eine zweite, eine dritte und so immer mehr, bis schließlich jeder Mann auf Feis eine Frau bekommen hatte; dann war der Sack leer, und waren die Frauen alle. Man warf ihn achtlos an den Strand.

Nun wohnte damals in der Mitte der Insel ein Mann, namens Apischur. Der kam bei der Verteilung zu spät; und die Leute konnten ihm nur noch die Geschichte von dem Sacke erzählen, und wie sie ihn leergemacht hatten. Aber Apischur sagte: „Ich will mir den Sack einmal selber besehen.“ Wie man es beim Aufholen des Bootes zu tun pflegt, legte er eine Reihe Palmblattrippen an den Strand und zog darauf den Sack hinauf. Mittlerweile war der Sack arg schmutzig geworden, denn die Frauen hatten ihn benutzt, um ihre Geschäfte darin zu verrichten. Trotz des üblen Geruches und Kotes besah sich Apischur den Sack von innen und fand im hintersten Winkel noch eine Frau, die man bei der Verteilung vergessen hatte. Er holte sie hervor und nannte sie Ilusumar, denn er hatte sie zwischen dem Schmutz gefunden. Und so dreckig, wie sie war, nahm er doch daran keinen Anstoß; er konnte trotzdem sehen, wie schön sie war. Er wusch sie gehörig ab und nahm sie mit in sein Haus.

Als der König davon hörte, wurde er sehr eifersüchtig auf Apischur und ärgerte sich, daß er die schönste Frau hatte. Er wollte sie ihm abspenstig machen, und lud deshalb alle Männer mit ihren Frauen zu einem großen Tanzfest ein. Zu Apischur aber sagte er: „Mach dein Boot fertig und fahre sofort nach Faiju*. Du sollst dort Vogelfedern holen!“ Da machte der Mann sich fertig. Morgens fuhr er ab, mittags kam er in Faiju an, und abends war er in Feis zurück. Er hatte es sehr eilig, denn er ahnte, daß ihm der König den Auftrag nur deshalb gegeben hatte, um ihm während seiner Abwesenheit seine Frau fortzunehmen. Als er zurückkam, sprach der König zu sich: „Nun, der kommt ja rasch wieder, da kann ich ihm seine Frau wohl doch nicht stehlen.“ Aber er wollte sein Vorhaben nicht aufgeben. Als

* Insel südöstlich von Feis.

Apischur zu ihm kam, sagte er: „Schön, jetzt fahre nach Yap und hole mir von dort Reng.“ Apischur gehorchte und war noch am selben Tage zurück. Der König gab ihm nun den Befehl, eine Reise in das große Land des Ostens zu machen und schöne Tücher zu holen. Als er nach dorthin abfahren wollte, brachte er zunächst seine Frau in Sicherheit. Er beschwor Feis, und die hohen Klippen tauchten aus dem Meere herauf; dahinter verbarg er seine Frau vor den Nachstellungen des Königs und fuhr los. Nach fünf Tagen war er wieder zurück und lieferte die Tücher ab. Jetzt wollte der König seine Absichten auf Ilusumar aufgeben, doch ließ sein Herz ihm keine Ruhe. Er dachte sich ein schweres Stück Arbeit für Apischur aus, eine Reise, von der er gewiß nicht wieder zurückkommen würde. So gab er ihm den Auftrag, ins Land der Kraniche, nach Falueluegarar, zu fahren.

Als Ilusumar hörte, daß ihr Mann wieder fortreisen müsse, wurde sie sehr traurig und fragte ihn, warum er denn immer reisen müßte, weshalb er nicht bei ihr bliebe und wohin er diesmal fahren sollte. Apischur erzählte es ihr, und sie wurde wieder guten Mutes, daß er nach Falueluegarar reisen sollte. Denn Falueluegarar war ihr Heimatland, dort war sie geboren; und der König wußte es nicht. Sie erzählte es ihrem Mann, bat ihn darüber zu schweigen und sagte zu ihm: „Geh nicht in diesem und im nächsten Monat; die Früchte sind ja noch nicht reif; das Land ist sehr weit von hier, und du kannst nicht genügend zu essen mitnehmen. Bleibe noch und brenne dir Kalk, denn unterwegs wirst du viele böse Geister treffen; die kannst du alsdann damit bannen und verscheuchen.“

Apischur brannte nun zwei Monate hindurch Kalk, füllte ihn ins Boot und belud es auch mit Lebensmitteln. Dann reiste er ab. Als er einen Monat unterwegs gewesen war, sah er von fern zwei hohe steile Felsen im Meer, zwischen denen der Weg hindurchführte. Seine Begleiter sagten zu ihm: „Sieh, dort ist das Land.“ — „O nein,“ antwortete er, „wir müssen noch viel, viel weiter fahren. Das sind

Felsen, die von bösen Geistern bewohnt werden." Und als sie zwischen den Felsen waren, kamen die Geister auf beiden Seiten herab und wollten das Boot vernichten. Apischur bewarf sie mit Kalk; da wurden sie sofort gebannt, und die Reisenden konnten ruhig die Fahrt fortsetzen.

Nach einem weiteren Monat begegneten sie einem gewaltigen Walfisch, der von den Leuten wieder für das gesuchte Land gehalten wurde. „O, nein," sagte Apischur, „wir müssen noch viel, viel weiter fahren. Aber kommt, laßt uns auf den Wal hinaufklettern, er soll fortan unser Boot sein und wird uns nach Falueluegarar bringen." Da zerschlugen sie ihr Boot und warfen Mast und Segel in die See. Dann kletterten sie auf den Wal hinauf, und Apischur sagte: „Ich bin der Führer und sitze auf dem Rücken; ihr übrigen verteilt euch auf die Flossen und zwei setzen sich auf den Schwanz!" Das taten sie auch; Apischur war aber ein großer Zauberer, und als es ihm und seinen Leuten nicht mehr auf dem Fisch gefiel, da sprach Apischur kräftige Zaubersprüche, und alle saßen in der Wirbelsäule des Wals. Nach einem Monat strandete der Fisch in Falueluegarar.

Da kamen die Kraniche herbei und fraßen das Fleisch des gestrandeten Tieres auf; und als die Kraniche gesättigt waren, blieben nur noch die Knochen übrig. Die trockneten in der Sonne, barsten auseinander; und als sie zerfielen, kroch Apischur mit seinen Gefährten heraus.

Sie gingen ins Land hinein und kamen bald an ein Haus, das der Frau Aliselap gehörte. Aliselap war eine böse Zauberin; sie war halb Mensch und halb Geist. Als sie die Fremdlinge kommen sah, ging sie ihnen entgegen und sagte: „O, ihr tut mir sehr leid; doch Essen kann ich euch im Augenblick nicht geben; ich habe nichts im Hause, doch werde ich meine Leute rufen, die können es bereiten!" Und sie zündete eine Menge Feuer an, damit sie herbeikämen; es erschien jedoch niemand, denn in Wirklichkeit hatte sie keine Leute und war ganz allein auf der Insel. Vor dem

Tafel 10

Verfasser phot.



Hause stand eine Kokospalme, die gehörte der Ilusumar, und daneben waren zwei Wasserlöcher. Ilusumar hatte ihrem Mann davon erzählt; er wußte Bescheid. Das Wasser des einen Loches verlieh Schönheit, Stärke und Tapferkeit, wer jedoch in dem andern badete, wurde mit Krankheiten und Plagen bedacht. Dieser Brunnen war schön gepflegt, die Korallensteine waren sauber um ihn aufgesetzt, und sein Wasser war spiegelblank. Aliselap dachte, die Menschen würden in diesem schönen Brunnen baden und sterben; und sie könnte sie dann auffressen. Der erste Brunnen war mit Schmutz umgeben, er war ungepflegt und hatte trübes Wasser. Niemand ahnte, welche vorzüglichen Eigenschaften er verlieh. Apischur schlug seinen Leuten nun vor, zu baden. Als sie aber in den schönen Brunnen steigen wollten, warnte er sie und befahl ihnen, den Schmutz fortzuräumen und ferner fünf Nüsse von der Palme seiner Frau zu holen. Als sie die Nüsse öffnen und essen wollten, hatten sie jedoch keinen geeigneten Stein. Und erst als sie den Schmutz am Brunnen forträumten, fanden sie einen flachen Stein und darunter eine Trinkschale, welche Ilusumar früher hier verborgen hatte.

Dann badeten sie, bekamen neue Kräfte und erfrischten sich an den Nüssen. Als sie damit fertig waren, dachten sie an den Auftrag des Königs; sie verteilten sich über die Insel, und jeder sammelte eine Kiste voll Kranichfedern. Sie sammelten fünf Kisten voll. Als die Nacht hereinbrach, war der Auftrag ausgeführt, und ehe sie die Heimkehr antraten, wollten sie noch einmal gehörig ausschlafen. Sie gingen ins Haus der Aliselap und legten sich nieder: Da sagte Apischur: „Schlaft noch nicht ein! Jeder Pfosten, jeder Balken ist hier verzaubert; es sind böse Geister, die euch im Schlafe töten wollen. Aber wir führen sie an. Gebt mir einmal eine Nuß her!“ Da öffnete er eine Nuß und schnitt sie in kleine Stücke; jeder erhielt zwei; und Apischur befahl ihnen, je ein Stückchen mit der weißen Schale nach oben auf jedes Auge zu legen; „dann denken die Geister, wir wachen

und können uns nichts anhaben.“ Sie taten es und schliefen nun ruhig bis in den Morgen hinein.
Als die Sonne schon hoch am Himmel stand, wachten sie auf und wollten jetzt in die Heimat zurückkehren. Doch hatten sie kein Boot. Da sagte Apischur, der ja Bescheid wußte: „Geht an den Strand zum Brunnen, wo wir gestern gebadet haben, und wälzt den flachen Stein ganz beiseite!“ Sie taten es und entdeckten den Eingang zu einem unterirdischen Wege. Der führte nach Feis. Sie zogen ihn entlang, und als sie ihn zu Ende gegangen waren, kamen sie wieder an einen Stein. Sie hoben ihn hoch und standen mitten im Hause der Ilusumar und von Apischur auf Feis. Der lange Marsch hatte sie sehr ermüdet; sie schliefen gehörig aus und gingen am nächsten Tage zum König. Bei der Ankunft vor seinem Hause setzten sie die Kisten mit den Kranichfedern nieder und sagten: „Hier, König, hast du, was du haben wolltest.“ Da sah der König ein, daß er dem Apischur doch nichts anhaben konnte, und gab seine Absichten auf Ilusumar auf. Apischur lebte fortan glücklich und zufrieden mit seiner Frau und bekam viele Kinder.
Die Kinder wuchsen heran, wurden groß und spielten gern. Als sie einmal wieder spielten, hatte der Älteste Unglück und erschlug ein anderes Feiskind. Da mochte niemand mehr mit den Kindern von Ilusumar spielen, und sie wollten nicht mehr in Feis bleiben. Der Älteste bat, doch in die Heimat der Mutter gehen zu dürfen. Als sie sah, daß es ihrem Sohn ernstlich darum zu tun war, erzählte sie ihm von ihrer Heimat, von den vielen Schwierigkeiten, dort hinzugelangen, den bösen Geistern, und lehrte ihn die Zauberformeln und Mittel, sich dagegen zu verteidigen. Dann salbte sie ihm die Füße und entließ ihn. Der Sohn ging fort, und das Öl ermöglichte es ihm, über das Wasser hinwegzuschreiten.
Er wanderte eine lange, lange Zeit und gelangte endlich auf die Insel der Aliselap und weiter nach der Hauptinsel von Falueluegarar, welche dahinter lag. Die war von vielen Menschen bewohnt, und als er sich ihr näherte, kündete er durch

lautes Rufen sein Kommen an. Man nahm ihn freundlich auf und führte ihn ins große Versammlungshaus. Als er dort seine Erlebnisse erzählte, seinen Namen nannte und sich als Sohn der Ilusumar zu erkennen gab, war die Freude groß. Alle Leute eilten herbei, begrüßten und umarmten ihn, und dankten ihm, daß er ihnen Nachrichten von ihrer längst totgeglaubten Schwester Ilusumar brachte. Sie badeten und salbten ihn. Und er blieb im Lande seiner Mutter und wurde König.

Es dauerte nicht lange, da wollte auch der zweite Sohn von Feis fortgehen und seinem Bruder folgen. Er sagte seiner Mutter jedoch nichts davon und erfuhr daher nicht die Zauberformeln zum Vertreiben der bösen Geister. Als er die Füße mit dem Zauberöl gesalbt hatte, ging er auf das Wasser und entfernte sich heimlich. Bald kam er an die beiden hohen Felsen, wo die bösen Geister wohnten. Die bemächtigten sich des Jünglings und setzten ihn gefangen. Als er nicht wieder nach Haus kam, wurde die Mutter unruhig und schickte schließlich den dritten Sohn aus, um seinen Bruder zu suchen. Sie belehrte ihn genau so wie den Ältesten und gab ihm eine Schale mit Sand mit. Der Sohn ging fort und kam ebenfalls an die Felsen. Als die Geister über ihn herfallen wollten und mit Speeren nach ihm warfen, sprach er die Sprüche, welche die Mutter ihn gelehrt hatte. Da flogen die Speere an ihm vorbei, und er gelangte unbehelligt auf die Felsen. Die Geister nahmen ihn gerade nicht freundlich auf, aber sie taten ihm auch nichts. Und als er in das Versammlungshaus eintrat, fand er dort seinen vermißten Bruder, der mit dicken Stricken an der Decke festgebunden, jedoch noch am Leben war. Da nahm er den Sand, den ihm die Mutter mitgegeben hatte, und bewarf damit die Geister, so daß sie alle starben. Darauf befreite er seinen Bruder, und beide wanderten ins Land der Mutter, wo ihr älterer Bruder sie mit Freuden aufnahm.

Bald folgte ihnen auch der vierte Sohn nach. Da vereinsamten Apischur und Ilusumar. Sie bekamen Sehnsucht

nach ihren Kindern und verließen schließlich Feis. Sie wanderten nach Falueluegarar und lebten dort glücklich mit ihren Söhnen zusammen bis an ihr Ende.

44. Das Wettschwimmen zwischen dem Hornhecht und der Krabbe



ls der Hornhecht eines Tages spazieren schwamm, begegnete er der Krabbe. Er knüpfte mit ihr ein Gespräch an, und bald gerieten sie in Streit, wer von ihnen der Schnellere wäre; denn jeder hielt sich selber dafür. Und weil sie sich nicht einigen konnten, verabredeten sie einen Tag, um ein Wettschwimmen zu veranstalten. Sie wollten sich an der Insel Na in Matolenim treffen und alsdann nach der fernen, hohen Insel Kusaie hinüberschwimmen. Wer zuerst dort ankam, sollte Sieger sein.

Die Sache wurde abgemacht. Die schlaue Krabbe lud nun alle Tritonmuscheln zu sich ein. Sie erzählte ihnen von der Wette mit dem Hornhecht und bat die Muscheln, ihr dabei zu helfen. Sie sollten sich in einer Reihe von Na bis nach Kusaie aufstellen und jedesmal, wenn der Hornhecht nach der Krabbe fragte, antworten: „Hier bin ich!"

Die Tritonmuscheln sagten ja und stellten sich in einer langen Reihe von der Riffbrandung bei Na bis Kusaie hin auf. Darauf trafen sich die Krabbe und der Hornhecht in Na und schwammen los.

Allemal, wenn der Hornhecht aus dem Wasser emporschnellte, fragte er: „Wo bist du?"

Dann entwortete diejenige Muschel, welche ihm am nächsten war: „Hier bin ich!"

Er schwamm weiter, tauchte und sprang aus dem Wasser heraus und fragte: „Wo bist du?" Eine Muschel antwortete dann: „Hier bin ich! Er schwamm weiter; und jedesmal,

sobald er fragte, erhielt er zur Antwort: „Hier bin ich!" So ging es bis Kusaie. Und als er dort am Strande ankam und wieder fragte, antwortete die Muschel: „Hier bin ich!" Da gab er sich besiegt. So wurde der Hornhecht von der schlauen Krabbe beschämt.

45. Der Kampf der Vögel und Fische

Einst fand ein großer, gewaltiger Kampf zwischen den Vögeln und Fischen statt, denn die Fische hatten den Vögeln Kokosnüsse gestohlen. Deswegen erklärten sie einander den Krieg, sammelten ihre Heere, und als sie eines Tags aufeinanderstießen, begann der Kampf.

Gleich im Anfang speerte der Roche den Krebs ins Gesicht, weil er sich den Vögeln angeschlossen hatte. Der Stachel brach ab und blieb in der Stirn des Krebses haften — wo er heute noch zu sehen ist. Dann lief der Roche weg; der Krebs verfolgte ihn und sandte ihm einen Speer hinterher, der den Rochen in den After traf; darauf eilte er ebenfalls fort. Der Speer blieb aber bis heute im Rochen stecken.

Die Parteien gerieten im Kampfe hart aneinander; die Vögel fingen sich den Kofferfisch und schliffen ihn auf dem Boden hin und her, daß er nachher wie eine Kiste aussah; auch griffen sie sich die Scholle und rieben sie so lange auf dem Riffe in der Wut, bis sie ganz dünn wurde und ihre Augen auf einer Seite saßen. Schließlich bekamen die Vögel noch einen sehr großen Fisch in ihre Gewalt, den Hai; den schlugen sie so lange und tüchtig mit Steinen aufs Maul, bis es schief war.

Der Kampf wurde immer gewaltiger; und die Vögel waren stärker und im Vorteil, weil sie fliegen konnten, was die Fische nicht verstanden. So blieb ihre Partei die schwächere

und vermochte den Vögeln nicht zu entrinnen. Ein Hauptanführer unter den Fischen war besonders tapfer; das war der Seeigel; er fing alle nach ihm geworfenen Speere auf, während die anderen wegliefen.

In den Bergen lebte nun ein großer, starker, kräftiger Vogel, der Adler. Der hatte bei seinen Ausflügen über das Meer häufig von einem Tiere sprechen hören, das unheimlich stark, groß und kräftig sein sollte, und Likamatantar (die Herzmuschel) hieß. — Er wußte nicht, daß es in Wirklichkeit eine ganz kleine Muschel war, die auf den Steinen festzusitzen pflegt. — Er flog zu den Vögeln und rief ihnen schon von weitem zu: „Leute, paßt auf, heute fang' ich die Likamatantar!"

Er flog in das dichteste Kampfgewühl hinein und sah sich unter den Kämpfern nach der Likamatantar um. Dabei bemerkte er gar nicht, daß die Muschel nahe bei ihm auf einem Steine saß und aufpaßte. Er flog zum Stein und machte großen Lärm. Dann setzte er sich nieder und geriet dabei mit einem Fuße zwischen die Schalen der Muschel. Sie klappte die Schalenhälften zusammen und zwickte das gefangene Großmaul gehörig. Da wurde der vordem so Tapfere klein, er fing an zu schreien, zu brüllen und bat schließlich: „Laß doch los, Likamatantar!" Als er zu schreien anfing, bekam es seine Partei mit der Angst und ließ im Kampfe nach. Der Adler schrie sich fast heiser, aber die Muschel ließ nicht los. So mußte er seine Zuflucht zur List nehmen, und er überlegte sich, wie er die Likamatantar täuschen könnte.

Er stellte sich tot, breitete die Flügel weit aus und senkte sich langsam auf den Stein hinab. Als er ruhig war und sich nicht mehr bewegte, machte die Muschel langsam die Schalenhälften auseinander, um sich zu überzeugen, ob der Adler wirklich tot wäre. Wie der Vogel das merkte, wußte er, daß er jetzt loskommen konnte. Er sprang hoch, flog auf und rief: „Haha, Likamatantar, angeführt, angeführt!" — Dann war der Kampf beendet.

Die Fische sammelten sich, um festzustellen, wer und wie

viele von ihnen verwundet waren. Dabei fanden sie heraus, daß ein Fisch den Tag über gar nicht am Kampfe teilgenommen hatte; er hatte unter einem Stein versteckt geschlafen und war eigentlich der Urheber des Krieges gewesen. Sie suchten ihn, und als sie ihn schließlich fanden, fragten sie ihn: „Warum hast du heute nicht mitgekämpft? Du hast doch den ganzen Streit verschuldet, hast du den Vögeln nicht die Kokosnüsse gestohlen?“ — Sie waren sehr zornig. Er antwortete jedoch: „Warum habt ihr mir nichts davon gesagt? ich habe geschlafen und wußte nichts von eurem Streite.“ Er log; und deshalb verspotteten sie ihn, und er schämte sich sehr. Sie stießen ihn aus ihrer Gemeinschaft heraus; er mußte sich wegbegeben und fortan allein in den Mangroven hausen. Es war die Forelle gewesen.

Auch die Vögel kamen zusammen, um den herauszufinden, der sich vom Kampfe gedrückt hatte. Als sie ihn schließlich gefunden hatten, schleppten sie ihn herbei und fragten ihn aus: „Sag, wo bist du gewesen? Wir haben dich heute gar nicht im Kampfe gesehen!“ — Er antwortete ihnen: „Was wollt ihr von mir? ich gehöre ja gar nicht zu euch; könnt ihr nicht sehen, daß mein Gesicht wie das einer Ratte aussieht, und ich einen Körper habe wie ein vierfüßiges Tier?“ — Jetzt lachten die Vögel ihn aus, verspotteten den Feigling gehörig und stießen ihn aus ihrer Gemeinschaft. Nun hieß er Fledermaus. Die sieht anders aus als die Vögel; sie haust an einsamen, dunklen Orten; und während die Vögel auf dem Baume sitzen, muß die Fledermaus sich unten an die Äste klammern.

46. Die angeführte Menschenfresserin



Es war einmal eine Frau, die hatte drei Knaben und ein Mädchen. Eines Tages gingen die Kinder im Walde spazieren. Da kamen sie an ein Haus, in dem eine Menschenfresserin wohnte. Als die Frau sie kommen hörte, sagte sie zu ihnen: „Kommt nur herein, ich bin eure Großmutter!“ Die Kinder gingen hinein; die Frau war sehr freundlich zu ihnen; sie legten sich auf den Boden hin und suchten sich die Läuse ab, bis sie müde waren und einschliefen. Da wickelte sie die Kinder in eine Schlafmatte ein; den Jüngsten legte sie jedoch in die Herdgrube. Dann deckte sie ihn mit Blättern zu. Sie ging zum Hause hinaus, holte einige Felsblöcke und wälzte sie gegen die Tür, so daß sie fest verschlossen war und niemand heraus konnte. Hierauf ging sie mit einer Perlmutterschale zum Felsen hinauf und schliff sie, um sie recht scharf zu machen. Dabei sah sie zur Sonne empor und sang:

„Sonne, o Sonne, geh unter
Ich möchte gehen und essen!
Schirenpue und Mauenpue,
Die will ich gerne fressen.“

Als sie so sang, hörte der Jüngste die Worte; sie erwachten und standen auf. Sie sahen sich überall um, doch konnten sie nirgendwo eine Stelle zum Entschlüpfen finden, denn die Tür war fest verrammelt. In ihrer Not krochen sie schließlich in eine Ecke und ließen dort einen gehörigen Wind streichen. Da barst die Wand; sie konnten herauskommen und liefen fort.

Als die Menschenfresserin zurückkam, schnitt sie die Matte auf, in welche sie die Kinder eingewickelt hatte, befühlte und betastete sie und sagte: „Eine kleine Weile muß ich noch warten, dann werden sie schön zu essen sein!“ Während sie so redete, kam eine kleine Eidechse herbei und sprach: „Sie

Die Landschaft Matolenim auf Ponape

sind nicht mehr da! Heute morgen sind sie alle zusammen entschlüpft!“ Als die Frau die Worte der Eidechse vernahm, gab sie ihr zur Antwort: „Du lügst, und deshalb sollst du auch nichts abbekommen!“ Sie schnitt die Matte ganz auf, und als sie nachsah, war nichts darin. Da wurde sie sehr böse, sie eilte zum Haus hinaus und schnupperte auf allen Wegen herum, ob sie die Kinder nicht entdecken konnte. Sie roch so lange und suchte so lange, bis sie die Kinder schließlich auf einem Wege erblickte. Jetzt lief sie hinter ihnen her und kriegte sie endlich an einer Wasserquelle zu fassen. Doch sie irrte sich; was sie gefangen zu haben glaubte, waren nicht die Kinder, sondern ihre Spiegelbilder; denn als sie die Menschenfresserin kommen sahen, waren sie auf einen Baum geklettert, der über der Quelle wuchs. Die Frau sprang in das Wasser hinein; sie meinte, die Kinder hätten sich darin versteckt. Sie suchte sie in allen Winkeln; beinahe wäre sie dabei ertrunken; sie vermochte nur eben noch ans Ufer zu kommen. Als die Kinder ihre vergeblichen Bemühungen bemerkten, mußten sie laut loslachen. Da bemerkte die Menschenfresserin sie oben im Baum und sagte: „Kommt doch herunter!“ Sie antworteten: „O nein, komm du nur herauf!“ Die Alte kletterte auf den Baum, und schon berührte sie fast den Fuß des Kleinsten, als die Kinder einen Spruch hersagten, damit die Menschenfresserin wieder vom Baum herabfiel. Sie sprachen:

„Tritt auf, tritt unter, steig auf, steig über!
Ich wünschte, du glittest aus und hättest keine Haut mehr.“

Da tat die Alte einen Fehltritt, sie purzelte vom Baum herunter und zerschund sich dabei die ganze Haut. Jetzt klagte sie: „O, was soll ich tun? Wie soll ich nun hinaufkommen?“ Und die Kinder antworteten: „Versuch einmal mit dem Rücken hinaufzuklettern!“ Sie kletterte wieder hinauf und gelangte ganz in ihre Nähe. Die Kinder sprachen wieder:

„Tritt auf, tritt unter, steig auf, steig über!
Ich wünschte, du glittest aus und hättest keine Haut mehr.“

Sie fiel wieder vom Baum herunter, und nun hatte sie gar

keine Haut mehr. Sie wehklagte und sagte: „O, was soll ich nun machen?" Und die Kinder antworteten: „Geh, reibe dich mit Asche ein, und dann springe ins salzige Meerwasser!" Sie lief nach Hause, rieb sich mit Asche ein und sprang ins Meer. Da mußte sie große Schmerzen leiden und schließlich sterben.

Die Kinder aber waren gerettet; sie stiegen vom Baum herab und gingen zu ihrer Mutter heim.

47. Taile

Hoch oben in den Bergen von Dschokasch auf Ponape lebte einmal ein böser Zauberer, der hieß Taile. Er war schon sehr alt und betagt und wohnte in einem kleinen Häuschen, das dicht neben einer großen Höhle stand. Eines Tages erzählten ihm die Leute, daß in Matolenim das hübscheste Mädchen lebte, das man je gesehen hätte. Alle priesen ihre Schönheit und lobten sie. Die „Schöne von Taman" wurde sie genannt, und sie war die Tochter des Königs Schautelur. Als Taile das hörte, wurde er so von Liebe zu ihr entflammt, daß er sie heiraten wollte.

Er machte sich auf und wanderte zu Fuß über die Berge nach Matolenim. Unterwegs traf er eine Anzahl Männer, die bereiteten eine Brotfruchtspeise für Schautelur. Er sah ihnen eine Weile zu, fragte sie dann nach dem Wege und erzählte ihnen sein Vorhaben. Da lachten sie ihn alle aus und sagten, die Königstochter würde sich wohl für einen solch häßlichen Mummelgreis allerschönstens bedanken. Taile antwortete ihnen nichts darauf und zog weiter; im stillen dachte er aber über die Worte der Leute nach und beschloß, sich wieder jung zu machen, um die Schöne von Taman zu erringen.

Zunächst pflückte er eine Menge schöner roter Blumen und machte sich daraus einen prächtigen Kranz. Den setzte er

sich auf den Kopf. Da sah er schon besser aus. Er wanderte weiter und kam an einen einsamen Ort. Dort legte er seine dicken, geschwollenen Beine ab und setzte sich dafür jugendlich frische ein. Er zog weiter und kam an einen anderen Ort. Dort legte er sein weißes Haar ab und vertauschte es mit einer hübschen schwarzen Kopfzierde. Er ging weiter und kam an einen anderen Ort. Dort entledigte er sich seiner schlaffen Hoden und ersetzte sie durch kleine, zarte, pralle. So wurde er immer jünger aussehen. Und als er schließlich noch seine alten häßlichen Triefaugen aus dem Kopfe nahm und blanke, helle Augen dafür einsetzte, als er sich die Runzeln und Falten aus dem Gesicht strich, da war er wieder zum jungen Mann geworden.

So kam er denn nach Pankatra an den Hof des Königs. Er trat in das Haus ein, wo der König mit seiner Tochter gerade beim Essen saß. Sie luden den Taile ein, bei ihnen Platz zu nehmen und mit zu essen. Die Schöne von Taman mochte den jungen hübschen Mann gern leiden und bat ihn, ihr den roten Blumenkranz zu schenken. (Den hatte Taile aber vorher verzaubert.)

Als sie den Kranz aufgesetzt hatte, da packte sie eine heftige Liebe zu Taile. Die Liebe wurde immer größer, und als der Zauberer fragte, ob sie seine Frau werden wolle, sagte sie mit Freuden ja. Da heiratete Taile die Schöne von Taman, und beide wohnten in Pankatra.

Nach einiger Zeit wollte Taile jedoch nach Dschokasch zurückkehren, und er sagte seiner Frau, sie möchte ihren Vater, den König, bitten, sie reisen zu lassen. Schautelur entließ sie, und sie gingen fort. Sie gingen zu Fuß. Als sie an den Platz kamen, wo Taile seine Triefaugen abgelegt hatte, nahm er sie wieder auf und setzte sie sich ein. So machte er es auch an den anderen Orten; überall, wo er vordem seine alten Sachen abgelegt hatte, holte er sie sich wieder, das weiße Haar, die schlaffen Hoden und die dicken Beine. Und mit Schrecken bemerkte die junge Frau, wie ihr jugendlicher Mann plötzlich zum häßlichen Mummelgreis geworden war.

Sie wollte fliehen; doch das ging nicht. Sie kannte nicht den Weg in der fremden Wildnis und mußte wohl oder übel bei Taile aushalten.
Als die beiden an die Stelle kamen, wo der Zauberer sein Boot versteckt hatte, zog er es aus dem Dickicht heraus und legte seine Frau samt allen abgelegten Sachen hinein. Dann nahm er das Boot auf die Schulter und trug es über die Berge bis zu seinem Haus. Er setzte es nieder, öffnete die Tür und schob es ins Haus hinein. Dann verrammelte er die Tür ganz fest und freute sich auf den schönen Braten, den er sich so schlau eingefangen hatte, um ihn mit seinen Freunden zu verzehren. Taile war nämlich ein arger Menschenfresser. Er ging nun auf den Berg und rief von dort aus alle seine Freunde zusammen und lud sie zum Schmause ein. Sie kamen bald herbei und fragten ihn, was für einen Braten er denn für sie erwischt habe. Er antwortete: „Die Schöne von Taman." Da freuten sich alle und schmatzten mit den Lippen.
Während Taile auf dem Berge war, kam seine Schwester des Wegs, um ihren Bruder zu besuchen. Als sie vor dem Häuschen angekommen war, hörte sie darinnen rufen. Sie fragte: „Wer ist da im Häuschen und ruft immerfort?" — Die Gefangene antwortete: „Ich bin es, die Schöne von Taman, die Tochter des Schautelur!" — „O, du dummes Mädchen!" sagte die Schwester, „warum bist du auch mit dem bösen Zauberer gegangen? der will dich fressen." — „Was soll ich tun?" wehklagte die Schöne, „ich kann nicht hinaus, die Tür ist verschlossen und fest verrammelt." „Ich werde dir helfen," entgegnete die andere, „klopfe du drinnen, ich klopfe draußen. Bald wird ein Loch entstehen, dann kannst du heraus und dich in Sicherheit bringen." Das tat das Mädchen, und bald war sie frei.
Sie lief nun so schnell sie konnte fort und bat inständig alle Bäume und Büsche, ihr zu helfen, den rechten Weg zu zeigen und sie ja nicht dem Taile zu verraten. Die Bäume und Büsche hatten Mitleid mit der Schönen; sie halfen ihr, zeig-

ten ihr den Weg und versprachen, sie nicht dem Zauberer zu verraten. Nur ein kleiner, winziger Busch weigerte sich. Da pißte sie auf ihn und zog über die Berge weiter.
Als Taile nun vom Berge herab an sein Haus kam, öffnete er die Tür, um das Mädchen für den Schmaus herzurichten. Aber der Vogel war ausgeflogen. Er fragte seine Schwester, ob sie wüßte, wo das Mädchen geblieben wäre. Sie verneinte es. Da suchte er überall nach der Entflohenen; er fragte die Bäume und Büsche, ob sie bei ihnen vorbeigekommen wäre. Die antworteten alle nein; nur der kleine winzige Busch sagte: „Soeben ist die Schöne von Taman hier an mir vorübergelaufen." Da lief der Zauberer weiter. Aber er holte das Mädchen nicht ein. Mit ihren jungen Beinen konnte sie schneller rennen, als er mit seinen alten. So mußte er schließlich seine Absicht aufgeben und kehrte nach Haus um.
Unterwegs begegnete er zwei alten Frauen, die trugen frische Kokosnüsse mit sich. Er bat sie, ihm einige zu geben; denn vom Laufen war er matt geworden und wollte sich erfrischen. Sie taten es. Als er sie fragte, ob sie etwa das Mädchen gesehen hätten, antworteten sie: „Zieh dein unteres Augenlid einmal herunter, dann wollen wir es dir sagen." Taile zog die unteren Augenlider herunter, und die Frauen warfen ihm große Hände voll Staub in die Augen. „So, nun geh hin, wasch dir die Augen aus, dann wirst du die Schöne schon sehen!" sagten sie und rannten fort. Taile war blind geworden; er konnte nichts mehr sehen; er verirrte sich in der Wildnis, fand sich nicht mehr nach Haus und ging elendig zugrunde.
Die Schöne von Taman war jetzt frei. Sie kam glücklich nach Pankatra und erzählte dort allen ihre Erlebnisse. o, uä!

48. Tolojäla und seine Tochter

In der Landschaft Tolonier auf Ponape lebte einmal ein Mann, der hieß Tolojäla. Er war ganz allein und hatte keine Frau. So mußte er allein die Wirtschaft besorgen, sein Essen kochen und das Haus reinmachen. Als er eines Tages wieder das Haus säuberte, schnitt er sich mit einem Stückchen Schilfrohr in den Finger, der heftig zu bluten anfing. Um das Blut zu stillen, wickelte er ein Taroblatt um die Wunde. Da sammelte sich das Blut in dem Blättchen; als die Wunde geschlossen war, nahm Tolojäla den Verband ab und hing das Blatt an einem Baume auf. Dann ging er wieder an seine Arbeit.
Das Blatt fiel auf die Erde herunter. Als Tolojäla nachher an dem Baum vorüberkam, war das Blatt nicht mehr vorhanden. An seiner Stelle stand ein hübsches, junges Mädchen da. Der Mann freute sich sehr. Jetzt war er nicht mehr allein. Er hatte eine Tochter, die ihm im Hause helfen konnte, und er nannte sie Limascheimalug.
Eines Tages sagte das Mädchen zum Vater, es möchte fortgehen und baden. Da antwortete der Vater: „Wasche und bade dich im Brunnen, aber hüte dich vor dem fließenden Wasser im Bache." Das Mädchen gehorchte jedoch nicht und badete im Bache. Das Wasser spülte ihr Öl vom Körper herab, floß ins Meer und gelangte nach der Landschaft Matolenim zum Könige Schautelur.
Als der König das eigentümliche Wasser und Öl bemerkte, wollte er wissen, von wo es herkam. Er ließ seinen Diener, den Schaukampul, kommen und befahl ihm, einmal zu untersuchen, woher das Wasser mit dem Öl käme. Der Diener folgte dem Wasser, gelangte nach Tolonier und sah, wie die schöne Limascheimalug sich im Bache badete. Dann ging er nach Matolenim zurück und erzählte dem König, was er gesehen hatte. Schautelur war von der Nachricht, daß in

Tolonier ein schönes Mädchen lebte, so entzückt, daß er den Schaukampul sofort wieder zurücksandte, um sich das Mädchen als Gemahlin vom Vater zu erbitten.

Tolojäla gehorchte schweren Herzens; aber Schautelur freute sich, daß er ein Mädchen zur Frau bekam, das kein Weib geboren hatte, sondern aus dem Blute eines Mannes entstanden war. Schautelur heiratete Limascheimalug, und bald wurde sie schwanger. Als sie mit dem Kinde ging, wollte sie eines Tages eine Fischleber essen. Der König ließ eine Leber bringen, und sie schmeckte seiner Gemahlin so schön, daß sie immer und immer wieder neue verlangte. Schließlich vermochte Schautelur keine neuen mehr herbeizuschaffen, und er sandte zu einem Zauberer, der ihm helfen sollte. Der Zauberer kam und riet dem König, seiner Frau die Leber ihres Vaters zu essen zu geben. Da Schautelur sich nicht anders zu helfen wußte, die Königin ihn aber immer wieder um neue Lebern bat, sandte er schließlich einen Mann nach Tolonier. Der erschlug den Tolojäla und brachte die Leber zur Limascheimalug. Die Tochter beroch die Leber, wußte jedoch nicht, von wem sie herstammte. Sie sagte: „Kocht die Leber, ich mag sie nicht roh essen," Da taten die Leute die Leber in den Ofen, und als sie kochte, sang sie:

„Enin Nan Tolojäla, Limascheimalug!
Tiarük mau ke uija schama Katin Telur!"
(Jetzt kocht man Nan Tolojäla, Limascheimalug!
Katin Telur*, mein Liebling, du behandelst deinen Vater ja recht schön!)

Da mochte die Königin keine Lebern mehr essen. Als die Sonne untergegangen war, ließ sie das Boot fertig machen, um ihren Vater zu besuchen und ihn zu fragen, was der Gesang bedeuten sollte. Als sie nach Tolonier kam und in das Haus eintrat, lag ihr Vater tot auf seiner Matte. Limascheimalug war sehr traurig; weinend hob sie den Vater auf, wickelte ihn in schöne Matten und zündete das Haus an allen vier Ecken an. Darauf legte sie sich hin, nahm den

* Titel der Limascheimalug als Königin.

Kopf des Vaters in den Arm und ließ sich mit ihm verbrennen.

Als seine Frau nicht wiederkam, wurde Schautelur unruhig. Er fragte das Gesinde, wohin sie gefahren wäre. Die Leute sagten es ihm, und er machte sich auf, um sie wieder nach Matolenim zu holen. Als er nach Tolonier gelangte, sah er dort dicken schwarzen Rauch aufsteigen. Er lief zum Hause des Tolojäla, und als er seine Frau mitten in den Flammen erblickte, wollte er auch nicht länger leben. Er sprang in die Glut hinein, und so verbrannten sie alle drei. o uä!

49. Wie Schau Etietsch sich seine Frau wiederholte

Es war einmal ein Mann, der hieß Schau Etietsch und wohnte im Meere an einem Orte Etietsch. Er war in vielen Dingen bewandert und ein ausgezeichneter Meister der Segelkunst. Als er heiratete, nahm er sich eine hübsche, schöne Frau, die hieß Katin Etietsch.

Eines Tages ging Schau Etietsch ans Meer zum Fischen, und seine Frau begleitete ihn. Als sie am Strande angekommen waren, verankerte Schau Etietsch das Boot und sagte zu seiner Frau, sie solle sich während der Zeit, wo er abwesend sei, davor hüten, etwa einzuschlafen oder den Arm aus dem Boot hängen zu lassen. Die Frau antwortete ihrem Manne, sie werde die Ermahnungen befolgen.

Dann tauchte Schau Etietsch im Meer unter; denn so war es seine Art zu fischen: am Tage tauchte er im Wasser unter und erschien gegen Abend wieder an der Oberfläche. Schau Etietsch war also verschwunden, und seine Frau mußte warten, bis er wiederkam. Dabei wurde sie müde; sie schlief ein, und der eine Arm hing zum Boote heraus. Da rann das Öl, mit dem sie ihren Körper gesalbt hatte, vom Arm herab,

Verfasser phot.

Schaulik en Schokola und Nanaua en Tolakap
(Märchenerzähler auf Ponape)

und die Wellen trugen es zum König Schautelur nach Po-
nape. Als Schautelur das Öl bemerkte, ließ er seinen Die-
ner, den Schaukampul, kommen und befahl ihm, die Frau
zu suchen und herbeizubringen, von der das Öl herstammte.
Schaukampul zog los und suchte die Frau, die er schließlich
im Boote des Schau Etietsch fand. Er bemächtigte sich der
Frau und trug sie nach Ponape fort, wo König Schautelur
sie zu seiner Gemahlin machte.

Inzwischen war der Tag verstrichen, und Schau Etietsch er-
schien wieder. Als er an die Oberfläche kam, bemerkte er,
daß seine Frau nicht mehr im Boote saß. Er suchte sie über-
all, und als er sie nirgendwo fand, ging er nach Hause und
war lange Zeit tief bekümmert.

Schließlich dachte er darüber nach, wie er sich wohl ein
Fahrzeug, das wir Fliegebeutel nennen, verfertigen könnte,
um damit loszufahren und umherzufliegen. Eines Tages
nahm er seine Axt und ging in den Wald. Er befragte alle
Bäume, ob sich unter ihnen etwa das Leichtholz befände. Die
Bäume antworteten aber alle nein. Da wurde Schau Etietsch
ungemütlich, denn er mußte sich ja eingestehen, daß dann
allerdings sein Vorhaben vergeblich sein würde. Er zog wei-
ter, und weil er müde war, legte er sich bald zum Schlafen
nieder. Nun hatte er einen Baum zu fragen vergessen, das
war der Par-Baum *. Als er schlief, erschien ihm der Baum
im Traum; einige Blätter flogen von ihm herunter und fie-
len auf den Schläfer nieder. Als Schau Etietsch nachher er-
wachte, sah er die Blätter; da fiel ihm der Par-Baum wieder
ein; er ging hin und schlug ihn um. Er fällte den Baum
und konnte sich nun einen Fliegebeutel machen. Als er ihn
fertig hatte, fuhr er los und flog über dem Meere hin und
her, bis er schließlich Ponape fand.

Er gelangte nach der Landschaft Matolenim und flog dar-
über hin; da sah er, wie Schautelur mit seinen Leuten auf
dem Großen Sande vor Matolenim fischte. Als er die Fi-
schereiflotte bemerkt hatte, ließ er sich auf dem Boote von

* **Erythrina,** Leichtholzbaum.

Schautelur nieder. Schautelur freute sich nicht wenig über den fremden Vogel und befahl seinen Leuten, recht viele Fische herbeizutragen und sie dem fremden Vogel zu essen zu geben. Und Schautelur und seine Leute freuten sich wieder, als der Vogel die Fische verzehrte; sie wußten ja nicht, daß Schau Etietsch darin saß. Dann trugen sie ihn ans Land und brachten ihn ins Haus des Schautelur. Hier fand Schau Etietsch Katin Etietsch wieder; und weil er sie solange überall vergeblich gesucht, freute er sich sehr, daß er sie endlich gefunden hatte.

Schauteluřs Leute nahmen nun den Vogel und wollten ihn unterm Dachbalken des Hauses aufhängen. Doch allemal, wenn sie ihn aufgehängt hatten, fiel er sofort wieder herab, weil er nur an einem Platze bleiben wollte, der seiner Frau recht nahe war. Schließlich hingen sie ihn auch dicht neben der Frau auf, und jetzt fiel er nicht mehr herunter. Dann aßen alle tüchtig und freuten sich über ihren Vogel aus der Fremde.

Eines Tages gingen Schautelur und seine Leute wieder hinaus, um zu fischen. Katin Etietsch und eine Frau gingen nicht mit. Die Frau hieß Litu und bediente sonst den Schautelur. Die beiden blieben also allein beim Vogel zurück. Einmal ging Litu hinaus, um Wasser zu trinken. Da nahm Schau Etietsch etwas Öl und benetzte damit die Füße seiner Frau. Katin Etietsch rieb es auseinander, roch daran und bemerkte, daß es ebenso roch wie das Öl ihres Mannes. Nun fing Schau Etietsch in seinem Fliegebeutel zu reden an und sagte: „Ich bin hier!“ Jetzt wußte die Frau, daß ihr Mann da war, und sie freute sich sehr. Schau Etietsch nahm aber seine Frau, tat sie in den Fliegebeutel und flog fort.

Als Schautelur den Vogel erblickte, meinte er, er wolle Fisch essen; der Vogel ließ sich auch auf seinem Boot nieder; er befahl daher seinen Leuten, Fische herbeizubringen und dem Vogel zu essen zu geben. Als der Vogel satt war, flog er weiter. Er flog in die Höhe, bis er fast den Himmel

streifte. Da trat die Frau aus dem Fliegebeutel heraus und winkte dem Schautelur zu und grüßte die Leute.
Wie Schautelur sah, daß der Vogel ihm seine Frau entführte, zerbrach er sein Netz, eilte in sein Kanu, wo er sich hinlegte und starb.
Schau Etietsch brachte aber seine Frau nach Hause und war wieder vergnügt. Solch ein Fahrzeug nannte man in alten Zeiten Fliegebeutel.

50. Wie das Flugschiff nach Ponape kam

Es waren einmal zwei Männer, die hießen Naneken und Schauenpok und wohnten in der Landschaft Kitti auf Ponape. Eines Tages besuchte Naneken den Schauenpok und lud ihn ein, am nächsten Morgen mit auf den Fischfang zu gehen. Schauenpok sagte ja. Sie legten dann ihr Fischereigerät zurecht und fuhren am andern Morgen auf den Fang. Gegen Abend kamen sie auf eine kleine Insel. Sie rasteten dort, und Naneken, den die Anstrengungen des Tages sehr müde gemacht hatten, schlief bald ein. Als Schauenpok es bemerkte, schob er vorsichtig das Boot, in dem Naneken eingenickt war, ins Wasser. Der Habgierige wollte nämlich alle Fische für sich allein behalten. Das Boot trieb auf das hohe Meer hinaus, und als Naneken erwachte, da sah er rings um sich herum nur Wasser und nirgendwo eine Spur von Land. Er war aber guten Mutes und nahm einen Kokoswedel aus dem Boote. Als er damit das Orakel befragte, verkündigte es ihm einen günstigen Ausgang seiner Irrfahrt.
Plötzlich kam eine kleine braune Möwe herbei; die nahm das Boot in den Schnabel und trug es durch die Lüfte weit fort in ein fernes Land. Dort setzte sie das Boot im Wipfel eines Mangrowenbaumes ab. Naneken stieg aus und kletterte den

Baum hinab; mit den Füßen klammerte er sich dabei am Stamme fest.

Nun wohnte unten zwischen den Wurzeln eine kleine Krabbe; und als Naneken ihr zu nahe kam, öffnete sie ihre Scheren und zwickte ihn tüchtig in die Zehe. Er zog schnell die Beine hoch und wunderte sich nicht wenig, als die Krabbe ihn aufforderte, doch ruhig herabzusteigen. Schließlich tat er es, und die Krabbe führte ihn in ihr Haus. Dort bewirtete sie ihn und beide befragten darauf das Kokosblattorakel, das ihnen den Rat gab, Naneken solle sich lieber unter dem Baume verstecken. Es geschah; und bald danach kamen die Söhne der Krabbe nach Hause; es waren Riesen, die gern Menschen fraßen. Sie riefen: „Mutter, hier riecht es! Hier riecht es nach Menschen! Wo steckt der Kerl? Woher ist er gekommen?" Die Krabbe antwortete: „Was fragt ihr mich danach? Ihr kommt jeden Tag unter Menschen, und jetzt erkundigt ihr euch bei mir nach Menschen?" Sie ließen jedoch nicht mit fragen nach, bis sie zuletzt zu ihnen sagte: „Wenn ich euch nun einen zeige, freßt ihr den auch auf?" Da erwiderten die Riesen: „Aber Mutter! Wenn du einen Menschen bei dir aufgenommen hast, werden wir ihn dir doch nicht auffressen."

Jetzt rief sie den Naneken herbei. Die Riesen tanzten und spielten mit ihm, bis sie alle herzlich müde waren. Dann legten sie sich hin und schliefen bis in den hellen Morgen hinein.

Als sie aufgestanden waren, sagte die Krabbe, sie wolle ihnen ein Fest geben. Alle freuten sich darüber. Welche richteten den Herd her, und welche gingen fischen. Als sie zurückkamen, trugen sie alles in das große Versammlungshaus. Die kleine Krabbe ging dann zur Tür hinaus und sagte zum Naneken: „Komm her, aber setze dich nicht hier unten hin; da sitzt das gemeine Volk; komm hierher auf die Galerie, wo die vornehmen Leute ihre Plätze einnehmen. So, nimm die beiden Steine und werfe damit die Leute. Wenn du wirfst, kommen die Steine immer wieder in deine Hand zurück. Die

Leute sollen Ehrfurcht vor dir bekommen, und meine Söhne werden sich freuen, daß sie einen so tüchtigen und starken Bruder bekommen haben."

Naneken tat, wie ihm die Krabbe geheißen hatte; und das Fest ging fröhlich zu Ende.

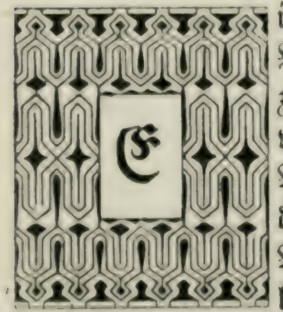
Am anderen Morgen gingen sie alle wieder zum Fischen; nur Naneken blieb mit dem jüngsten Sohn als Einhüter zurück. Naneken schaute sich im Hause um und fragte den jüngsten Sohn: „Was hängt dort an der Wand?" Der Jüngste antwortete: „O, einige Fliegebeutel! Willst du einmal einen versuchen?" — Darauf stiegen beide in einen hinein und flogen fort. Naneken hatte bald genug und schrie: „Bring ihn doch wieder an seinen Platz!" Da brachte der andere ihn wieder zurück und hing ihn an der Wand auf. Sie setzten sich hin, und weil sie sich langweilten, suchten sie sich einander die Läuse ab. Als sie damit fertig waren, wollte der Jüngste schlafen; er legte sich nieder und schlief bald ein. Jetzt schlich Naneken nach den Fliegebeuteln und schlug sie alle bis auf einen entzwei; in diesen stieg er hinein und flog fort. Von dem Geräusch wachte der Jüngste auf. Er sah, daß Naneken entflohen war. Und schnell stieg er in einen anderen Fliegebeutel hinein; er fiel jedoch sofort hindurch, denn Naneken hatte sie alle zusammen zerstört. Schließlich entdeckte er noch ein altes gebrechliches Fahrzeug; er stieg hinein und sagte: „Fliege schnell, mein Fliegebeutel*, fliege schnell! Wir wollen den anderen einholen!" So flog er hinter dem Naneken her, und als sie über der Stelle angelangt waren, wo die Riesen fischten, holte er ihn beinahe ein. Nach unten sauste der Fliegebeutel, und nach oben schwirrte der Fliegebeutel und flog unter dem Naneken weg. Nach unten sauste der Fliegebeutel des Naneken, und nach oben schwirrte der Fliegebeutel des Naneken und vernichtete das Fahrzeug des Jüngsten. Der fiel durch seinen Fliegebeutel und stürzte mitten zwischen den Riesen ab. Er stand aber bald wieder auf, strich sich über die Augen und rief seinen Brüdern zu: „Kommt,

* Wörtlich et en pir = Beutel für fliegen = Fliegebeutel.

wir wollen ihn fangen und fressen, ehe er uns wegläuft!" Sie warfen mit Steinen hinter ihm her, doch sie trafen ihn nicht. Naneken entkam und landete in Telou auf Ponape. Er stieg aus seinem Fliegebeutel und versteckte ihn unter einem Stein. Dann ging er ins Land hinein und nach seinem Hause. Als die Kinder ihn kommen sahen, riefen sie: O, Papa Naneken ist wieder da!" Das mochte Schauenpok jedoch nicht hören. „Still, Kinder, still!" sagte er, „schwatzt nicht und nennt nicht den Namen eines Toten!" Die entgegneten jedoch: „Schwatz du nicht, da kommt der leibhaftige Naneken!" Schauenpok vertrug sich wieder mit Naneken und gab ihm auch seine Frau wieder, die er ihm während seiner Abwesenheit gestohlen hatte.

Eines Tags besprachen sie sich wieder und wollten nachts auf den Fischfang gehen. Sie machten ihr Gerät fertig und fingen dann viele Fische. Sie trugen den Fang in das Haus des Schauenpok, brieten die Fische und aßen sich satt. Schauenpok legte sich darauf zum Schlafen hin. Nun röstete Naneken noch einen Fisch und zog ihm die Haut ab. Er breitete sie über Schauenpok aus und hetzte dann die Hunde darauf. Die fielen darüber her; sie zerrissen und zerfleischten den Schauenpok, daß er noch in derselben Nacht sterben mußte. Naneken war gerächt.

51. Die Geschichte von der Rohrdrossel



Einst gab es außer der Rohrdrossel keine Vögel auf Nauru. Sie wurde manchmal zum Menschen. So gibt es eine Erzählung von einem Manne im Himmel, namens Auuitimaio, und einem Mann auf Erden, der Amurin hieß; seine Frau war Eakeno. Auuitimaio hatte sich in Eakeno verliebt und wollte sie gern zur Frau haben. Er ließ daher eines schönen Tages ein Netz mit schönen Sachen vom Himmel herab, um damit die Frau herbeizu-

locken und einzufangen. Die Frau sah wohl die schönen Dinge; aber sie nahm sie nicht, denn sie traute ihnen nicht und fürchtete sich davor. Da ließ Auuitimaio drei wunderschöne glänzende Fische herab; und als die Frau hinzuging, da zog er schnell das Netz zu und in den Himmel, wo er sie zu seiner Frau machte.

Amurin war sehr betrübt und weinte, weil seine Frau ihn verlassen hatte. Er ging an den Strand und bohrte vor Kummer Löcher in den Sand. Der Krebs hörte sein Klagen; er saß unterm Sande und rief dem Amurin zu:

„Amurin oho! Amurin oho!
Verletze mich nicht, verletze mich nicht,
Du berührst schon meinen Rücken
Du tust mir ja weh!"

Der Krebs fuhr fort: „Amurin, weshalb kamst du hierher? Warum weinst du?" Der Gefragte antwortete: „Ich bin so traurig, weil man mir meine Frau gestohlen hat." „Nun, ich will dir helfen," sagte der Krebs. — Sie fertigten sich aus Schnüren eine Schleuder und schlichen sich leise nach einem Haufen welken Laubes. Dort saßen zwei Rohrdrosseln. Sie fingen die beiden Vögel, krochen in sie hinein und flogen damit in den Himmel. Da saß Auuitimaio und neben ihm Eakeno; und der Mann hatte seinen Kopf in den Schoß der Frau gelegt. Die beiden hüpften vorsichtig näher; einer flog auf eine Palme und der andere auf den Hauszaun. Dann redeten sie miteinander und sagten:

„Tiri, tiri, tiri
Tira, tira, tira
Eakeno, Eakeno oho!
Komm zu uns beiden,
Damit wir wieder hinabsteigen!"

Als die Frau sie so reden hörte, wurde sie sehr böse, denn es schickte sich nicht, sie in Gegenwart von Fremden mit ihrem Namen anzusprechen. Sie jagte die Vögel mit einem Stocke fort; die beiden flogen weiter und ließen sich auf einem Pfosten in der Nähe des Hauses nieder. Als die Frau das

Paar hier ebenfalls vertreiben wollte, ergriffen die beiden Cakeno, nahmen sie zwischen sich in ihre Mitte und flogen wieder zur Erde hinab. Und alle drei lebten fortan beieinander.

Als Auuitimaio eines Tages wieder ein Netz herabließ, um sich die Frau wiederzuholen, eilten die beiden Männer hinzu und zerrissen es. Und seitdem hat Auuitimaio nie wieder ein Netz hinabgesandt.

52. Die Geschichte von den Tieren, die sich ein Boot bauten



Vier Vögel, der Krebs und die Ratte zogen aus, um sich ein Boot zu bauen. Sie gingen in den Wald und holten sich Bauholz. Da es sehr heiß war, wurden sie bald durstig und sandten einen Vogel fort, um Wasser zu holen. Das gab es jedoch nur im Lande der Eidechsen. Die Eidechse füllte ihm die Schalen mit Wasser und sagte zu ihm: „Nun laß mich auch einmal trinken, dann kannst du gehen." Der Vogel wollte ihr nichts abgeben und antwortete: „Nein, du bekommst nichts von dem Wasser; wir brauchen es selber, denn meine Freunde und ich sind beim Holzfällen." Da wurde die Eidechse wütend. Sie nahm dem Vogel das Wassergefäß weg, warf es ihm an den Kopf und eilte in den Busch. Der Vogel hatte nun kein Wasser; und seine Kameraden starben fast vor Durst.

Da sprach der Krebs: „Jetzt werde ich es versuchen; ich will hingehen und Trinkwasser holen." Er tat es; und die Eidechse gab ihm bereitwilligst das erbetene Wasser. Wiederum sagte die Eidechse: „Nun laß mich auch einmal trinken, dann kannst du gehen." Der Krebs wollte ihr nichts abgeben und antwortete: „Nein, du bekommst nichts von dem Wasser; wir brauchen es selber, denn meine Freunde und ich sind beim Holzfällen." Da wurde die Eidechse wütend. Sie

fuhr auf den Krebs los und wollte ihn töten. Der richtete sich jedoch auf und zwickte die Eidechse mit den Scheren in in die Zunge. Sie schrie: „Krebs, lieber Krebs, laß los!" Der zwickte die Eidechse weiter, so lange bis sie tot war. Er ging zu seinen Kameraden zurück, und die Sechse bauten ihr Boot fertig. Dann setzten sie sich hinein und wollten ein wenig spazierenfahren. Als sie auf dem Meere waren, wurde das Boot leck und füllte sich langsam mit Wasser. Da sagten sie: „Was sollen wir nun anfangen!" — „Ich werde fortfliegen," sprach der eine Vogel. — „Das wollen wir auch tun," sagten die anderen drei Vögel. Der Krebs sprach: „Ich werde mich hier unter die Ruderbank setzen." Die Ratte aber klagte: „O weh, was soll ich tun? ich kann nicht fliegen und unter die Ruderbank kann ich mich auch nicht setzen."

Kaum hatte sie das gesagt, als das Boot schon voll Wasser gelaufen war und unterging. Die Vögel flogen davon, der Krebs kroch unter die Ruderbank — er konnte im Wasser leben — und die Ratte versuchte, sich durch Schwimmen zu retten. Die Strecke bis zum Strande war weit, und sie wäre fast eines kläglichen Todes gestorben. Als die Not am größten war, kam zufällig ein Tintenfisch vorbei. Er bemerkte die ertrinkende Ratte und sagte zu ihr: „Ich werde dir helfen; komm, steig auf meinen Rücken, dann will ich dich an den Strand tragen." Die Ratte stieg nun auf den Tintenfisch, und beide schwammen dem Ufer zu. Unterwegs wurde die Ratte hungrig; weil sie nichts anderes zu essen hatte, biß sie den Tintenfisch in den Kopf und fraß ihm sein Hirn auf. Der merkte es jedoch nicht, und so kamen sie an den Strand. „Steig ab und gehe ans Land," sagte der Tintenfisch. Die Ratte stieg ab und ging ans Land. Als sie unter den Palmen war, wendete sie sich zum Tintenfisch um und rief ihm zu: „Heda, Tintenfisch, faß einmal auf deinen Kopf!" — „Was soll ich mich denn auf den Kopf fassen? Was ist da?" rief der Tintenfisch zurück. „Tintenfisch, faß doch einmal auf deinen Kopf," höhnte die Ratte wieder.

Da befühlte der Tintenfisch seinen Kopf und merkte, daß die Ratte ihm das Gehirn aufgefressen hatte. Wütend kehrte er um, eilte hinter der Ratte her, um sie zu fangen und zu bestrafen. Die Ratte lief schnell an einem Baume hinauf, und als der Tintenfisch einen Fangarm ausstreckte, um die Ratte herabzuholen, biß sie ihn ab; so biß sie jeden Fangarm ab, den der Tintenfisch ausstreckte, bis er schließlich alle acht Arme verloren hatte und sein verstümmelter Körper am Fuße der Palme liegen blieb.

Jetzt stieg die Ratte vom Baum herab. Weil gerade zwei Frauen des Wegs gegangen kamen, sagte sie zu ihnen: „Hier, nehmt den Tintenfisch mit und kocht ihn, dann wollen wir ihn verzehren.“ Die Frauen taten, was die Ratte befohlen hatte; sie aßen den Tintenfisch und starben daran alle drei.

Leute kamen herbei, trugen die Körper fort und warfen sie in die Höhlen am Strande. Dort blieben sie, und wenn die Menschen sich in der Nähe der Höhlen unterhalten oder einander etwas zurufen, dann äffen sie ihre Stimmen nach.

53. Erauarauin und das Ungeheuer



Es lebte einmal eine Frau Erauarauin, die hatte einen Mann, der hieß Arere. Sie wohnten beide in Aiuo auf dem Platze Godu. Die Frau bekam dreißig Kinder, welche alle nach ihrer Mutter Erauarauin benannt wurden.

Eines Tages ging der Vater fischen. Als er fort war, erschien das Ungeheuer Eango bei der Frau und sagte: „Erauarauin, Erauarauin! wo ist dein Mann Arere?“

Die Frau antwortete: „Arere ist nicht hier, er ist ausgegangen und holt für die Kinder Essen.“

Da sprach das Ungeheuer: „Gib mir eins von deinen Kindern, ich will es fressen.“ — „Nein,“ sagte die Frau, „das

tue ich nicht. Ich fürchte mich vor meinem Mann." — „Gut," entgegnete das Ungeheuer, „gibst du mir kein Kind, so werde ich dich fressen." Da gab die Frau ihm das älteste Kind; das Ungetüm fraß es auf und verschwand.

Bald darauf kam der Vater nach Haus und sah, daß ein Kind fehlte. Er fragte die Frau, wo es wäre. Und die erzählte ihm die Geschichte.

Am andern Tag ging der Mann wieder fischen. Wiederum erschien das Ungeheuer bei der Frau, forderte ein Kind und fraß es auf.

So ging es jeden Tag. Wenn der Vater zum Fischen gegangen war, besuchte das Ungetüm die Frau, verlangte ein Kind und verschlang es. Schließlich war nur noch ein Kind übrig.

Da sagte der Mann zu seiner Frau: „So, geh du lieber fischen; ich will auf unser letztes Kind passen, denn du hast die anderen alle weggegeben."

Die Frau ging fort. Bald danach erschien das Ungeheuer und forderte das letzte Kind. Doch es merkte nicht, daß die Frau fort und an ihrer Stelle der Mann zu Hause war. Als er sich weigerte, das Kind herauszugeben, sagte das Ungeheuer zu ihm: „Wenn du nicht tun willst, was ich verlange, fresse ich dich!" — „Schön, gut," antwortete Arere, „komm nur her und verschlinge mich!"

Als das Ungetüm sich auf ihn stürzte, erstach er es mit dem Speer.

Bald darauf kam die Frau nach Hause, und als sie das Tier tot im Sande liegen sah, freute sie sich sehr, und Erauarauin und Arere konnten in Frieden weiterleben.

54. Das Mädchen im Monde

Erstes Märchen



Es war einmal ein Mädchen, dessen Mutter hieß Egigu, und der Vater hieß Gadia. Es hatte noch zwei Schwestern, die wurden wie sie selber nach der Mutter Egigu genannt.

Eines Tages spielten alle drei um einen großen hohen Baum, als die Älteste zum ersten Male unwohl wurde. Sie stieg auf den Baum hinauf und sang:

„Egigu! Egigu, oho!
O nein, ich bin unwohl!
Geht zum Vater Gadia,
Schmuck soll er euch geben oho!
Und Muschelketten und den Gürtel oho!"

Als der Vater die Kunde erfuhr, ließ er ihr sagen, sie solle ins Frauenhaus gehen; er wolle ihr dann schönes Essen und herrlichen Zierat senden. Und die Älteste tat, was der Vater befohlen hatte.

Am andern Tag geschah dasselbe mit der zweiten Tochter; auch sie stieg auf den Baum und sang das gleiche Lied, das die ältere Schwester gesungen hatte. Sie erhielt ebenfalls ein schönes Haus und viele Geschenke.

Am dritten Tag wurde die Jüngste unwohl. Sie stieg auf den Baum und sang das nämliche Lied. Doch da antwortete die Mutter: „Dir wird der Vater kein Haus schenken, wir mögen dich nicht leiden. Geh nur wohin du willst, in den Busch oder an die See."

Das Mädchen ging traurig fort; es ging an den Strand und fand dort eine keimende Nuß. Sie pflanzte den Keimling tiefer in den Boden ein, begoß ihn und sprach: „Wachse, Bäumlein, wachse! Du sollst nicht im Sonnenbrand oder im Sturmwind vergehen. Wachse, wachse ein wenig!""

Da wuchs der Keimling rasch zum Baum heran, und der

Baum wuchs höher und höher, bis er schließlich an den Himmel stieß.

Als das Mädchen dies sah, kletterte es in den Baum hinein und stieg höher und immer höher, bis es endlich in den Himmel kam. Dort schlenderte es umher und gelangte zu einer alten Frau, welche Enibarara hieß. Die Alte war blind; sie war gerade damit beschäftigt, im Kochhause Palmwein zu Sirup einzukochen. Egigu war sehr durstig. Sie nahm eine Schale Palmwein fort, trank sie aus und setzte sie wieder an den Platz zurück. Dreißig Schalen waren es. Zunächst merkte die alte Frau nicht, daß die Schalen fortgenommen wurden, als aber das Mädchen die letzte Schale austrinken wollte und schon zugriff, da wurde es von der Alten ertappt. Sie faßte es bei der Hand und hielt es fest.

„O," rief Egigu, „laß mich in Frieden; ich will brav sein, will dir helfen und dir dienen."

Doch die Alte antwortete: „O nein, ich lasse dich nicht gehen, du hast mir meinen Wein ausgetrunken, und dafür mußt du jetzt sterben."

„Ach nein, laß mich los, ich will dir auch deine Augen wieder gesund machen!"

„Nun, wenn du das kannst, und tust, will ich zufrieden sein und dich freigeben."

Da sprach Egigu: „Puh, puh! Deine Augen, Enibarara! Puh, puh!" Und allerlei flog aus den Augen der Alten heraus: Ameisen, Fliegen, Würmer usw., alles mögliche Getier. Die Augen wurden klar, und die alte Frau konnte wieder sehen. Sie freute sich und wartete nun auf die Rückkehr ihrer drei Söhne. Und weil sie fürchtete, daß sie dem Mädchen ein Leid antun würden, denn sie waren Menschenfresser, versteckte sie Egigu unter einer großen Muschelschale.

Bald danach kamen die Söhne nach Haus. Zuerst erschien Ekuan, die Sonne. Er schnupperte umher und sagte: „Mutter, es riecht so, als ob hier noch jemand ist." Die Alte antwortete nicht; sie öffnete auch nicht die Augen, denn ihr

Sohn sollte nicht merken, daß sie wieder sehen konnte. Ekuan ging fort und es erschien der zweite Sohn, Tebau, der Donner. Er schnupperte wie sein Bruder umher und sagte: „Mutter, es riecht hier nach Menschen.“ Enibarara antwortete wieder nicht; sie öffnete auch die Augen nicht; sie wollte nichts hören. Tebau ging weiter; und nun kam der dritte Sohn, der milde, freundliche Maramen, der Mond. „O, Mutter,“ rief er, „es riecht so, als ob hier noch jemand ist.“ Da öffnete die Alte die Augen und sagte: „Komm, schau her, sieh mir in die Augen.“ Maramen ging zur Mutter, blickte ihr in die Augen, wunderte sich und sprach: „O, wer hat das gemacht? Seit wann kannst du wieder sehen?“

Da erzählte Enibarara ihrem Sohne die Geschichte. Maramen freute sich sehr und fragte, wo das Mädchen sei. Die Alte antwortete: „Dort unter der Tridacna-Schale sitzt das Mädchen Egigu; die tat es, und nun sollst du sie zur Frau haben!“

Jetzt war Maramens Freude noch größer. Er machte Egigu zu seiner Frau. Und heute noch kann jeder das Mädchen im Monde sehen.

Zweites Märchen

Vor langen Zeiten, als die Welt anders war, als sie jetzt ist, und die Geister noch in Verkehr mit Menschen traten, da war auf der lieblichen Insel Nauru ein junges Mädchen namens Ejiawanoko, die mit ihrer Großmutter unter einem sehr hohen Baume lebte. Dieser Baum hieß Inkumateri, und seine höchsten Zweige berührten den Himmel. Seine Zweige waren herrlich grün und so dicht, daß die Sonnenstrahlen sie niemals durchdringen konnten, und sie auch gegen den Regen ein gutes Dach bildeten.

Als die Großmutter ihre Enkelin heranwachsen sah, dachte sie daran, daß es Zeit sei, einen Mann für sie zu suchen, aber sie wußte nicht recht, wie sie es machen sollte.

Sie sagte sich, daß die Schönheit ihrer Enkelin sie berechtigte, einen Gott zu ehelichen. Da sie es nicht mehr hinaus-

schieben wollte, nach einem Mann Umschau zu halten, rief sie die Enkelin herbei und sprach zu ihr: „Ejiawanoko, du mußt nun daran denken, dich zu verheiraten, und da sind viele Männer, die um deinetwillen durch Feuer und Wasser gehen würden, aber ich habe schon für dich gewählt und will dir jetzt meine Vorschriften geben. Morgen früh, bevor die Sonne aufgeht, mußt du dich vom Lager erheben und dich für deine Reise vorbereiten. Salbe deinen Körper mit wohlriechendem Öle, und bekränze deinen Kopf und Oberkörper mit schönen Blumen. Darauf ersteige den Baum, unter welchem wir unser Heim haben. Du weißt, daß Stufen am Stamm bis zur Höhe reichen, obwohl noch niemand gewagt hat, ihn zu ersteigen, denn es würde sicheren Tod dem bringen, der dies unternehmen würde. Du aber kannst ohne Furcht gehen, denn die Zauberformel, welche ich über dich sprechen werde, wird dich vor Unheil bewahren, und alles wird gut gehen."

Da antwortete Ejiawanoko: „Ich will hingehen, wohin du es wünschst, denn ich weiß, daß alles, was du für mich tust, zu meinem Besten ist."

Nachdem die Großmutter ihre Zauberformel über sie gesprochen hatte, legten sich beide auf ihren Matten zur Ruhe. Zur bestimmten Zeit fand sich Ejiawanoko am Fuße des großen Baumes ein, mit schönen Blumen geschmückt und mit wohlriechendem Öl eingerieben. Dann rief sie ihre Großmutter, die sie umarmte und sagte: „Mein Liebling, kommst du zurück, so ist es mir lieb, wenn nicht, so weiß ich, daß du dich in guter Hut befindest."

Nun erstieg das Mädchen den Baum, und getragen von der Zauberformel legte sie den Weg über die Zweige schnell und gefahrlos zurück. Als sie am Gipfel angekommen war, sah sie ein kleines Haus vor sich, neben dem ein altes, blindes Mütterlein saß, das Palmwein zu Sirup einkochte auf heißen Steinen in Kokosschalen. Es rührte eifrig, damit der Sirup nicht anbrenne. Das Mütterlein sang bei der Arbeit und zählte ihre Schälchen. Jedesmal, wenn sie mit Zählen

fertig war, nahm Ejiawanoko, die sich leise genähert hatte, eine Schale fort. Als es immer weniger Schalen wurden, rief die Alte: „Was ist das, es werden immer weniger Schalen!" Schließlich dachte das Mütterlein, die Schalen können nicht fortlaufen, jemand muß sie genommen haben, und bei der nächsten Gelegenheit griff es zu und erfaßte auch wirklich den Arm von Ejiawanoko, welche gerade im Begriff war, eine neue Schale fortzunehmen.

Die Alte rief: „Endlich habe ich dich, wer bist du, die du einer armen blinden Frau den Sirup stiehlst? Aber du wirst teuer dafür bezahlen, denn meine beiden Söhne Iguan (Sonne) und Merrimen (Mond) werden dich töten, wenn sie hören, daß du ihre Mutter mißhandelt hast!"

„O, hab Erbarmen, ich tat es nur aus Scherz," sagte das geängstigte Mädchen, „bitte, vergib mir, ich will niemals wieder etwas Derartiges tun, bitte, laß meinen Arm los."

Doch das Mütterlein hielt noch immer den Arm des Mädchens umklammert.

„Mein Name ist Eniburara, ich bin die Mutter von Iguan und Merrimen und koche Sirup für sie, wie ich es jeden Morgen tue, aber die Götter helfen dir, nun habe ich nichts für sie," sagte das Mütterchen, „denn du hast die Schalen gestohlen!"

„O, liebe gute Eniburara, laß mich diesmal los, ich will alles für dich tun, ich will deine Dienerin sein und dir stets gehorchen."

Die Alte antwortete: „Ich brauche keine Diener, das Wenige, was ich tue, tue ich aus Liebe zu meinen Kindern, ich selbst bedarf nicht Nahrung, Getränk und Schlaf."

„O, laß mich gehen, vergib mir, liebe, liebe Eniburara, und dann sage ich dir ein Geheimnis, das meine Großmutter mir mitgeteilt hat!" — „Gut, törichtes Kind, sage, was es ist." — „Ich kann deine Blindheit heilen!" — „Nein, nein! das kannst du nicht, jeder hat es versucht, und niemand ist es gelungen."

Da ließ Eniburara den Arm des Mädchens los, worauf Ejia-

wanoko das Gesicht der Alten in ihre beiden Hände nahm, und nachdem sie einige Worte gemurmelt hatte, in ihre Augen spuckte. Da krochen Eidechsen und Käfer aus den Augen der Alten, und nach wenigen Augenblicken konnte sie sehen.

Vor Freude klatschte sie in die Hände und rief: „Welch schöne Welt! Ich dachte stets, sie sei dunkel und häßlich, aber nun werde ich die Gesichter meiner lieben Söhne sehen können. Aber ich muß jetzt an dich denken, denn wenn ich dich nicht verberge, so werden Iguan und Merrimen dich sicherlich töten, denn sie töten jedermann, den sie treffen."

Darauf steckte sie Ejiawanoko unter einen großen, leeren Öltrog und sagte ihr, sie solle ganz still sein, denn Sonne und Mond würden gleich kommen.

Kurz darauf erschien Iguan in seinem Glanz und blendete seiner Mutter Augen so sehr, daß sie genötigt war, ihr Angesicht zu wenden. Als Iguan dies sah, fragte er die Mutter: „Warum drehst du dein Gesicht! Du tatest dies nie zuvor?" — „Weil ich dich jetzt sehen kann, mein lieber Sohn, was ich früher nie konnte." — „Wieso, Mutter, wer vollbrachte dies Wunder?"

Als er dies fragte, kam sein Bruder Merrimen, und seine Mutter dachte, als sie ihn erblickte, wie sanft und milde er ausschaute im Vergleich mit Iguan, dem niemand ins Angesicht sehen könne.

Merrimen ging auf seine Mutter zu und sagte: „Wie kommt es, daß du uns anblickst, als ob du uns sehen könntest?"

„Ja, mein Sohn, ich kann sehen und dich anschauen, aber Iguan mit seinem Glanz tut meinen Augen weh." — „Aber, Mutter, was ist das für ein Duft? es riecht nach menschlichen Wesen!" — „Es ist so, meine Kinder, ein Menschenkind, ein junges, liebliches Mädchen ist in der Nähe, und sie ist es, die mich von meiner Blindheit geheilt hat. Das Mädchen ist so hold und schön, und ich denke, einer von euch soll es heiraten."

„Ja, Mutter," antworteten beide, „laß das Mädchen kom-

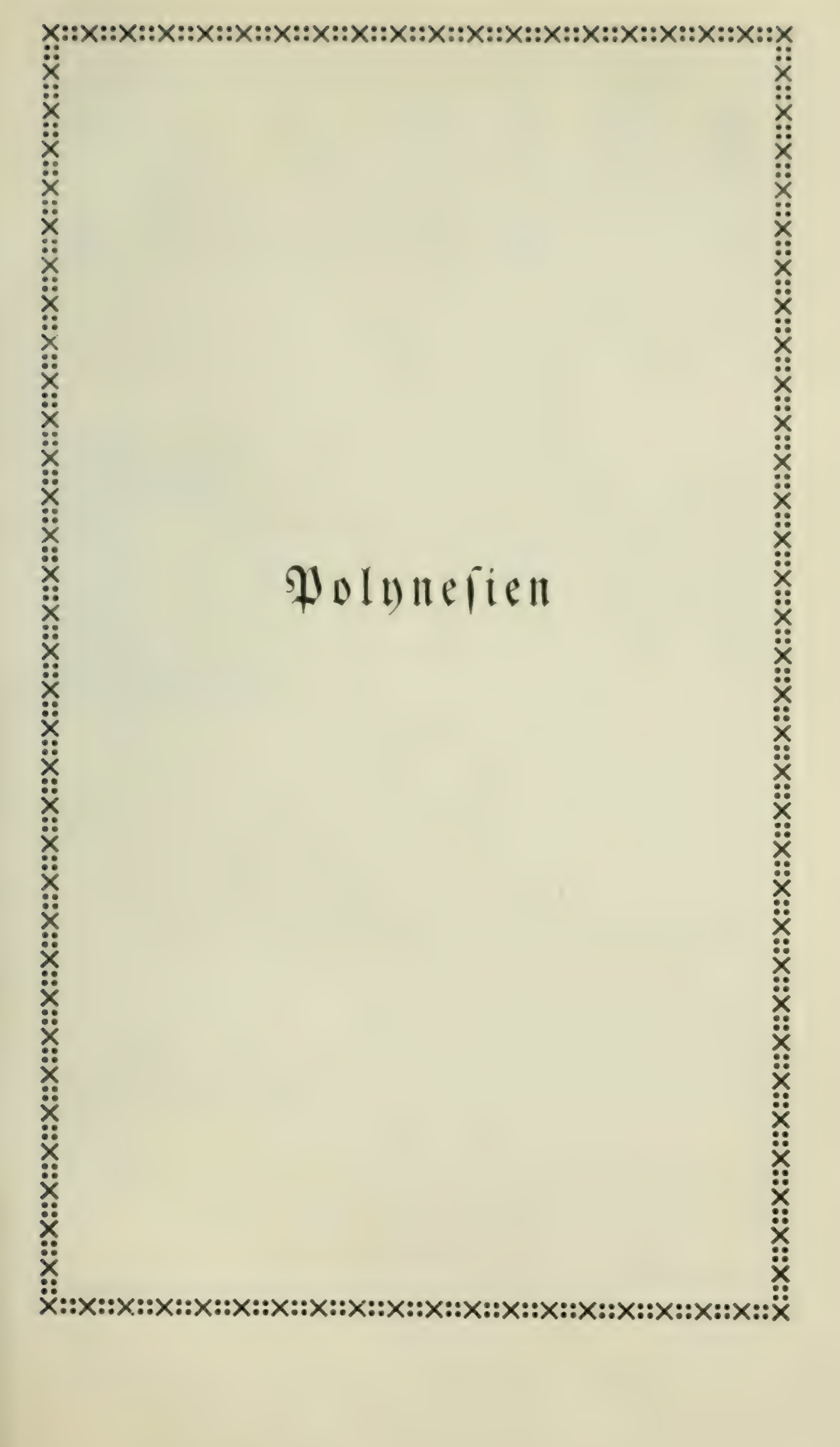
men und wählen zwischen uns; wir wollen nicht eifersüchtig aufeinander sein."

Darauf ging Eniburara zum Öltrog, und als sie ihn hob, kam Ejiawanoko hervor. Eniburara nahm das Mädchen an der Hand und führte es zu ihren Söhnen und sagte: „Nun, Kind, triff deine Wahl, welchen von beiden willst du zum Manne haben?"

Ejiawanoko überlegte einige Augenblicke, sah Sonne und Mond an und sagte dann: „Ich kann Iguan nicht heiraten, er ist zu heiß, und ich kann ihn nicht ansehen, aber Merrimen sieht so ruhig und gut aus, ich will mit ihm gehen."

Als das Mädchen so gesprochen hatte, kam Merrimen auf sie zu, legte seine Arme um sie und begann mit ihr durch die Luft zu segeln, und bis auf den heutigen Tag kann man Ejiawanoko sehen, wie sie mit Merrimen durch den Himmel reist.

Dies ist die Geschichte des Gesichtes im Monde.



Polynesien



55. Die Seegurke



ie Fische und Vögel erklärten einander den Krieg, und es wurde der Tag bestimmt, an dem der Krieg beginnen sollte. Als der Morgen hereinbrach, begaben sich die Fische auf das flache Riff, wo sie auch die inzwischen versammelten Vögel trafen. Dort sollte nun der Kampf ausgefochten werden.

Sie kämpften, und die Fische wurden ins Meer geworfen. Da rief die Seegurke: „Bravo, Vögel, bravo!" Bald begannen aber die Fische wieder heraufzusteigen, und die Vögel wurden ans Land getrieben. Da rief die Seegurke wieder: „Bravo, Fische, bravo!"

Keine der kriegführenden Parteien wußte nun, zu welcher die feige Seegurke gehörte. Deshalb hat die Seegurke zwei Mäuler*.

So ist es auch mit den Menschen. Wenn jemand doppelsinnige Reden führt, dann sagt man von ihm: „Er hat zwei Mäuler wie eine Seegurke." Denn die feigen Menschen sind bekannt.

* In Wirklichkeit ist es ein Mund und ein After.

56. Die Strafe für den Diebstahl



Es waren einmal zwei Freunde, ein Prachthuhn und eine Ralle. Als es Ebbe war, gingen beide eines Tages auf den Fischfang; während sie über das Riff hinwegliefen, biß eine große Auster das Huhn in den Fuß und hielt es fest. Da fing das Huhn zu klagen an:

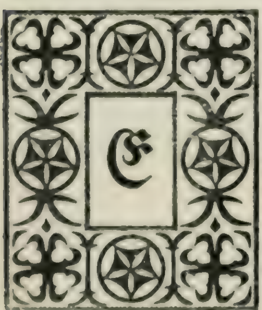
„Liebe kleine Schwester Ralle,
Hör doch Ralle, hör!
Bring zwei Steine herbei,
Schlage die Auster entzwei,
Du ißt dann das Weiße dabei,
das übrige aber mein Teil sei!"

Darauf antwortete die Ralle, die einsah, daß das Huhn, welches in den Tarofeldern stets große Verwüstungen anrichtete, bestraft werden sollte:

„Die Flut kommt jetzt herauf
Sie wird dich wildes Vieh verschlingen!
Weshalb fraßt du auch alle Taros auf?"

Das Huhn konnte nicht von der Auster loskommen; die Flut stieg auf und ersäufte das Huhn.

57. Du sollst deine Schwiegermutter ehren



Eine Schnepfe ging auf den Klippen am Strande spazieren. Es kam ein Wind vom Lande dahergeblasen; die Schnepfe hob ein Bein in die Höhe. Darauf kam ein Wind von der See dahergeblasen; die Schnepfe hob auch das andere Bein in die Höhe. Dann wurde sie guter Hoffnung und bekam ein Kind, das sie Sina nannte. Sina wuchs heran und saß zu Hause, während die Schnepfe auf den Klippen am Strande spazieren ging.

Da kam eines Tages der König von Fidji mit großem Gefolge und wollte Sina heiraten. Als das Boot nahe an den Strand herangekommen war, sah man die Schnepfe auf den Klippen spazieren gehen. Der König von Fidji rief: „Schmeißt 'mal die Schnepfe mit einem Stein tot, dann haben wir gleich einen Hochzeitsbraten für Sina!“ Als die Schnepfe das hörte, flog sie schnell auf den First von Sinas Haus und sang ihren Ruf: „Tuli, Tuli!“
„Was ist da los?“ fragte Sina.
Nun sang die Schnepfe:

„Hochzeitsleute sind drunten am Strand, tuli, tuli,
Hochzeitsleute vom König von Fidji, tuli, tuli.
Der sagt, er will mich steinigen, tuli, tuli.
Als Hochzeitsbraten für Sina, tuli, tuli,
Tu's nicht! Heirate ihn nicht! Tuli, tuli!“

Jetzt kamen die Leute vor Sinas Haus und brachten ihre Werbung an. Doch Sina antwortete ihnen: „Begebt euch wieder nach Hause, ich will mich nicht verheiraten.“ So mußten sie unverrichteter Sache wieder abziehen.
Nach einiger Zeit ging die Schnepfe wieder auf den Klippen am Strande spazieren. Da kam der Häuptling Tingilau in großer Begleitung und wollte Sina heiraten. Als er die Schnepfe erblickte, sagte er aber: „Bringt 'mal ein Schwein her für die Schnepfe dort, das ist ja Sinas Mutter!“ Sie schleppten der Schnepfe ein Schwein hin. Die setzte sich hin und aß davon. Als sie satt war, flog sie wieder auf das Haus von Sina und sang:

„Hochzeitsleute sind drunten am Strand, tuli, tuli,
Hochzeitsleute von Tingilau, tuli, tuli.
Ein fettes Schwein hat er mir gebracht, tuli, tuli.
Der Bauch ist mir zum Springen satt, tuli, tuli,
Mach dich fertig Tochter und heirate ihn, tuli, tuli!“

Dann schüttelte die Schnepfe ihre Federn, und lauter feine Matten und Tapastoffe flogen heraus. Sina heiratete nun den Tingilau und folgte ihm in seine Heimat.

58. Die Ratte und der Fliegende Hund



Es war einmal eine Ratte, die wollte gern die Flügel des Fliegenden Hundes haben. Das war leicht gesagt, aber schwer getan, denn der Fliegende Hund flog immer hoch oben in den Lüften; und der Ratte half es gar nichts, daß sie ein großer Häuptling war, sie mußte doch stets auf der Erde herumkriechen. Sie sann über eine List nach und schaute nach einem Baume mit Früchten aus, welche der Fliegende Hund sehr liebte. Sie merkte, daß der Fliegende Hund die Früchte des Erythrina-Baumes mit den schönen roten Blüten allen anderen vorzog. Tagelang sah die Ratte, wie er nur an diesen Früchten naschte; gatae heißt er und wird auch 'alo 'alo genannt.

Da dachte die Ratte sich folgendes aus: „Schön, ich werde da 'mal hinaufsteigen, wo der Fliegende Hund sitzt.“ Sie ging also zu ihm hin und gelangte auch auf den Baum hinauf. Als sie ihn aber anredete, flog der Fliegende Hund fort und hing sich an einen anderen Baum, dessen Früchte er ebenfalls gern mochte. Die Ratte stieg wieder herunter und kletterte auf dem anderen Baum noch oben. Als der Fliegende Hund sie bemerkte, wollte er flüchten; doch die Ratte rief ihm zu: „Lauf doch nicht davon! Es macht ja nichts, daß dies nicht dein, sondern mein Baum ist. Warte, bleib' hier, ich möchte einmal etwas mit dir besprechen.“ Da antwortete der Fliegende Hund: „Gut, ich will warten; aber was für Wichtigkeiten hast du denn mit mir zu bereden?“

Die Ratte sagte: „Sagt einmal, Herr Pe'a, wie kommt es denn, daß Ihr ohne meine Erlaubnis hier vom Baume eßt? Ich esse doch davon.“ Der Fliegende Hund antwortete: „Ratte, ich bitte vielmals um Entschuldigung, du hast recht.“ Und die Ratte sprach wiederum: „Ich bin dir deshalb nicht böse, im Gegenteil, ich möchte mit dir Freundschaft schließen; Pe'a, ich werde dich nicht wegjagen; komm

nur ruhig hier nach dem Baum und iß dich satt." „Schön," sagte der Fliegende Hund, „dann wollen wir Freunde werden."

Alsbald sprach die Ratte: „Pe'a, hast du denn gar keine Angst, wenn du dort so hoch oben in den Lüften fliegst? Wenn ich nur hinsehe, kommt es mir doch sehr hoch vor, wo du fliegst."

Fliegender Hund: „Nein, Ratte, ich fürchte mich nicht."

Ratte: „Ist das auch wahr?"

Fliegender Hund: „Wirklich, ich bin nicht bange."

Ratte: „Pe'a, dann habe einmal ein Einsehen. Sei so gut, und leihe mir deine Flügel. Ich möchte das Fliegen gern lernen; dann kann ich ja sehen, ob du wirklich mein aufrichtiger Freund bist."

Fliegender Hund: „Gern, ich will dir meine Flügel leihen; du sollst 'mal sehen, wie schön das Fliegen geht."

Er setzte hinzu: „Fliege aber nicht zu weit." — „O nein," sagte die Ratte, „ich will nur eben nach dem Baum dort fliegen; ich komme gleich wieder; iß du dich derweilen ordentlich an den Früchten satt."

Der Fliegende Hund nahm seine Flügel ab und heftete sie der Ratte an den Leib. Die sagte: „Pe'a, darf ich dir meine Sachen zur Aufbewahrung geben, sie hindern mich nur beim Fliegen." Dann gab sie dem Fliegenden Hund den Schwanz und die vier Füße; der nahm sie in Empfang, setzte sich die Füße ein und heftete den Schwanz an seinen Hinterleib.

Und wieder ermahnte der Fliegende Hund: „Ratte, komm aber gleich wieder, damit ich mich nicht verspäte." Die Ratte antwortete: „Ja, ich komme rasch zurück; bleib' nur und iß dich ordentlich satt." Dann flog die Ratte fort, und der Fliegende Hund aß von den Früchten. Dabei schaute er hinter der Ratte her, die sich weiter und weiter entfernte, und der es gar nicht einfiel, umzukehren. Nun weinte der Fliegende Hund und klagte :„Aue! aue! aue! Die Ratte hat mich angeführt; sie ist mit meinen Flügeln davongegangen."

Dies ist die Geschichte von Pe'a, dem die Flügel gestohlen

wurden, und der nun auf der Erde leben muß. Und die Ratte heißt jetzt Fliegender Hund, während der Fliegende Hund zur Ratte wurde.
Davon rührt auch das Sprichwort her, das die Sprecher gebrauchen, wenn ein Häuptling vom andern betrogen wird; dann sagen nämlich die Sprecher: „Aber kanntest du nicht die Freundschaft zwischen dem Fliegenden Hund und der Ratte?"

59. Der Drachenfisch



Ein Ehepaar, Tafitooa und Ogaoa, bekam ein Kind, das sie Taloolaola nannten. Es war jedoch kein Mensch, sondern ein Drachenfisch. Sie brachten den Fisch in die See und ließen ihn dort. Wenn sie das Essen fertig hatten, brachte Tafitooa es an den Strand und rief:

„Lieber Fisch, lieber Fisch,
Herbei zu Tisch!
Im salz'gen Taroblatt,
Duftend und frisch,
Liegen Taro zerschnitten:
Ein schönes Gemisch!
Und die Kokosnuß hängt hier
Mit der Milch so frisch!"

Dann kam der Fisch Taloolaola herbei und aß und trank. Ein böser Mann, der keine Nase mehr hatte, sah und hörte davon. Er wollte den Fisch fangen. Als Tafitooa einmal fortgegangen war, ging dieser Ohnenase an den Strand und sagte:

„Lieber Fisch, lieber Fisch*
Herbei zu Tisch!
Im salz'gen Taroblatt,
Duftend und frisch,

* Beim Erzählen wird der Vers diesmal mit näselnder Stimme gesprochen.

Liegen Taro zerschnitten:
Ein schönes Gemisch!
Und die Kokosnuß hängt hier
Mit der Milch so frisch!"

Da kam der Fisch herbei und Ohnenase speerte ihn, so daß er auf der Stelle tot blieb. Er nahm ihn mit, zündete ein Feuer an und wollte ihn nun braten und verzehren.

Kurz darauf kam Tafitooa wieder und rief:

„Lieber Fisch, lieber Fisch,
Herbei zu Tisch!
Im salz'gen Taroblatt,
Duftend und frisch,
Liegen Taro zerschnitten:
Ein schönes Gemisch!
Und die Kokosnuß hängt hier
Mit der Milch so frisch!"

Diesmal erschien der Fisch Taloolaola nicht. Er war tot. Tafitooa und Ogaoa gingen hin und bliesen die Tritonsmuschel: Pu-u-u-uh!

„Was soll und bedeutet denn der Lärm?" fragten alle Leute.

„Das ist unser Trompetenruf," antworteten Tafitooa und Ogaoa, „wir suchen unser Kind Taloolaola, den Fisch. Wir wollen wissen, ob er noch lebt, oder ob ihn jemand gefangen, gekocht und gegessen hat." Die Leute erwiderten: „Das wissen wir nicht; doch da geht der Kerl ohne Nase und schleppt eine Last auf dem Buckel!"

Nun bliesen die beiden nochmals ins Tritonshorn: Pu-u-u-uh!

„Was soll denn das Blasen?" rief Ohnenase. „Das ist unser Trompetenruf!" antwortete Tafitooa und Ogaoa. Und Ohnenase sagte: „Kommt nur mit und wartet, bis ich mein Essen fertig gekocht habe." Tafitooa und Ogaoa folgten ihm ahnungslos. Sie setzten sich im Hause des Ohnenase hin und warteten, bis er das Essen fertiggekocht hatte. Er setzte es ihnen vor. Als er jedoch die Augen des Drachenfisches in Taroblätter einwickeln wollte — —

da sprang Tafitooa auf und schlug den Kerl ohne Nase tot.

60. Die Krokodilshöhle



ies ist die Geschichte von Safea und Falangaua. Das Ehepaar lebte in Samoa und bekam zehn Knaben, die der Reihe nach Zehn, Neun, Acht, Sieben, Sechs, Fünf, Vier, Drei, Zwei und Eins benannt wurden. Hiernach wurde noch ein Mädchen geboren, welches den Namen Sina erhielt.

Einmal gingen sie alle in das nächste Dorf, um dort mit den Kindern Speerwerfen zu spielen. Zuerst schleuderten sie ihre Stöcke in den Busch, und Sinas Stock flog am weitesten. Darauf warfen sie die Stöcke nach dem Strande, und wieder flog Sinas Stock weit über die andern hinaus und fiel in der Höhle eines Krokodils nieder. Sina lief hinter dem Stocke her und bat das Krokodil: „Bitte, gib mir meinen Stock wieder!" Worauf das Krokodil antwortete: „Komm nur her, und hol ihn dir!" Sina ging hin; und als sie in die Höhle hineinstieg, da schlossen sich die Felsen hinter ihr, und sie war gefangen.

Da kam ihr ältester Bruder Zehn und sagte: „Sina, was hast du? Komm doch, ich gehe jetzt nach Hause." Sina antwortete: „Ach, Zehn, mein lieber Bruder Zehn, wenn du zu den Eltern kommst, dann erzähle ihnen, daß ich hier in der Höhle des Krokodils gefangen sitze und nicht heraus kann!"

Zehn ging fort. Als aber Safea und Falangaua ihn fragten: „Zehn! Wo ist Sina?" antwortete er: „Sie kommt gleich nach im Boote von Neun!"

Nun ging Neun zur Krokodilshöhle und sagte: „Sina, was hast du? Komm doch, ich gehe jetzt nach Hause." Sina antwortete: „Ach, Neun, mein lieber Bruder Neun, wenn du zu den Eltern kommst, dann erzähle ihnen, daß ich hier in der Höhle des Krokodils gefangen sitze und nicht heraus kann!"

Neun ging fort. Als aber Safea und Falangaua ihn fragten: „Neun! Wo ist Sina?" antwortete er: „Sie kommt gleich nach im Boote von Acht!"
Mit den anderen Brüdern ging es ebenso. Zuletzt kam Eins und sagte: „Sina, was hast du? Komm doch, ich gehe jetzt nach Hause." Sina antwortete: „Ach, Eins, mein lieber Bruder Eins, wenn du zu den Eltern kommst, dann erzähle ihnen, daß ich hier in der Höhle des Krokodils gefangen sitze und nicht heraus kann!"
Sofort faßte Eins einen Entschluß und stieg auf eine Pandanus-Palme, welche dort vor der Höhle wuchs. Er schrie wie ein Fliegender Hund: „Luli, Luli, Luli!" und brach eine Menge Pandanusfrüchte ab und warf sie vor den Eingang zur Höhle. Als Sina das Aufklatschen der Früchte hörte, sagte sie: „Liebes Krokodil, mach bitte auf, es ist hier drinnen so schrecklich heiß!"
Das Krokodil erfüllte ihr den Wunsch. Da sah Sina vor dem Eingang die vielen Pandanusfrüchte liegen, welche alle draußen verstreut lagen, und sprach: „Du liebes Krokodil, draußen liegen so wunderschöne Pandanusfrüchte, bitte, laß mich sie aufsammeln, ich möchte mir daraus eine Halskette machen."
Das Krokodil antwortete darauf: „Üm, üm, warum denn? Du willst mir wohl gar entwischen?" — „O nein," erwiderte Sina, „ich denke nicht daran; aber wenn du meinst, daß ich dir fortlaufen möchte, so hole doch ein Seil, und binde es mir am Bein fest." Das tat das Krokodil auch; es band ein Seil an das Bein von Sina, die nun hinausging, um die Früchte aufzulesen. Als sie aber aus der Höhle heraus war, schrie das Krokodil: „Sina, o ja, Sina, o ja, o, o, du willst mir doch fortlaufen!" Das Mädchen antwortete: „Nein, nein, warte doch, bis ich die wunderschönen Pandanusfrüchte alle aufgesammelt habe."
Eins faßte schnell zu; er löste das Tau von Sina und band es an der Pandanus-Palme fest. Dann machte er sich mit Sina auf und davon.

Als Sina nicht wiederkam, zog das Krokodil am Tau und rief: „Sina!“ Da begannen alle Blätter an der Pandanus-Palme zu reden und sagten: „O, o, o, oho!“ — „Ja, ja, ich werde dich jetzt am Bein hereinziehen; doch was sind da nur für viele Leute draußen?“ und mit aller Gewalt riß es am Tau, so daß die Palme schließlich umfiel. Sie stürzte in die Höhle und erschlug das Krokodil.

Sina war inzwischen mit Eins bei den Eltern angekommen; sie erzählten, was sie erlebt hatten, und wie es ihnen ergangen war. Da sagten Safea und Falangaua zu den anderen Kindern:

„Nun, es ist gut; ihr habt bewiesen, daß ihr eure Schwester Sina nicht lieb habt; weshalb sollen wir beim Zählen mit Zehn anfangen? Von jetzt ab beginnen wir das Zählen mit eins!“

61. Die Liebe der Schlange

1



Dies ist die Geschichte des Tafitofau und seiner Frau Ongafau.

Die Frau wurde schwanger und gebar eine Schlange. Sie wuchs schnell heran und wurde größer und immer größer, bis sie zuerst eine Ecke des Hauses, schließlich aber das ganze Haus ausfüllte. Das Kind war eine männliche Schlange, ein Schlangerich, und wurde bald zum schönsten Jüngling im ganzen Lande. Während die Eltern hart arbeiten mußten, führte der Schlangerich seine Schönheit spazieren.

Nun lebte in einem andern Lande eine alte Frau mit ihren Töchtern, die hatten nichts zu essen. Sie hatten von dem Schlangerich gehört; und eines Tages sagte die älteste Tochter zu ihrer jüngeren Schwester: „Bitte, bring' mir einige feine Matten her. Ich will sie umbinden, will mich schön machen und die Frau des Schlangerichs werden. Dann

werde ich für Essen und Trinken sorgen können, und ihr braucht nicht mehr zu hungern." „Fürchtest du dich denn gar nicht vor der Schlange?" fragte die Schwester. „O nein, ich gehe sehr gern." „Gut, dann geh!"
Sina, so hieß das Mädchen, ging fort und suchte ihren künftigen Mann. So gelangte sie zum Hause, wo Tafitofau und Ongafau wohnten. Beide baten das Mädchen freundlich, ins Haus einzutreten, und fragten nach seinem Begehr. „Seid mir herzlich gegrüßt!" sagte das Mädchen. „Woher kommst du denn?" fragten die Alten. „Ach, verzeiht," antwortete Sina, „ich kam hierher, um die Frau eures Sohnes zu werden." Da sagte Tafitofau: „Wie? bist du denn nicht bange? Unser Sohn ist doch kein Mensch." „Laßt den Schlangerich nur kommen," sagte Sina, „ich werde gern bei ihm bleiben." — „Nun schön, dann warte ein wenig, er muß gleich kommen," sagten die Alten.
Und richtig, da kam der Sohn. Als der Schlangerich herankroch, äugte er sehr scharf nach Sina hin. „Sei nur nicht bange," sagten die Eltern. Langsam kroch er heran, und das Mädchen blieb ruhig sitzen. Er rollte einen Ringel nach dem andern auf, bis die eine Ecke des Hauses ausgefüllt war, dann rollte er sich immer weiter auf, bis schließlich kein Platz mehr im Hause war.
Sina ging hinaus und schlug sich einen Kokoswedel ab. Sie flocht daraus einen Korb, ging wieder ins Haus zurück, nahm den Schlangerich und packte einen Ringel nach dem andern in den Korb. Dann lud sie sich den Korb auf die Schulter und wanderte mit der Last zum Badeplatz.
Sina ging also mit der Schlange auf dem Rücken fort, und nach einer geraumen Zeit kam sie an einen Fluß. Dort setzte sie den Korb in ein dichtes Gebüsch und ging fort, um sich einige wilde Orangen zu suchen, mit welchen sie sich abwaschen wollte.
Der Schlangerich lag unterdessen in ihrem Korbe und sagte vor Sehnsucht: „Ach, hätte ich doch einen menschlichen Körper! Dann könnte ich doch Sinas Liebe erwidern, denn

sie liebt mich ja von Herzen." Kaum hatte er die Worte ausgesprochen, da war er in einen Menschen verwandelt. Er war wunderschön und die Schlangenhaut verschwunden.
Als Sina zurückkam, saß dort ein wundersamer Häuptlingssohn auf einem Felsblock, der aus dem Wasser hervorragte. Sina bemerkte den Jüngling nicht, sie stieg ins Bad, und der Schlangerich sagte: „Liebes Mädchen, sei so gut und schenke mir einige Kokosfasern, ich möchte mich damit waschen." Sina glaubte, daß die Schlange mit ihr sprach, und antwortete: „Nimm es mir nicht übel, aber ich habe keine Lust, eine Schlange mit Kokosfasern zu waschen." Nach dem Bade stieg Sina ans Land und sah nach dem Korb, den sie vorher ins Gebüsch gestellt hatte. Der Korb war leer. Da fing sie an zu weinen und durchsuchte das ganze Gestrüpp; doch alles war vergeblich, die Schlange fand sich nicht.
Plötzlich bemerkte sie den Jüngling und fragte ihn: „Verzeiht, Herr, habt Ihr hier etwa eine Schlange fortgejagt?" — „Mädchen, davon weiß ich nichts. Ich habe keine gesehen." — „Ihr lügt, Herr!" — Nun antwortete der Jüngling: „Ja, ich habe sie gesehen. Sie ist in den Wald gekrochen!" Sina suchte von neuem ebenso erfolglos wie vordem.
Aber der Jüngling rief ihr nach: „Komm her, ich bin selbst die Schlange!" Unter Tränen entgegnete Sina: „Herr, das ist nicht wahr! Ihr seht doch nicht wie eine Schlange aus!"
Da lief der Jüngling hinter ihr her, ergriff sie bei der Hand und sprach: Komm, ich bin doch die Schlange. Ich habe mir aber einen menschlichen Körper gewünscht, um deine Liebe erwidern zu können. Hier bin ich nun in menschlicher Gestalt." „Das ist schön!" sagte Sina.
Sie kehrten beide nach Hause zurück; und als sie ins Haus eingetreten waren, fragten die Eltern Sina: „Sag', wo ist die Schlange?" — „Hier ist sie," antwortete das Mädchen und wies auf den Jüngling. „Du lügst, das ist nicht wahr, du hast die Schlange beiseite gebracht!" riefen Tafitofau



Samoanischer Häuptling

und Ongafau und waren sehr böse. Da sprach der Schlangerich: „Sina hat recht; hier bin ich; ich wünschte mir diese menschliche Gestalt, um ihre Liebe erwidern zu können." Nun waren die Eltern des Schlangerichs und alle Verwandten sehr froh. Nach einiger Zeit bekam Sina einen Knaben, und alle wohnten zusammen im Hause von Tafitofau und Ongafau.

2

Eines Tages sagte Sina zu ihrem Gatten: „Komm, wir wollen jetzt mit dem Kindchen meine Verwandten besuchen. Sie werden sich sehr freuen und für unser Kindchen gut sorgen." „Gern," antwortete der Schlangerich und machte sich sogleich daran, die Wegzehrung für die Reise zu bereiten und einzupacken. Dann machten sie sich auf den Weg; der Schlangerich trug den Korb mit Taro und Schweinefleisch; Sina aber hatte das Kind auf dem Rücken und trug den Kamm und das Kopfband ihres Mannes.
So wanderten sie geradeaus, bis sie an einen Scheideweg kamen. Hier führte ein Weg nach einem Dorfe, wo lauter Frauen wohnten, die jedoch böse Geister waren, und ein anderer nach den Behausungen lebender, rechter Menschen. Sie konnten sich nicht einigen, welchen Weg sie einschlagen sollten, und stritten sich lange und tüchtig herum. „Wir wollen den Weg hier links einschlagen," sagte der Schlangerich zu seiner Frau, „und den rechts vermeiden, denn da sitzen Tausende von Geisterweibern, die mich gewiß holen." Sina wollte jedoch nicht hören, und so gingen sie den Geisterweg. „Wie du willst," sprach der Schlangerich, „du und das Kind tun mir jedoch leid, weil ihr den Weg hier links nicht gehen wollt!" Aber Sina hörte nicht; und so brachen sie auf und wanderten weiter, bis sie schließlich an den Ort kamen, wo die bösen Geister hausten. Ein ganzes Haus, an dem sie vorüber mußten, saß voll davon; die Geisterweiber zeigten auf die Vorübergehenden und riefen aus: „Ach, seht doch, da ist ja der Schlangerich!" — „Komm herein zu uns," rie-

fen sie ihm zu, „und genieße etwas Kawa!" Die Reisenden gingen aber gebeugten Hauptes, als ob sie nichts gehört hätten, vorüber. Da sprang die ganze Geistergesellschaft auf, eilte auf den Schlangerich zu, ergriff ihn und brachte ihn ins Haus.

Sina zog ruhig, gebeugten Hauptes ihres Wegs weiter.

3

Als nun die Geisterweiber den Schlangerich schließlich wieder freigelassen hatten, rannte er hinter Sina und seinem Söhnchen her.

Nun kommen die Gesänge dieser Erzählung — mag sie wahr sein oder nicht.

Der Gesang des Schlangerichs:

„Ach Sina, liebe Gattin, ach Sina, liebe Frau!
Willst du den Zorn nicht lassen?
Ich sagt' es dir doch vorher,
Laß uns zur linken gehen,
Den Geister-Weg vermeiden.
Weil dort die bösen Weiber
Zu tausenden ja sitzen
Und mich bestimmt holen!"

Es antwortete Sina:

„O du Schlange, o du Schlange
Mit deinen Hundsaugen, mit deinen Schweinsaugen!
Hab ich nicht einen neuen Korb für dich geflochten,
Worin ich dich aufrollte und auf dem Rücken trug
Und dich fortbewegte
Und in's dichte Gebüsch legte?
Hab' ich dann nicht im Felsenbade gebadet?
Haben da deine Augen nicht geschienen?
Haben sie nicht wie das Tageslicht geleuchtet?
Saßest du nicht dort voll Sehnsucht,
Menschliche Gestalt zu bekommen?
Halt da! forderst du das Kind von mir?
Bleib' dort stehen und laß es fortholen!
Halt da! forderst du deinen Kamm von mir?
Bleib dort! ich will ihn dir zuwerfen!

Halt da! forderst du deine Kopfbinde?
Bleib dort! ich will sie dir zuwerfen!
Bleib' dort stehen, denn Sina kommt nicht mehr zu dir zurück,
Sie kehrt heim zu den Ihrigen!"

Dann ging Sina wirklich heim zu ihrer Mutter und Schwester; der Schlangerich kehrte aber mit seinem Söhnchen zu den Eltern zurück.

62. Der angeführte Menschenfresser



Tafitopua und Ogapua hatten zwei Buben, die hießen Laupanini und Laupanana. Eines Tages sagten die Eltern, sie sollten hübsch artig zu Hause bleiben, denn sie wollten in die Taropflanzung gehen und dort arbeiten. „Daß ihr mir nicht die Mattenvorhänge im Hause aufzieht oder im Wasser herumrührt!" setzten sie zum Schlusse hinzu. Die Buben gehorchten jedoch nicht; sie zogen die Vorhänge auf und plätscherten im Wasser herum. Als die Eltern wieder vom Felde zurückkamen, erhielten sie beide dafür eine gehörige Tracht Prügel. Darüber waren sie entrüstet und verstimmt und liefen aus dem Hause.
Als die Eltern ihre Absicht merkten, baten sie Laupanini und Laupanana herzlich und eindringlich, sie möchten doch wiederkommen; sie sollten auch einen großen Taro zu essen bekommen. Die Buben riefen aber zurück: „Nein, nein, geht nur nach Hause; wir gehen jetzt nach Mulifanua, dort wohnt der Tuliwae Pupula, der soll uns beide auf einmal verschlucken!" Sie gingen nun zum Tuliwae Pupula oder dem „Glänzenden Knie". Der fragte sie: „Wohin wollt ihr denn?" — „Ach," sagten die Buben, „sei so gut und friß uns beide auf." Tuliwae Pupula ging darauf nicht ein, sondern lud die Knaben ein, in das Haus einzutreten. Sie setzten sich dort hin, und plötzlich fing der kleinere Junge an zu weinen. „Weshalb heult der Bengel?" fragte Tuliwae Pupula. „Ich bin so durstig!" antwortete der. „Dann geh

und klettere auf die Kokospalme!“ Der Knabe kletterte auf die Palme hinauf, doch je höher er stieg, um so höher wuchs der Baum. Da rief der Tuliwae Pupula: „Nun? kannst du an die Nüsse reichen, mein Junge?“ Der antwortete aber: „Ach, die Palme wächst ja immer höher, je weiter ich klettere.“ — „Klettere nur zu, schließlich wirst du schon hinkommen, und dann wirf eine Nuß herunter!“ Der Junge tat es; dann kam er herunter, schlug die Nuß auf und trank sie aus. Bald darauf heulte er von neuem los, und Tuliwae Pupula fragte: „Warum brüllt der Bengel denn schon wieder?“ — „Ach, ich bin so hungrig!“ antwortete der Knabe. „Na, dann geht,“ sagte Tuliwae Pupula, „richtet den Herd her und zündet Feuer an.“ Die beiden Knaben richteten den Herd her und zündeten das Kochfeuer an. Dann kamen sie wieder und fragten, was sie kochen sollten. Tuliwae Pupula antwortete: „Stellt euch jetzt über dem Herde auf und ringt miteinander, wer hinfällt, soll im Ofen gebacken werden.“ Sie rangen miteinander; der ältere Bruder fiel hin und wurde nun von dem andern im Ofen gebacken. Er weinte dabei; und als er fertig war, ging er ins Haus zum Tuliwae Pupula. Der sagte: „Geh', jetzt fülle die Kokosschale mit Wasser!“ und dabei sang er:

„Füll sie einmal,
Füll sie zweimal!
Oho, da lacht ja was im Kochhaus!“

Darauf sagte er zum Jungen, er solle den Ofen aufdecken. Er ging und tat es; und sieh' da, der beweinte Bruder lachte ihm aus dem Ofen entgegen und war gar nicht tot.

Nun machten sich die beiden Knaben daran, die letzten Bananenblätter aus dem Ofen zu ziehen. Ei, was gab es da für schöne Dinge! Taro und Yams, Fische, ein Schwein und ein Huhn. Sie brachten es ins Haus und aßen sich alle drei satt. Tuliwae Pupula wollte jetzt ausgehen und sagte zu den Knaben, sie möchten hübsch artig im Hause bleiben. Die beiden blieben also im Hause und machten ein großes Feuer an, um sich die Langeweile zu vertreiben.

Nun hatte Tuliwae Pupula ein Stück Tapa, das konnte sprechen. Und weil sie den Tuliwae Pupula ärgern wollten, warfen sie den Stoff ins Feuer. Da schrie die Tapa ganz laut: „O, Tuliwae Pupula, komm schnell her, ich verbrenne, ich verbrenne!" Als der Gerufene auf das Geschrei hin herbeieilte, liefen die Jungen fort. Als Tuliwae sah, was die Bengel angerichtet hatten, rannte er hinter ihnen her; doch waren sie nirgendwo zu finden.

Tuliwae Pupula sagte: „Ich wünschte, daß ein ganzer Wald von rotem Zuckerrohr sich den Buben auf den Weg stellte!" Als die Knaben an das Zuckerrohrdickicht kamen, brachen sie sich aber einen Weg hindurch und liefen weiter.

Wieder sagte Tuliwae Pupula: „Ich wünschte, daß ein großer Fluß sich vor die Jungen stellte, der sich von den Bergen bis zur blauen See hin ausdehnt!" Als die Knaben an den Fluß kamen, wußten sie sich nicht zu retten. Da pflückte der ältere Knabe eine Brotfrucht ab und nahm das Innere heraus. Dann hing er sie wieder an den Baum, und die beiden Knaben schlüpften hinein, um sich darin zu verstecken.

Bald darauf kam Tuliwae Pupula herbei. Er rannte am Flusse auf und nieder und suchte die Knaben, doch konnte er sie nicht finden. Plötzlich stieß er sich den Kopf an eine Brotfrucht; wütend brach er sie ab und schleuderte sie auf die andere Seite des Flusses. Die Brotfrucht sprang auf und die Knaben heraus. Sie standen auf dem andern Ufer, lachten ihn aus und machten sich über ihn lustig.

Sie rannten wieder davon; und nun sagte Tuliwae Pupula: „Ich wünschte, daß ein hoher Berg sich den Bengeln in den Weg stellte!" Als sie an den Berg kamen, sagte der eine: „Warum wollen wir hier stehen bleiben? laß uns auf den Berg hinaufklettern!" Sie erreichten den Gipfel des Berges; und als Tuliwae Pupula unten angekommen war, saßen die beiden munter auf der höchsten Spitze.

Wie sollte er sie jetzt herunterbekommen? Tuliwae Pupula nahm seine Zuflucht zu allerlei Listen. Er legte Taro, Yams,

Schweinefleisch und Fische hin und lauerte darauf, daß die Knaben herabkämen, um sich die Leckerbissen zu holen.
Der ältere Bruder befestigte aber ein Tau am Bein des jüngeren und ließ ihn damit von der Höhe herunter. Laupanana schlich sich leise an die schönen Sachen des Tuliwae Pupula heran und machte: „i! i!" so wie eine Ratte. Er packte den Taro und das Schweinefleisch zusammen, und sein Bruder zog ihn wieder hinauf. Die beiden verzehrten die schönen Dinge, und als Tuliwae Pupula am nächsten Morgen nach seinen Lockspeisen sehen wollte, waren sie verschwunden.
Als es dunkel wurde, setzte er wieder einige Speisen hin. Der Junge kam wieder, um sich die Fische, das Schweinefleisch und den Taro zu stehlen. Diesmal paßte Tuliwae Pupula jedoch auf. Er fing den Knaben, hielt ihn fest und sagte: „So, jetzt habe ich dich endlich! Du hast mich genug geärgert, und zur Strafe werde ich dich jetzt fressen!" „Friß mich nicht," flehte der Junge, „sieh' mal, ich schmecke gar nicht, ich bin noch viel zu klein; halte mal dein Bein her; daran binde ich dies Tau; dann zieht mein Bruder dich in die Höhe und denkt, ich bin es; und dann kannst du ihn fressen!" So geschah es. Als aber der Menschenfresser fast in die Höhe gezogen war, rief der kleine Junge von unten hinauf: „Laupanini, laß das Tau los! Tuliwae Pupula hängt daran!"
Da ließ der ältere Bruder das Tau los, Tuliwae Pupula stürzte ab und blieb unten tot liegen.
Die beiden Buben gingen nach seinem Hause; sie machten es sich dort bequem und wurden die Erben des angeführten Menschenfressers.

63. Die Reise in die Unterwelt zur Strudelhöhle Fafá



auango und seine Frau, die ebenfalls Lauango hieß, hatten drei Söhne: Faalataitafua, Faalataitauana, Faalataitimae, und eine Tochter, namens Sina.

Eines Tages gingen die beiden älteren Brüder auf den Fischfang. Faalataitimea blieb zu Hause. Er sollte auf die Schwester achtgeben und für sie sorgen. Er bereitete das Essen, und Sina legte sich hin und schlief ein. Als sie nach einiger Zeit aufwachte, bemerkte sie, daß man ihr eine große Schmach angetan hatte; sie sah den Bruder noch eben zur Tür hinausgehen. Sie stand auf und begab sich ganz verzweifelt an den Strand. Dort setzte sie sich hin und wartete auf die Brüder, die bald vom Fischzug zurückkommen mußten.

Nach einiger Zeit näherten sich Boote dem Strande, und der ältere Bruder sagte zu seinen Gefährten: „Es scheint, als ob dort Sina am Ufer sitzt!" Rudert tüchtig zu! Warum hat sie sich nur in die pralle Sonne gesetzt?" Als sie dem Lande nahe waren, riefen sie: „O ja, gewiß, das ist Sina!" Die Fische sollten nun an den Strand gebracht werden; da bat Sina ihren älteren Bruder, er möchte sie allein herbringen, sie wolle gern noch einmal mit Faalataitauana hinausfahren, um einäugige Bonitos zu holen.

So geschah es. Die beiden setzten sich ins Boot und fuhren weit, weit hinaus. Faalataitauana wunderte sich darüber und sagte schließlich zu Sina: „Nun, wollen wir hier nicht fischen? Sieh, hier gibt es doch so viele Fische!" — „O nein, rudere nur weiter, hier ist es zu sonnig, deshalb habt ihr auch keine schönen Fische bekommen." Und sie fuhren weiter und immer weiter, und wieder sagte ihr Bruder: „Sina, hier sind doch so prächtige Fische!" — „Ach, rudere doch zu!" bekam er zur Antwort. So fuhren sie weiter und ge-

langten schließlich an den Eingang zur Unterwelt, wo mit gewaltigem Getöse sich die rauschenden Wasser in die Strudelhöhle Fafá stürzen.

Da rief Faalataitauana: „Bevor ich jetzt sterbe, möchte ich doch gern wissen, warum wir beide in den Tod gehen!" — „Ja," seufzte Sina, „ich will es dir sagen, der dumme Bengel, der Faalataitimea, hat sich an mir vergangen und mir unauslöschliche Schmach angetan!" „Was hat er denn getan? Sag, ich werde den törichten Kerl totschlagen!" — „Komm nur," antwortete Sina, „wir sind schon ganz nahe beim Strudel. Sieh, dort am Rande, auf der Klippe, steht ein Baum. Spring aus dem Boote, halte dich am Baum fest, ich will zur donnernden Tiefe hinabfahren."

Faalataitauana tat, wie die Schwester ihm geraten hatte und klammerte sich an den Baum; Sina aber wurde von dem schäumenden, gurgelnden Strudel erfaßt und verschlungen.

Faalataitauana kletterte ans Ufer und legte sich am Strande unter den Schlingpflanzen zum Schlafe nieder. Sie gehörten einer sehr vornehmen Frau, der Sisialefafá. Die Vögel sangen.

Sisialefafá ging an den Strand und wollte nachsehen, weshalb denn alle Vögel sängen. Als sie den schönen schlummernden Jüngling erblickte, schwanden ihr vor Entzücken fast die Sinne, und sie dachte bei sich: „Ich will ihn jetzt aufschrecken und sehen, ob er ein Mensch oder ein böser Geist ist!" — „Heda!" rief sie. Da fuhr Faalataitauana zusammen; er richtete sich auf und sagte: „Was soll das? warum erschreckst du mich?" — „Ah," sprach da Sisialefafá, „es ist ein Häuptling. Ich habe ein schönes Haus," fuhr sie fort, „Matten, schöne Kopfbänke und gute Mückenzelte, sag an, warum schläfst du hier unter den Schlingpflanzen wie ein Bettler?"

„Ich habe mich aus der See gerettet," antwortete er, „und will nun am Strande ausruh'n." — „Komm nur mit mir!" Darauf gingen sie nach Hause; sie gab ihm schöne

Kleid- und Schlafmatten und eine Kopfstütze, und Faalataitauana streckte sich wieder zum Schlafen aus.
Sie ging unterdessen wieder hinaus und machte auf dem Herde Steine heiß zum braten. Dann holte sie zwei Taros und zwei Hühner herbei; einen Taro reinigte sie, der andere blieb ungesäubert; ein Huhn rupfte sie, das andere legte sie mit den Federn in den Ofen. Nachdem alles gar war, tat sie das ungerupfte Huhn und den schmutzigen Taro auf ein Bananenblatt und stellte es vor Faalataitauana hin.
Als er erwachte, sagte er: „Liebe Frau, sei doch so gut und räume diese Sachen fort, bei mir zu Hause pflegt man solches Zeug nicht zu essen; bei uns schabt man den Taro und rupft das Huhn.“ — „Ach, gib her,“ rief Sisialefafá, „meine Leute haben ein Versehen gemacht.“ Sie ging fort und kam dann mit dem schön zubereiteten Huhn und dem geschabten Taro wieder.
Sie setzten sich beide zum Essen hin; als sie fertig waren, fragte Faalataitauana: „Sag, wie heißt du eigentlich?“ — „Ich bin Sisialefafá!“ antwortete sie; dann nannte er ihr seinen Namen. Sisialefafá hatte sehr langes Haar; das fiel bis auf die Erde herab, denn es war niemals geschnitten worden. Und Faalataitauana sprach: „Halte dein Haar her, ich will es abschneiden!“ Sie tat es; und als es geschnitten war, gingen beide fort und badeten sich. Dann kehrten sie ins Haus zurück und lebten eine lange Zeit recht glücklich miteinander. Sisialefafá gebar ihm ein Kind und später noch eins.
Eines Tages stellte sich bei Faalataitauana die Sehnsucht nach der Schwester ein, und er sagte: „Ich möchte wissen, wie ich meine Schwester Sina wiederfinden kann, die vom Fafá-Strudel verschlungen wurde.“ Sisialefafá glaubte jedoch, daß ihr Mann andere Absichten habe, und weil sie sehr eifersüchtig war, sagte sie: „Ach, willst du mit der Ilalegagana etwa eine Liebelei anfangen?“ Ilalegagana war nämlich eine sehr vornehme Frau, die in der Nähe der Strudelhöhle wohnte und heimlich in Faalataitauana ver-

liebt war. Sie besaß einen kräftigen Liebeszauber, den Sisialefafá wohl kannte, gegen den sie jedoch machtlos war. Als ihr Mann den Wunsch geäußert hatte, machte sie einen Schurz aus schönem Titi-Gras und gab ihm eine prächtige Kette aus roten Pandanusfrüchten. „So, jetzt lege den Schurz und meine Halskette an, sie sollen dich gegen Ilalegagana schützen und mir deine Liebe bewahren." Sie vertraute ihm außerdem den Liebeszauber ihrer Nebenbuhlerin an: „Sie besitzt kleine Muscheln und hat sie nach dir und deinen Brüdern benannt."

Faalataitauana ging darauf fort und kam bald in die Nähe des Strudels. Dort stand eine Gruppe junger Mädchen beieinander, die sich gegenseitig zuflüsterten: „Ach, seht doch den schönen Häuptling, der da herkommt; ist Faalataitauana, an den unsere Herrin Ilalegagana immerwährend denken muß, wohl so schön wie er?" — Faalataitauana achtete jedoch nicht auf das Geschwätz; er wollte seine Schwester wiederhaben; und der Weg zu ihr führte nur über Ilalegagana. Zunächst mußte er ihren Liebeszauber zerstören. Er trat also in das Haus ein, ergriff eine der verzauberten Muscheln, welche die Frau hinter ihrem Rücken verborgen hatte, und zerbrach sie. Da weinte Ilalegagana und klagte:

„Meine kleine Muschel ist zerbrochen, sie ist hin,
Meine kleine Muschel, die ich Faalataitafua nannte;
Auf dem Rücken trug ich sie versteckt,
Er ist der älteste Sohn des Lauango."

Nun ergriff er die zweite Muschel, welche Ilalegagana im Auge aufbewahrte, und zerbrach sie. Und wieder weinte die Frau und klagte:

„Meine kleine Muschel ist zerbrochen, sie ist hin,
Meine kleine Muschel, die ich Faalataitauana nannte,
Wie Lauango's zweiten Sohn, an den ich immer denke,
Die ich stets in meinem Auge trug."

Und zum dritten Male griff Faalataitauana nach einer Muschel, die im Schoß der Frau lag, und zerbrach sie. Und wieder weinte Ilalagagana und klagte:

„Meine kleine Muschel ist zerbrochen, sie ist hin,
Meine kleine Muschel, die ich Faalataitimea nannte,
Wie Lauango's dritten Sohn, den törichten Knaben,
Die ich hier in meinem Schoß verborgen hatte."

Faalataitauana warf ihr die Stücke vor die Füße und sagte: „Weshalb gabst du einer so kümmerlichen Muschel meinen Namen?" Ilalegagana schwieg still; doch die Leute im Hause wollten es sich nicht gefallen lassen, daß ihre Herrin beleidigt wurde; sie schlugen fürchterlichen Lärm. Ilalegagana wollte versöhnen und sprach: „Geht hin und holt all die schönen Sachen, welche ihr für meinen Geliebten bereit habt, holt die Schweine, den Taro, den Yams, die Hühner, die Kokosnüsse, das Zuckerrohr und die Sklaven." Die Sachen wurden alle herbeigeschleppt und dem Faalataitauana übergeben. „Leute," sagte er, „warum bringt ihr das alles mir, was soll ich damit? Es ist schon besser, ihr verteilt es unter euch!" — Da wurden die Sachen zur Hälfte an die Anwesenden verteilt, die andere Hälfte mußte Faalataitauana annehmen. Und nun erwies sich der Liebeszauber der Ilalegagana doch als der stärkere; Faalataitauana vergaß seine Sisalefafá; aß mit Ilalegagana, und sie wurde seine Frau.

Als sie mit dem Essen fertig waren, sagte der junge Mann: „Nun laß mich einmal bitte deinen Brunnen mit dem Lebenswasser, Vaiola, sehen!"

„O, wer hat dir dies verraten?" fragte Ilalegagana, „wer hat dir das gesagt? dich so belehrt?" Sie dachte, daß Sisialefafá es getan hätte. Und sie gab ihren Leuten Befehl, Sisialafafá sofort herbeizuschaffen und im Ofen zu backen. Die Leute gingen fort und brachten bald darauf Sisialefafá mit ihren beiden Kindern herbei. Die Frau wußte, was ihr bevorstand und klagte:

„Beruhigt und besänftiget euch, bitte,
Besänftiget und beruhigt euch bitte,
Laßt mich erzählen euch allen wie alles gekommen,
Wie Faalataitauana erschienen,
Nahe dem Gestade geschlummert

Unter den Schlingpflanzen.
Wie Vogelgesang ertönte,
Und ich zum Ufer gegangen, zu sehen,
Ob er ein Mensch, ob ein Gespenst war.
Wie er mir da gestand,
Daß schwimmend er sich rettete
Aus der schäumenden See.
Wie die Kinder ich ihm gebar.
Tauana, o komm heraus zu mir,
Dir will ich die Kinderchen geben,
Obschon sie mich nun verbrennen."

Die Klage rührte Ilalegagana, und sie sagte: „Laßt Sisialefafá und die Kinder leben! Sie mögen getrost wieder nach Hause gehen." Das geschah; fortan lebten aber Ilalegagana und Faalataitauana zusammen miteinander.

Eines Tages sagte die Frau zu ihrem Manne: „Du wolltest Sina wiedersehen? Geh jetzt und suche den Platz, wo die alte blinde Matamolali wohnt. Brich dir ein Kokosblatt ab und berühre damit ihre Augen." Da zog Faalataitauana aus und tat wie ihm gesagt war. Als er die Augen der Alten berührte, rief sie aus: „O, wer berührt meine Augen?" Und Matamolali konnte fürder wieder sehen. Faalataitauana bat sie, ihm zum Dank den Eingang zum Lebensquell, zu Vaiola, zu zeigen. Bereitwillig ging sie mit ihm und machte die Öffnung frei.

Sie sahen einen breiten Fluß; und in ihm trieben zunächst krummbucklige Gestalten in den Wellen vorüber, dann Menschen mit morschen Gliedern, mit geschwollenen Armen, aufgedunsenen Beinen, dann die Blinden, und schließlich kamen die Leiber wohlgestalteter Männer. Faalataitauana konnte Sina jedoch nicht entdecken; da fragte Matamolali ihren Begleiter, wie seine Schwester aussähe. „Als sie mit dem Boot unterging," antwortete er, „trug sie nur ein Halsband aus roten Pandanusfrüchten." Jetzt wurde der Zug der Jungfrauen von den Fluten vorübergetragen; als letzte kam Sina.

Matamolali rief das Mädchen an: „Liebling, bringe mir

bitte dein Halsband her!" — „Hier," flüsterte Sina und streckte es ihr hin. „Du sollst es mir hierher bringen!" sagte die Alte. „O, verzeiht," antwortete das Mädchen, „ich muß fort, die andern warten auf mich." — „Du bringst es sofort hierher," rief die Alte, „sonst werde ich böse; dann verschließe ich die Quelle, und ihr könnt euch nicht mehr beim Schwimmen tummeln."

Als Sina mit dem Halsband herankam, ergriff Matamolali schnell das Mädchen bei der Hand und zog es aus den Fluten. So kam es aus dem Todeswasser heraus. Die Alte brachte Sina jetzt zum Vaiola, zum Lebenswasser, das dicht daneben floß. Sie schlug das Mädchen und tauchte es unter, sie schlug es noch einmal und tauchte es unter. Dann fragte sie: „Was ist dort?" — „Dort ist Westen!" Und wieder schlug die Alte zu und tauchte es unter: „Was ist dort?" — „Dort ist Osten!" Und wieder schlug die Alte zu und tauchte es unter. „Was ist dort?" — „Dort ist Süden!" Und zum letzten Male schlug die Alte zu und tauchte es unter. „Was ist dort?" — „Dort ist Norden!"

So war Sina wieder lebendig geworden. Sie ging mit der Alten nach dem Hause, wo Faalataitauana bereits angelangt war. Er hatte sich in dem abgeschlossenen Teil des Hauses hingesetzt und war seiner Schwester nicht sichtbar. Matamolali gab dem Mädchen einen Kamm, um sich ihr wirres Haar zu ordnen. Als Sina den Kamm näher betrachtete, sprach sie mit sanfter Stimme: „Sei mir willkommen, du lieber Kamm!" — „Warum bist du denn so gerührt?" fragte die Alte. „Ach, es ist nichts!" antwortete Sina, „ich betrachtete mir nur den Kamm, weil er geradeso aussieht wie der, den ich einst meinem Bruder schenkte." Darauf gab die Alte ihr eine prächtige Kleidmatte; und als sie dem Mädchen sagte, sie möchte die Matte anlegen, sagte es wieder ganz wehmütig: „Sei mir willkommen, du liebe Matte! So sah auch die Matte aus, die ich einst meinem Bruder schenkte." Schließlich setzte die Alte dem Mädchen allerlei Speisen vor, darunter auch etwas, wovon Faalataitauana schon ge-

gessen hatte. Und als Matamolali sah, wie das Mädchen weinte, sagte sie dem Bruder, er möchte doch herbeikommen.

Faalataitauana kam; Bruder und Schwester sanken sich in die Arme und weinten sich aus. Sie freuten sich, daß sie sich wiederhatten. Sie verabschiedeten sich von der guten Alten und kehrten zu Ilalegagana zurück, wo sie noch eine Zeitlang wohnten.

Doch eines Tages packte sie das Heimweh, und Faalataitauana sagte: „So, jetzt wird es Zeit, daß wir in die Heimat zurückkehren und sehen, wie es dort ausschaut.“ Als Ilalegagana das hörte, war sie zuerst tief betrübt; endlich ging sie aber zu ihrer Mutter Pipiula, der Sonne, und rief:

„Pipiula, komm herauf, komm herauf!“

und schnell ging die Sonne auf.

„Laß strecken sich den Sonnenstrahl,
Nach Hause sehnt sich mein Gemahl!“

Da entsandte die Sonne ihre Strahlen und leuchtete Faalataitauana und Sina nach Hause. Den bösen, törichten Faalataitimea hatten inzwischen die Götter bestraft; er war an einer qualvollen Krankheit gestorben.

64. Sina



Es lebten einmal ein Mann und eine Frau, die hießen Tafitofau und Ongafau. Sie hatten zwei Kinder, zwei Knaben, welche Tulifauiawe und Tulau'ena genannt wurden. Sie wuchsen heran und waren sehr schön. Nun lebte auch um die Zeit ein Mädchen, das hieß Sina; und überall, weit und breit redete man von der überirdischen Schönheit dieser Jungfrau. Viele junge Leute bewarben sich um ihre Hand. Und so rüsteten sich eines Tages die beiden Brüder ebenfalls zur Brautfahrt. Sie brieten ein Schwein, zerschnitten es, aßen jedoch nichts davon, sondern überließen alles den Eltern; sie nahmen nur einen kleinen

Knöchel mit. Als sie nach dem Hause kamen, wo Sina wohnte, war dies voll von vornehmen jungen Leuten, welche alle Söhne von Häuptlingen waren. Jeder wollte das schöne Mädchen heimführen, und um ihr Herz zu gewinnen, hatte jeder ein Geschenk mitgebracht. „Ich schenke dir ein Schwein," sagte der eine. „Ich schenke dir ein Huhn," sagte ein anderer, und so wurden viele, viele schöne Sachen ins Haus gebracht. Da sprach Tulau'ena: „Hier, ich habe dir ein Schweinsknöchelchen mitgebracht." Das Mädchen antwortete: „Das ist aber schön. Komm her, setze dich neben mich, und wir beide wollen dein tauga verzehren." Jetzt ärgerten sich die übrigen sehr, weil das Mädchen den lumpigen Knöchel all den anderen Geschenken vorzog und sie einfach unbeachtet ließ.

Als es Abend geworden war und die Schlafenszeit herankam, die Zeit, wo man die Schlafmatten verteilt, brachte Sina jedem der Jünglinge eine Matte, dem einen diese, dem andern jene; ihre eigene Matte breitete sie aber für sich und Tulau'ena aus. Und als alle fest schliefen, erhoben sich leise Sina und Tulau'ena, schlüpften aus dem Hause und liefen davon, um fortan miteinander zu leben.

Sie lebten zusammen und gründeten ihre Familie. Doch der ältere Bruder Tulifauiawe neidete seinem Bruder die schöne Frau; und sann schließlich auf eine List, wie er den Tulau'ena wohl töten könnte.

Eines Tages sprach Tulifauiawe zu Tulau'ena: „Komm mit. Laß uns Bonitos fangen und für die Familie Essen holen." Sein Bruder willigte ein; doch bevor er zum Hause hinausging, sagte er zu seiner Frau: „Sina, komm her, es ahnt mir, als ob ich sterben müßte. Wenn du siehst, daß sich die Brandung blutrot bricht, dann bin ich tot. Dann verlasse dein Haus, wandere, wandere und suche nach mir, bis du mich gefunden hast. Wenn aber die Brandung, wie gewöhnlich, weiß bricht, dann lebe ich."

Darauf sagte er seiner Frau Lebewohl, und die beiden Brüder gingen auf den Bonitofang. Sina folgte ihnen nach einer

Weile und setzte sich an den Strand, um die Brandung im Meer zu betrachten, denn die Unterhaltung mit ihrem Gatten hatte sie ängstlich gemacht und ihr das Herz mit Sorge erfüllt. Das Boot fuhr sehr weit ins Meer hinaus. Es sprach der Jüngling Tulau'ena: „Warum fährt unser Boot denn so weit, hier ist ja eine Unzahl Bonitos?" Aber sein Bruder antwortete: „Rudere nur weiter, wir wollen dahin, wo die einäugigen Bonitos sind." Schließlich gelangten sie an die Stelle, weit, weit, auf hoher See, und fingen eine solche Menge Bonitos, daß das Boot benahe untersank. Darauf fuhren sie wieder nach Hause; und als sie nahe am Riffe waren, begann Tulifauiawe die Fische in Stücke zu schneiden. Er warf sie dem Tulau'ena zu und rief :„Hier, paß auf! Fang!" Da fing Tulau'ena die Stücke auf. Doch einmal warf sein Bruder absichtlich schlecht und das Stück fiel vorbei, ins Meer hinein. Da rief er ihm zu: „Heda, rasch! spring nach und hol das Stück Bonito wieder." Tulau'ena antwortete: „Ach was, laß es fahren; es ist ja genug im Boote." Tulifauiawe ließ jedoch nicht locker; und alsbald sprang Tulau'ena hinter dem Stück Bonito her. Er erwischte und brachte es auch nach oben. Als aber sein Rücken aus dem Wasser herausschimmerte, nahm Tulifauiawe seinen Speer und durchbohrte ihn.

So starb Tulau'ena. Tulifauiawe fuhr jedoch unbekümmert an Land und freute sich, daß er Sina nun zur Frau nehmen konnte.

Als Sina sah, daß die Brandung sich rot färbte, da dachte sie sogleich, daß ihr Gatte Tulau'ena tot war. Sie stand auf und wanderte fort, um ihn zu suchen, wie er es gewünscht hatte. Überall suchte sie ihn, doch war er nirgends zu finden. Da traf sie endlich eine Taube und klagte:

„Le lupe, 'o le manu a ali'i,
Fa'amolemole a fo'u fesili,
Pe na'ua fau nei lo'u fili?"
„Taube, du herrlicher Vogel, du sollst es mir sagen,
Bitte erhöre doch meine Fragen,
Kam hier mein Liebster, mein Gatte vorbei?"

Die Taube* antwortete höhnisch: „Das Schwein ging weg, nachdem es mit mir hier gesprochen hatte.“ Sina sprach: „Weil du so schlecht von meinem Manne sprichst, will ich dich bestrafen; sieh diesen Stein hier, den Mattenbeschwerer, den sollst du nun immer auf der Nase tragen.“ Daher stammt die Anschwellung auf der Nase der Taube.

Sina ging weiter und begegnete dem Purpurhuhn. Sie klagte wie vorher. Da antwortete das Huhn: „Sina, komm nur her, gerade ist der Mann hier fortgegangen.“ „Weil du so freundlich gegen mich bist,“ sagte Sina, „will ich dir Federn von meiner Matte schenken und sie dir auf die Nase setzen.“ Sie tat es.

Dann ging sie weiter und traf eine kleine weiße Taube. Sie klagte wie vorher. Da antwortete die kleine weiße Taube: „Ja, er ist schon vorübergegangen.“ — „Komm Freund,“ sagte Sina, „weil du so gut gegen mich bist, will ich dir meine weiße Matte schenken, und du kannst sie auf deiner Brust tragen.“ Und sie tat es.

Sina wanderte weiter und kam zur großen Taube. Sie klagte:

„Du große Taube, du sollst es mir sagen,
Bitte, erhöre doch meine Fragen,
Kam hier mein Liebster, mein Mann vorbei?“

Die Taube antwortete: „Soeben ist er weggegangen.“ Da sagte Sina: „Freund! Weil du mit mir so freundlich bist, schenke ich dir hier mein Bündel roter Federn, meine rote Matte für deine Nase und meine weiße Matte für deine Brust.“ Und sie tat es.

Dann ging Sina weiter und kam zum Papagei. Sie klagte:

„Papagei, du Schöner, du sollst es mir sagen,
Bitte, erhöre doch meine Fragen,
Kam hier mein Liebster, mein Mann vorbei?“

Da sagte der Papagei: „Komm, Mädchen, und ziehe weiter, bis du die Frau Matamolali triffst. Halte sie fest und schlage ihr mit einem Kokoswedel ins Gesicht.“ Sina ant-

* Fruchttaube.

wortete: „Du bist so freundlich mit mir, dafür schenke ich dir ein Bündel roter Federn für deine Brust, ein Walzahnhalsband für deinen Schnabel und eine braune Matte für deinen Schwanz. Zur Belohnung erlaube ich dir auch, von den Nüssen der Kokospalme und den süßen Früchten im Walde zu essen."

Sina wanderte nun weiter und kam zur Frau Matamolali. Sina hielt sie fest und schlug ihr mit einem Kokoswedel ins Gesicht. Da schrie die Frau: „Wer ist diese ungezogene Person in Samoa, die mich ins Gesicht schlägt?" Sina antwortete: „Ich möchte dich gern fragen, ob du weißt, wo mein Geliebter ist?" Die Frau erwiderte: „Was heißt das, dein Geliebter?" Sina sprach: „Nun, mein Mann, der gestorben ist." Da sagte die Frau: „Geh nur ins Haus; ich will mich aufmachen und ihn suchen."

Matamolali ging fort und öffnete das Lebenswasser, während sie das Todeswasser absperrte. Da kam ein Strom von vornehmen schönen Jünglingen und Mädchen herunter und am Schlusse ging der junge Tulau'ena. Matamolali ging auf ihn zu und sagte: „Gib mir deine Halskette." Da näherte sich ihr Tulau'ena, und die Frau griff nach ihm, um ihn festzuhalten. Sie schlug ihn und tauchte den Jüngling darauf im Lebenswasser unter. Tulau'ena jammerte und schrie: „Laß mich leben!" Die Frau antwortete:

„Du willst leben?
Und wohin gehen die anderen?
Nach Westen!
Und wohin gehen die anderen?
Nach Osten!
Und wohin gehen die anderen?
An's Land!
Und wohin gehen die anderen?
An's Meer!
Und wohin gehen die anderen?
Nach oben!
Und wohin gehen die anderen?
Nach unten!

Komm, laß uns gehen!"
Darauf kehrten sie zum Hause von Matamolali zurück.
Als Sina sie nahen hörte, sprang sie auf und versteckte sich. Und Matamolali sagte: „Mädchen, bring eine neue Kleidmatte für den Häuptling. Er soll sie anlegen, denn seine ist ganz naß geworden." Da griff Sina nach ihrer Matte und warf sie der Frau hin. Als Tulau'ena sie besah, schnalzte er mit der Zunge. Und die Frau sagte zu ihm: „Was soll das bedeuten? Warum schnalzst du mit der Zunge?" Tulau'ena antwortete: „Ich liebe die Matte; sie schaut aus wie die von meiner Frau Sina." Matamolali erwiderte: „Stimmt das auch? ist die wirklich so? Dies ist jedenfalls meine Matte." Dann sagte die Frau zu Sina: „Bring mir den Kamm, damit ich das Haar des Häuptlings kämmen kann." Tulau'ena betrachtete den Kamm und schnalzte mit der Zunge. Und wieder sagte die Frau zu ihm: „Was soll das nur bedeuten? Warum schnalzst du mit der Zunge?" Tulau'ena antwortete: „Der Kamm schaut so aus wie der von meiner Frau Sina." Matamolali antwortete: „Stimm das auch? Sieht der Kamm wirklich so aus? Dies ist jedenfalls mein Kamm."
Da schwieg Tulau'ena und redete nicht mehr; er war sehr betrübt, weil alles, was er sah, so ganz den Sachen von Sina glich.
Nun rief Matamolali: „Sina, komm hervor, zeige dich dem Manne, der fast vor Liebe krank wird." Da sprang Sina aus ihrem Versteck hervor und umschlang seinen Leib. Sie weinten und herzten sich. Und fortan wohnten sie bei der Frau Matamolali. Sina bekam viele Kinder; und Matamolali behandelte sie alle, als ob sie ihre eigenen Kinder wären. So gut war sie gegen Sina, Tulau'ena und ihre Kinder.
Das ist die Geschichte von Sina.

65. Der Rattenfänger Pikoi



uf Kauai wurden einer Familie sechs Mädchen-Götter, ein wirkliches Mädchen und ein richtiger Knabe geboren. Die „Götter" hatten alle die Gestalt von Ratten angenommen und hießen: „Kikoo"; so wurden auch die Bogen genannt, mit denen man Pfeile bei der Rattenjagd abschoß. Es gab einen Himmels-Bogen, einen Erd-Bogen, einen Berg-Bogen, einen Meer-Bogen, einen Nacht-Bogen und einen Tag-Bogen.

Diese sechs Rattenschwestern betreuten ihren Bruder und seine Spiele. Seine Beschwörungen und Zaubersprüche geschahen in ihrem Namen. Die rechte Menschen-Schwester hieß Ka-ui-o-Manoa, die Schöne von Manoa. Sie war das schönste Mädchen, das von Oahu herüberkam, um Pawaa, den Häuptling im Manoa-Tal, zu heiraten. Er war der aikane, der Bruderhäuptling des Königs von Oahu, Kakuhihewa. Sie wohnten im Manoa-Tal in Kahaloa und besaßen auch Kahoiwai am oberen Tal.

Der Knabe hieß Pikoi-a-ka-Alala, Pikoi der Sohn des Alala. Zu seiner Zeit galt die Rattenjagd mit Pfeil und Bogen als vornehmster Zeitvertreib. Pikoi war schon als Knabe sehr geschickt. Er konnte scharf und vortrefflich sehen und übertraf alle Leute in Kauai bei weitem in der Geschicklichkeit, Ratten weit weg in ihrem Versteck zu töten. Die Sage erzählt, daß er das hauptsächlich der Hilfe seiner Schwestern verdankte. Zur selben Zeit lebte auf Kauai auch ein wunderbarer Hund, Pupualenalena, Pupua der Gelbe. Der Hund war sehr klug und sehr schnell.

Eines Tages lief er in den finstern Wald und begegnete dort einem kleinen Knaben, der mit großem Erfolg Ratten erlegte. Der Hund schloß sich ihm an. Er fing zehn Ratten, während Pikoi zehn schoß.

Einige Tage später begaben sich die beiden Freunde in die

Wildnis. Sie jagten um die Wette; der Hund fing vierzig, und der Knabe erlegte ebenfalls vierzig Ratten. Sie versuchten es immer wieder von neuem, der Knabe wollte den Hund, und der Hund umgekehrt den Knaben schlagen, aber keiner von beiden konnte den andern ausstechen. Nach einiger Zeit waren sie in ganz Kauai berühmt geworden. Die Kunde von Pikoi gelangte nach Oahu und von da aus sogar nach Hawaii. Sein Name wurde überall bekannt; doch erst wenige hatten ihn gesehen.

Eines Tages sagte Alala zu Pikoi, er wolle seine Tochter im Manoa-Tal besuchen. Sie ließen das Boot zu Wasser und fuhren über den Kanal; der wunderbare Hund blieb aber zurück: Mitten auf dem Kanal rief Pikoi: „Schau! da kommt ein großer Tintenfisch!" Es war der Gott Kakahee, der die Gestalt eines Tintenfisches angenommen hatte. Pikoi holte seinen Bogen hervor und legte einen geeigneten Pfeil auf die Sehne; er sah das große Tier in einer Höhle des Korallenfelsens tief unten im Meer verborgen liegen. Der Tintenfisch kroch heraus und verfolgte das Boot; er streckte seine langen Arme aus und versuchte die beiden einzufangen. Der Knabe schoß auf das Untier und benutzte dabei den Bogen und Pfeil, der für das Meer geeignet war. Nach wenigen Augenblicken starb der Tintenfisch. Das geschah in der Nähe von Kap Kaena, und das Land heißt dort Kahahee. Diese Meeresungeheuer nannte man Kupuas. Und man glaubte, daß es böse Götter waren, die nur darauf bedacht waren, den Menschen Unheil zuzufügen.

Pikoi landete mit seinem Vater und begab sich zum Manoa-Tal. Sie trafen dort Ka-ui-o-Manoa; als sie sich umarmten, weinten sie vor lauter Freude. Man gab ihnen ein Fest, und sie blieben dort einige Zeit.

Pikoi wanderte im Tal umher und kam auch nach den Bergen, die über den Hafen von Kou (Honolulu) hinausschauen. Unten in der Ebene Kula-o-ka-hua erblickte er eine Häuptlingsfrau mit ihrem Gefolge. Die Ebene schloß sich an das Makiki-Tal an und war ziemlich flach. Sie schien damals

mit niederem Gestrüpp, dem Zwerg-Busch, aweoweo, bewachsen zu sein. Unter dem Dickicht der dicken Blätter und Zweige lebten die Ratten.
Pikoi begab sich zu dem Orte, wo sich die Leute versammelten. Die Häuptlingsfrau hieß Kahamaluihi und war die Gemahlin vom König Kakuhihewa. In ihrem Gefolge befand sich ihr berühmtester Bogenschütze Ke-pana-kahu, der mit Mainele, dem bewährten Rattenjäger ihres Gatten, um die Wette schoß. Die Königin hatte mit Mainele gewettet und hatte verloren, weil er an diesem Tage ihren Leibschützen übertroffen hatte. Sie stand an einem eingefriedigten Tabuplatz im Schatten; doch Pikoi trat dort ohne weiteres ein und stellte sich neben sie hin. Einen Augenblick lang war sie böse und fragte ihn nach seinem Begehr. Er gab eine lustige Antwort und sagte, er wolle dem Wettspiel zuschauen.
Sie fragte ihn, ob er schießen könne. Er entgegnete, er verstünde ein wenig von der Kunst; nun ließ sie ihm Pfeil und Bogen bringen.
Er sagte: „Dieser Bogen und Pfeil eignen sich nicht."
Sie lachte ihn aus. „Du bist noch ein Knabe und willst schon etwas von der Rattenjagd verstehen?"
Das wurmte ihn ein wenig, er zerbrach Bogen und Pfeil und sagte: „Sie taugen überhaupt nichts!"
Jetzt wurde die Königin wirklich böse und rief: „Du dummer Junge, was fällt dir ein? Warum zerbrichst du mir meine Sachen?"
Inzwischen war Pikoi schon von seinem Vater vermißt worden. Als er von seiner Tochter erfuhr, daß die Königin eine Ratten-Wettjagd veranstaltete, wickelte er Pikois Bogen und Pfeile in Tapa ein, nahm das Bündel auf die Schulter und zog das Tal hinab.
Pikoi zog einen Bogen und einen Pfeil aus dem Bündel heraus und bat die Königin, einen neuen Wettkampf mit Mainele zu veranstalten. Die Königin war schon wieder bei guter Laune und sagte ja.
Mainele rüstete sich zum ersten Schuß; er hatte mit Pikoi

ausgemacht, daß sie in der ersten Runde fünfzehn Schüsse abgeben wollten.
Pikoi zeigte ihm eine Ratte nach der andern, die unter den Büschen versteckt waren; schließlich hatte Mainele vierzehn Stücke erlegt. Da rief der Knabe: „Nun ist noch eine übrig. Schieße jetzt die Ratte, deren Barthaare dort neben dem Blatt des aweoweo-Baumes hervorschauen. Ihr Körper ist allerdings verborgen, aber die Barthaare kann ich erkennen. Mainele, schieß diese Ratte!"
Mainele sah sich die Büsche sorgfältig an; aber er konnte nichts von einer Ratte entdecken. Auch die andern Leute kamen herbei und schossen die Pfeile in die Blätter hinein; sie konnten ebenfalls nichts bemerken.
Schließlich sagte Mainele: „Dort ist keine Ratte. Wo du sagtest, habe ich nachgesehen. Du lügst ja, wenn du behauptest, die Barthaare der Ratte sehen zu können."
Pikoi blieb dabei, daß eine Ratte dort sei. Mainele stutzte und sagte: „Sieh dir die Schätze an, welche ich der Königin abgewann, und sieh auch die Schätze, um die wir nun wettstreiten. Du sollst alles haben, wenn du schießt und die Barthaare einer x-beliebigen Ratte unter dem kleinen Busch triffst. Wenn du keine Ratte triffst, dann habe ich die Wette gewonnen."
Nun zog Pikoi aus dem Bündel, das ihm sein Vater hielt, Bogen und Pfeil heraus. Er spannte sorgfältig den Bogen, legte einen Pfeil auf und zielte nach der näher bezeichneten Stelle. Die Königin sprach: „Welch wundervoller Bogen!" Ihre Kammerfrau beobachtete dagegen die schönen Augen des Knaben und seine prächtige Erscheinung.
Pikoi sang leise vor sich hin. Er sprach das Zaubergebet an seine Schwestern:

„Hier steht er, hier steht er, der Pikoi!
Alala heißt mein Vater,
Koukou heißt meine Mutter,
Sechs göttliche Schwestern wurden ihnen geboren:
Der Himmels-Bogen,
Der Erden-Bogen,

Der Berg-Bogen,
Der Meer-Bogen,
Der Nacht-Bogen,
Der Tag-Bogen!
O ihr Wunderbaren,
Ihr Schweigenden!
Ruhe.

Da ist ja die Ratte —
Dort steckt die Ratte in den Aweoweo-Blättern,
Unter der Frucht des Aweoweo
Neben dem Aweoweo-Stamm.
Mainele, du hast große Augen,
Hast du noch nicht die Ratte gesehen?
Hättest du doch nur geschossen!
Hättest du geschossen, Mainele,
Und hättest du die Barthaare der Ratte getroffen —
Du hättest zwei Ratten gehabt — zwei,
Es kommt noch eine — drei Ratten — drei!"

Darauf sagte Mainele: „Bengel, du lügst. Ich, der Mainele, bin ein tüchtiger Schütze. Ich habe die Ratten schon am Maul, am Bein und sonstwo am Körper getroffen, — aber niemand durchbohrte jemals die Barthaare. Du willst uns betrügen."

Pikoi hob den Bogen, befühlte den Pfeil und sagte zu seinem Vater: „Was für ein Pfeil ist dies?" Der Vater antwortete: „Das ist der Pfeil Mahu, mit dem man Blüten von den Bäumen schießt." Pikoi sprach: „Der ist ungeeignet. Gib mir einen anderen." Der Vater gab ihm Lau-kona, mit dem man dicke Blätter herunterschießt; doch der Knabe sagte: „Mit diesem Pfeil sind nur sechzig Ratten erlegt worden, seine Augen sind schwach. Gib einen andern her!" Der Vater händigte ihm nun Huhui aus, der an der Spitze drei oder vier scharfe Zinken besaß. Pikoi nahm ihn in die Hand und sagte: „Der Pfeil wird mir die Schätze bringen;" darauf näherte er sich dem Baum und murmelte dabei leise seine Sprüche. Summend und sausend ließ er den Pfeil abschwirren; er traf, und die Barthaare von drei Ratten verwickelten sich in die Zinken.

Mainele beobachtete die wunderbare Schießkunst und mußte ihm alle Schätze ausliefern, um die er gewettet hatte. Doch Pikoi sagte, er würde nicht eher gewonnen haben, bis er vierzehn weitere Ratten getötet hätte; nun schoß er mit einem sehr langen Pfeil zwischen die dicken Blätter in den Büschen, und der Pfeil saß voll von Ratten; vierzig Stück wurden von ihm aufgespießt.
Das Volk stand mit offenem Mund, schweigend, voll Erstaunen dabei; dann brach ein wilder Beifallssturm los. Vater und Sohn verschwanden unterdessen heimlich und begaben sich ins Manoa-Tal zurück. Sie blieben dort lange Zeit bei der „Schönen von Manoa" und besuchten weder Waikiki noch einen anderen Ort auf Oahu.
Als König Kakuhihewa von dem seltsamen Wettstreit hörte, hätte er gern den wunderbaren Knaben bei sich gesehen. Doch der war wie vom Erdboden verschwunden. Die Kammerfrau der Königin war die einzige, welche sich seine Augen und sein ganzes Aussehen eingeprägt hatte; aber sie vermochte ebenfalls keine Auskunft zu geben, wo er sich aufhielt oder wie er verschwunden war.
Sie machte den Vorschlag, daß alle Leute von Oahu, nach Gauen geordnet, dem König Geschenke bringen sollten; jeder Gau sollte es zwei Monate lang tun, damit nicht einerseits ein Überfluß an Geschenken sich einstellte, andererseits aber auch die Bevölkerung nicht verarmte oder gar verhungerte.
Fünf Jahre gingen ins Land. Im sechsten wurde das Tal von Manoa aufgefordert, Gaben zu senden.
Inzwischen war Pikoi erwachsen und hatte sich äußerlich sehr verändert. Sein Haar war lang geworden und hing ihm bis zum Boden am Körper herunter. Er bat seine Schwester, ihm die Haare zu schneiden, und veranlaßte sie, dazu die Haizahnmesser ihres Gatten zu verwenden. Zuerst wollte sie nicht und sagte: „Die Messer sind tabu, denn sie gehören dem Häuptling." Schließlich nahm sie die Zahnmesser doch und versuchte, das Haar zu schneiden; aber es war so dick und kräftig, daß die Handgriffe abbrachen; nun gab sie es

auf und sagte: „Du hast Haare wie ein Gott." Während er in der Nacht schlief, kamen jedoch seine Ratten-Schwestern herbei und knabberten ihm die Haare ab, bald fraßen sie an der einen, dann wieder an einer anderen Stelle. Es wurde nicht gleichmäßig. Und aus der Zeit stammt der Spruch: „Schau sein Haar! das haben wohl die Ratten geschnitten!" Der Häuptling Pawaa kam nach Hause und fand seine Frau in großer Erregung. Sie erzählte ihm, was sie getan hatte; er antwortete: „Nun, die Handgriffe sind wohl zerbrochen, aber nicht die Haizähne. Wären die Zähne entzweigebrochen, dann wäre es schlimm gewesen."

Die Ratten-Schwestern hatten Pikoi auch mit einer anderen Hautfarbe versehen. Als er mit dem zerzausten Haar erschien erkannte ihn niemand — sogar Vater und Schwester nicht. Er setzte sich einen prächtigen Blumenkranz auf und ging nun mit dem Manoa-Volk nach Waikiki, um vor dem König zu erscheinen.

Die Leute feierten und vergnügten sich; sie beteiligten sich am Brandungsschwimmen und anderen Belustigungen, ehe sie aufgefordert wurden, dem Könige ihre Ehrerbietung zu erweisen.

Pikoi ging an den Ulu-kou-Strand, wo sich die Königin mit ihrem Gefolge am Brandungsschwimmen beteiligte. Er stand gerade am Ufer, als eine hohe Welle die Königin herantrug und sie vor ihm niedersetzte. Er bat sie um das Brett; doch sie sagte, es wäre für alle tabu, nur sie allein dürfte es benützen.

Wer das Brett sonst berührte, würden die Diener erschlagen. Nun kam die Häuptlingsfrau herbei, die seiner Zeit bei der Königin gesehen hatte, wie Pikoi die Ratten in Waikiki erlegte. Die Königin sagte: „Du darfst dies Brett hier benutzen." Die Kammerfrau gab ihm das Brett, aber sie erkannte ihn nicht. Nun begab er sich nach Waikiki, wo die Leute ihre Wettkämpfe veranstalteten. Hier taugte die Brandung nur an einer Stelle, und die war der Königin vorbehalten. Doch Pikoi ließ sich von den Wellen zu den hohen Wogen tragen, auf denen sie mit dem Brett hinabglitt. Sie

wartete auf ihn, denn seine große Schönheit gefiel ihr, trotzdem er sich Mühe genug gegeben hatte, sich zu verändern. Sie bat ihn um eine schöne Blume aus seinem Kranz; doch er erwiderte, er dürfe ihr keine geben, denn sie wäre ja tabu. „Nein! Nein!“ entgegnete sie, „für mich ist nichts tabu, was ich annehmen soll. Es ist erst tabu, wenn ich es in der Hand halte und getragen habe.“ Da schenkte er ihr den Blumenkranz. Und so heißt heute noch diese Brandung Ka-lehua-wike, die losgebundenen Lehua-Blumen.

Er bat sie ferner, mit der ersten Welle loszufahren; er wolle auf der zweiten hinter ihr folgen. Sie tat es aber nicht, sondern wartete, bis er auf der zweiten an ihr vorbeikam. Er bemerkte sie und versuchte nun von seiner Welle zur folgenden hinüberzugleiten. Sie folgte ihm und erfaßte sehr geschickt dieselbe Welle; dann glitt sie mit ihm zusammen zum Strand hinab.

Das Volk lärmte gewaltig: „Der Bengel hat das Tabu verletzt! Er muß sterben!“

König Kakuhihewa hörte das Rufen und schaute nach dem Meere hin: — und erblickte die geheiligte Person der Königin mit dem Burschen auf derselben Brandungswelle!

Er rief seine Leute herbei: „Schnell, greift mir den jungen Menschen, der das Tabu der Königin verletzt hat. Er soll nicht am Leben bleiben.“

Sie liefen hin, ergriffen ihn, stießen ihn hin und her, rissen ihm den Schurz ab, schlugen mit Keulen auf ihn los und wollten ihn töten. Pikoi rief: „Haltet ein! Wartet, bis ich mit dem Könige geredet habe.“ Sie führten ihn zum Platz, wo der König sich aufhielt. Auf dem Wege beleidigten ihn die Leute und bewarfen ihn mit Schmutz und Steinen. Der König war jedoch heiterer Laune; er hörte sich die Verteidigung an und ließ ihn nicht töten. Während er noch mit dem Könige redete, kam auch die Königin mit den anderen Frauen herbei. Die eine betrachtete ihn sehr genau; ihr fielen einige besondere Merkmale an der Hüfte auf. Sie rief: „O, das ist der wunderbare Knabe, der den Mainele besiegte. Das

ist der geschickte Rattenjäger!" Der König antwortete der Frau: „Du siehst, daß es ein schmucker Bursch ist und willst ihn wohl retten?" Die Frau war darüber bestürzt, aber sie bestand auf der Meinung, daß es der Rattenjäger wäre.

Nun sprach der König: „Dann kann er es vielleicht einmal mit dem Mainele aufnehmen. Sie sollen hier im Hause schießen." Das Haus hieß Hala-noa, zu dem jeder Zutritt hatte. Der König erließ jetzt die Bestimmungen: „Ihr sollt jeder die Pfeile eurer Hand* und fünf dazu verschießen — im ganzen fünfzehn."

Pikoi kam der Wettkampf gar nicht gelegen. Mainele hatte seine eigenen Waffen, und Pikoi hatte gar keine; doch als er sich umschaute, bemerkte er seinen Vater Alala, der ihn jedoch nicht erkannte. Der Vater trug das Bündel Tapa mit den Bogen und Pfeilen bei sich. Die Frauen erkannten ihn und riefen: „Seht, das ist der Mann, der für den Knaben Bogen und Pfeile trägt."

Pikoi sagte zu Mainele, er solle einige Ratten in der Türöffnung schießen. Er zeigte ihm eine nach der andern, bis er zwölf getötet hatte. Pikoi sprach: „Da ist noch eine. Man kann ihren Körper nicht sehen, aber die Barthaare lugen dort an der Ecke von der steinernen Stufe hervor." Mainele leugnete, daß dort eine Ratte wäre, und wollte nicht schießen. Und der König befahl Pikoi, nicht auf eine x-beliebige Ratte unter der Tür zu schießen, sondern wirklich sichtbare Ratten zu töten, wie es Mainele getan hatte.

Pikoi zog seinen Bogen hervor. Er spannte ihn, bis er sich von der einen Seite des Hauses zur anderen dehnte. Der Pfeil war sehr lang. Dann forderte er seinen Gegner auf, ihm die Ratten zu zeigen.

Mainele konnte ihm keine zeigen. Auch der König vermochte keine im ganzen Hause zu erblicken. Pikoi schoß jedoch den Pfeil auf die Stufe ab und tötete eine Ratte, welche darunter verborgen gesessen hatte. Darauf traf er in einer anderen Ecke einen schon vom Alter gebeugten Rattengreis;

* Die 10 Finger.

danach zielte er auf den Firstbalken und murmelte ein Lied, das er diesmal beendete mit:

„Gradeaus schwirrt der Pfeil,
Er trifft das Maul der Ratte,
Vom Auge des Pfeils bis zum Ende
Zählt man vierhundert — vierhundert!"

Der König sagte: „Schieß nur deine ‚vierhundert, vierhundert'! Mainele soll sie auffammeln; doch wenn das Auge deines Pfeiles sich irrt, wenn es keine Ratten findet, dann mußt du sterben!"

Pikoi entsandte den Pfeil, der nun am Firstbalken unter dem Dache entlangstreifte und eine Ratte nach der andern aufspießte, bis der Pfeil von einem Ende zum andern davon vollsaß — es waren Hunderte und aber Hunderte.

Jetzt erkannte der hohe Häuptling Pawaa seinen Schwager; er umarmte ihn und beklagte die ihm angetane Unbill. Er griff nach seiner Kriegskeule und ging zum Haus hinaus, um die Leute zu suchen, welche Pikoi geschlagen und ihm den Schurz abgerissen hatten. Er schlug sie ins Genick und tötete so zwanzig Menschen. Der König fragte seinen Freund, weshalb er das täte. Pawaa erwiderte: „Weil sie meinen Schwager schlecht behandelt haben — den einzigen Bruder meiner Frau, ‚der Schönen von Manoa'." Der König antwortete: „Du tust recht so."

Die Leute, welche Pikoi beleidigt und ihn mit Schmutz beworfen hatten, liefen jetzt fort und wollten sich verstecken. Sie flohen nach allen Richtungen auseinander. Pikoi faßte aber seinen Bogen, legte einen Pfeil auf und rief wieder seine Ratten-Schwestern an. Diesmal endete er mit einem Zauberspruch, der sich auf die Flüchtigen bezog:

„Triff! Schau, jetzt sind die Ratten — Menschen!
Den kleinen Mann,
Den großen Mann,
Den dünnen Mann,
den dicken Mann,
Den bebenden Feigling.
Flieg mein Pfeil! und triff!
Und kehre wieder!"

Der Pfeil durchbohrte einen fliehenden Mann, dann schwirrte er seitwärts und traf einen andern; und so sauste er hierhin und dorthin, verschonte, die dem Pikoi nichts getan hatten, und erreichte nur die, welche gefehlt hatten; er suchte sich sein Opfer aus, gerade als ob er Augen hätte, und kehrte endlich wieder in das Tapabündel zurück. Der Pfeil erhielt den Namen „Ka-pua-akamai-loa", der kluge Pfeil. Viele wurden durch den klugen Pfeil bestraft.

Die Häuptlinge wunderten sich und waren ganz bestürzt; sie sprachen zueinander: „Wir haben keinen Krieger, der diesem geschickten Jüngling entgegentreten kann." Der König wies Pikoi einen höchst ehrenvollen Platz unter den Häuptlingen an und ernannte ihn zu seinem Leib-Rattenjäger. Die Königin nahm ihn zum Sohn an.

Bis dahin hatte noch niemand den eigentlichen Namen Pikois vernommen. Wenn er die Sprüche murmelte, in denen sein Name vorkam, dann hatte er so leise gesprochen, daß niemand hören konnte, was er sagte. Das Volk nannte ihn daher „Ka-pana-kahu-ahi", den Feuer-Schützen, weil sein Pfeil alles wie Feuer vernichtete.

Pikoi kehrte mit Pawaa, seinem Vater und der Schwester ins Manoa-Tal zurück. Dort wohnte er eine Zeitlang in einem großen Grashaus, das ihm der König geschenkt hatte. Kakuhihewa wollte ihm seine Tochter zur Frau geben; doch bald bot sich dem Pikoi auf Hawaii eine neue Gelegenheit, sich hervorzutun. Er wanderte nach dieser Insel hinüber und wurde dort ein ebenso berühmter Vogeljäger wie Rattenjäger, als er den letzten Wettstreit mit Mainele ausfocht.

Mainele schämte sich sehr, als der König ihm befahl, nicht nur die Leichname der Erschlagenen zusammenzutragen, sondern auch die toten Ratten einzusammeln. Er mußte auch den Boden vom Blute säubern. Darauf verschwand er und versteckte sich in einem Dorfe, wo das niedere Volk lebte. Schließlich kam auch für ihn eine Gelegenheit, nach Hawaii auszuwandern und sich dort mit Pfeil und Bogen neuen Ruhm zu verschaffen.

66. Iwa der Meisterdieb von Oahu



m alten Hawaii war das Stehlen eine ehrliche Sache. Man pflegte es, doch mußte man auch gewisse natürliche Anlagen dafür mitbringen. Aus den Tagen von Kapitän Cook und der Entdeckung ist solch ein Häuptling bezeugt, der ausgezeichnet stehlen konnte. Als Cook die Insel Kauai auffand, kam als erster ein Häuptling namens Kapu-puu (der heilige Berg) nach den Schiffen heraus. „Da gibt es viel Eisen (hao)“, sagte er. Ich will ‚hao‘ (stehlen) das hao, denn ‚hao‘ (rauben) ist mein Lebenselement“ — oder wie man sich anders ausdrückt: „Plündern ist mein ganzes Leben, ist mir vertraut wie Haus und Land.“ Der Häuptling wurde jedoch dabei abgefaßt; man schoß auf ihn, und er wurde getötet. Die Eingeborenen machten Kapitän Cook seinen Tod niemals zum Vorwurf; der Dieb hatte sich eben ungeschickt benommen; denn das Stehlen galt erst als Verbrechen, wenn man sich dabei abfassen ließ.

Die Geschichte von Iwa, dem Meisterdieb, ereignete sich in den Tagen, als Umi König von Hawaii war, der vierzehn Generationen vor König Kamehameha dem Ersten lebte. König Umi ist bei den Hawaiiern wohl bekannt, und viele Geschehnisse werden in seine Zeit verlegt.

Als Umi herrschte, lebte in Puna auf Hawaii ein Fischer, namens Keaau. Weit und breit war er dafür bekannt, daß er mit einer wundervollen Muschel Unmengen Fische fangen konnte. Es war eine Tigermuschel, mit der man Tintenfische angelt. Sie hatte ihren eigenen Namen und hieß Kalokuna. Wenn Keaau vom Fischfang zurückkam, war das Kanu stets voller Fische. Nach einer Weile sprach jedermann von ihm; auch Umi hörte von der wunderbaren Tigermuschel und dem Fischer.

Umi wohnte damals in Kona und fing seine Fische, wie es damals üblich war. Er schickte einen Boten zum Fischer und

befahl ihm, mit der Muschel nach Kona zu kommen, um einmal eine Probe von seinem Geschick abzulegen. Und der König, der frei über das Eigentum seiner Untertanen verfügen durfte, nahm dem Fischer die Muschel weg.

Keaau war darüber sehr bekümmert; er ging deshalb zu einem Manne, der auf ganz Hawaii wegen seiner Stehlkunst berühmt war, und bat ihn, ihm doch die Muschel wieder zu verschaffen. Er brachte ihm eine ganze Bootsladung von seinen Sachen mit: ein Schwein, Früchte, Kawa, schwarz-weiße und gesprenkelte Tapa — und schenkte sie dem Dieb, damit er ihm die Muschel wiederhole. Aber kein Dieb, auch die auf den andern Inseln von Hawaii, Maui oder Molokai nicht, war geschickt genug, um dies Vorhaben auszuführen. So fuhr er nach Oahu und traf dort einen Fischer, der ihn nach herkömmlichem Brauch einlud, an Land zu kommen und sein Gast zu sein. Als das Essen beendet war, fragte er nach dem Zweck der Reise. Er erzählte ihm nun, wie er seine wunderbare Muschel verloren hätte, und sagte, daß er herumreise, um den „Dieb zu finden, der mir die Muschel wieder beschafft, welche des Häuptlings starker Arm mir entwunden hat".

Die Leute von Oahu erzählten ihm darauf von Iwa und seiner großartigen Stehlkunst. Er sollte nur mit dem Boot um Mapapo herumfahren und dann landen, alsbald würde er ein Bürschchen ohne Lendenschurz treffen. Dem sollte er ein Geschenk geben — die schönen Sachen im Boot.

Er fand den Burschen und schenkte ihm die Sachen. Sie schlachteten das Schwein und brieten es zwischen heißen Steinen. Dann aßen sie, und der Bursche fragte den Fremden, weshalb er zu ihm gekommen wäre. Der Fischer erzählte ihm von der erlittenen Unbill und bat Iwa, doch mitzufahren und ihm die Muschel wieder zu verschaffen. Iwa sagte ja; sie schliefen noch eine Nacht aus und rüsteten sich dann zur Fahrt nach Hawaii.

Bei der Abreise setzte er Keaau vorn hin; er selbst nahm hinten Platz, um zu steuern und zu paddeln. Die Paddel hieß

„Kapahi", das bedeutet „Zerstreue das Wasser". Iwa riet dem Fischer, scharf nach Land auszugucken; dann redete er zur Paddel und sagte: „Ozean und See des Iwa, ihr sollt euch vereinen!" Dann stieß er die Paddel ins Wasser, und sogleich sauste das Boot an den kleinen Inseln vor der Küste vorbei und kam nach Niihau. Von Niihau gelangte er mit vier Paddelschlägen an die Küste von Hawaii, wo Umi mit den anderen Häuptlingen fischte. Auf einem Boot hatte man eine kleine Palmblatthütte errichtet, damit der Fischer vor der Sonne beschattet wurde. Iwa fragte, ob es das Königsboot wäre; und als er Bescheid wußte, fuhr er schnell mit seinem Boot hinter eine Landspitze und schickte sich an, zu tauchen. Er sagte zu seinem Freund: „So, ich will jetzt gehen und die Tigermuschel stehlen."

Er sprang ins Wasser und sank bis auf den Meeresgrund hinab. Dann wanderte er unter dem Meere entlang, — seine Zauberkräfte halfen ihm — und kam an die Stelle, wo der König fischte. An der Bordseite des Königsbootes hing eine Leine herab, an welcher die Muschel befestigt war. Iwa begab sich ruhig unter das Boot, ergriff die Muschel, zog sie auf den Meeresgrund herab, zerschnitt die Leine und band sie an eine der scharfkantigen Korallen fest; dann ging er wieder zu Keaau zurück, der auf ihn wartete. Unterwegs griffen ihn riesige Tintenfische und anderes Teufelsgetier an; sie versuchten, ihm die Muschel zu entwinden, doch es gelang ihm mit seinen Zaubersprüchen und der Unterstützung durch die Götter nach dem Boote zu entkommen; er kletterte wieder hinein, gab dem Fischer die Muschel und sie fuhren wieder nach Puna heim. Dort wohnte er eine Weile bei Keaau.

Als der Dieb die Leine des Umi herabzog, meinte der König, es hätte ein gewaltig großer Tintenfisch angebissen; er ließ die Leine auslaufen, damit sie nicht entzweiriß und die Muschel verloren ging; als er sie aber wieder aufholen wollte, wurde sie unten festgehalten. Nun mußten die Taucher aus dem ganzen Lande herbeikommen und ihr Heil versuchen; doch niemand vermochte auf den Meeresgrund hinabzu-

tauchen. Zehn Tage und zehn Nächte verbrachte er im Boote. Dann ließ er in ganz Hawaii nachfragen, wer das Tauchen in große Tiefen verstünde; doch alle berühmten Taucher versagten. Die Boten kamen auch an den Ort, wo sich Iwa aufhielt. Keaau befand sich auf dem Fischfang. Iwa führte den Boten an die Stelle, wo der Fischer Tintenfische trocknete und zeigte ihm den recht ansehnlichen Fang. Dann fügte Iwa hinzu: „Geh und bestelle dem König, daß die Muschel nicht an der Leine sitzt, sondern daß ein Felsen sie festhält."

Der Bote kehrte zum König zurück und erzählte ihm, was Iwa gesagt hatte. Darauf sandte der König Eilboten, die sollten laufen und ihm den Iwa bringen. Der Bursche willigte ein, zum Umi zu kommen, und er war eher da als die abgesandten Eilboten zurück waren. Als er vorm König stand, erzählte er ihm die ganze Geschichte und sprang ins Wasser, er brach ein Stück von dem Felsen los und brachte das Stück mit der daran festsitzenden Leine mit nach oben. Da begehrte Umi, daß Iwa wieder nach Puna zurückging und die Muschel für ihn zurückstehle. Iwa begab sich darauf in das Fischerhaus und stahl in der Nacht die Muschel — diesmal für den König.

Als Umi die Muschel wieder hatte, freute er sich sehr über die Geschicklichkeit des Diebes. Und er erinnerte sich an sein heiliges Steinbeil im Waipio-Tal; da gedachte er, den Dieb einmal auf die Probe zu stellen.

Dies heilige Steinbeil war tatsächlich Eigentum des Umi, des Sohnes von Liloa, aber es wurde ständig im Tabu Heiau (heiliger Tempel) von Pakaalana im Waipio-Tal aufbewahrt. Zwei alte Frauen bewachten das Beil. Es war in der Mitte eines Seils befestigt; das eine Ende davon war um den Hals der einen, das andere um den der anderen alten Frau geschlungen. So trugen sie die Zierbänder des heiligen Beils. Als Umi den Dieb fragte, ob er dies Beil stehlen könne, antwortete Iwa, er würde es versuchen; er wartete, bis die Sonne nahezu untergegangen war, dann lief er schnell ins Waipio-Tal; und als ob er ein Königs-

bote war, der das Tabu über das Land verhing, rief er den Leuten zu:

„Schlaft — schlaft ob des heiligen Steinbeils des Umi!
Tabu — niemand darf das Haus verlassen!
Tabu — kein Hund darf bellen!
Tabu — kein Hahn darf krähen!
Tabu — kein Schwein darf grunzen!
Schlaft — schlaft bis das Tabu vorbei!"

Fünfmal verkündete er das Tabu; er fing damit in Puukapu bei Waimea an und begab sich dann auf den Weg nach Waipio. Als er das Tabu verhängt hatte, ging er nach der Stelle, wo die beiden Alten das Beil bewachten. Er rief wieder: „Schlaft ihr schon?" und sie antworteten: „Wir sind hier, aber wir schlafen noch nicht." Er rief wieder: „Wo seid ihr? Ich werde jetzt das heilige Beil des Umi anfassen und dann zurückkehren und erzählen, daß meine Hand das heilige Beil des Königs berührte."

Er ging ganz nahe heran, nahm das Beil und zog die Schlingen um die Hälse der Frauen so fest zusammen, daß sie erschraken und übereinander hinwegpurzelten. Dann schnitt er das Band durch und lief schnell über den Abgrund zurück. Die alten Frauen kamen schließlich voneinander los und schrien: „Das heilige Beil des Umi ist gestohlen worden! Der Dieb ist nach Waimea entflohen!" Die Leute verfolgten den Iwa von einem Ort zum andern, aber sie konnten ihn nicht einholen und verloren ihn schließlich gänzlich aus den Augen.

Iwa begab sich zum König und legte sich zum Schlafen nieder. Als die Leute ihn am andern Morgen schlafend sahen, erzählten sie dem König, daß Iwa gar nicht fort gewesen wäre; und wie er erwachte, wurde er vor den König befohlen, der zu ihm sagte: „Na, hast du das heilige Steinbeil nicht geholt?"

„Das mag schon recht sein," antwortete der Gefragte, „aber hier hast du ein Beil, das ich in der vergangenen Nacht gefunden habe. Willst du es dir nicht einmal ansehen?" Der

König erkannte sein heiliges Beil und bewunderte die unheimliche Zauberkraft des Diebes; denn er hatte es für unmöglich gehalten, daß jemand in einer Nacht nach Waipio hin und zurück war, er wußte auch, wie schwer es hielt, an das Beil zu gelangen und obendrein den Wächtern zu entkommen.

Jetzt wollte er den Iwa nochmals auf die Probe stellen — er sollte mit den sechs besten Dieben seines Königreiches um die Wette stehlen. Er fragte Iwa, ob er es tun wolle; wer verlöre, solle den Kopf verlieren; wer gewönne, dürfte die ganze Beute behalten. Das paßte dem Diebe von Oahu: es würde einen richtigen Kampf geben — einer gegen sechs!

Der König rief seine sechs Leibdiebe und Iwa zu sich und eröffnete ihnen, daß er zwei Häuser bereit halten würde, worin sie ihre Beute unterbringen könnten. Nachts sollten sie ausziehen und stehlen, und wessen Haus am meisten gefüllt wäre, sollte Sieger sein. Die Nachricht von diesem Wettstreit machte bald im Dorfe die Runde, und jedermann schickte sich an, seine Habe zu verstecken.

Iwa legte sich zum Schlafen hin, während die sechs Männer schnell und leise unter die Leute huschten und stahlen, was sie nur stehlen konnten. Als sie Iwa schlafen sahen, tat er ihnen sehr leid, denn nun mußte er ja sterben. Gegen Morgen war ihr Haus beinahe voll und Iwa schlief noch immer. Doch die sechs Diebe waren ebenfalls sehr müde, auch hungrig geworden; sie richteten sich ein Essen her und bereiteten Kawa. Dann aßen und tranken sie, bis sie voll waren; und kurz vor dem Eintritt der Dämmerung schliefen sie ein.

Nun erhob sich Iwa; er eilte nach dem Hause, das die Diebe voll getragen hatten, und schleppte alles schleunig in sein Haus. Dann begab er sich leise zum Schlafhaus von Umi und zog ihm, um seine große Geschicklichkeit zu beweisen, vorsichtig die Tapa-Schlafdecke vom Leibe und packte sie oben auf die anderen gestohlenen Sachen. Darauf legte er sich wieder nieder und schlief ein.

Der König spürte bald die Morgenkühle; ihn fröstelte, er wachte auf, er tastete nach seiner Bettdecke, aber er konnte sie nicht finden. Da fiel ihm der Wettstreit wieder ein, und als es heller Tag war, rief er die Diebe zusammen.
Sie gingen zum Hause der sechs Diebe, und als sie es öffneten, um sich die Ausbeute anzusehen, da war auch kein Stück mehr darin. Es war ganz leer. Nun gingen sie zu Iwas Haus. Als sie die Tür aufmachten, sahen sie die Tapadecke des Königs oben auf dem übrigen Diebsgut liegen. Die sechs Diebe wurden hingerichtet, und Iwa wurde von dem König hochgeehrt und zum Meisterdieb des Königreichs ernannt.
Nach einiger Zeit bekam er Heimweh nach seinem Geburtsorte; er bat Umi, ihn doch wieder zu seinen Eltern zu entlassen. Umi füllte ihm ein Doppelboot voll mit den schönsten, herrlichsten Sachen und entließ ihn nach dem herrlich begrünten Koalau auf Oahu.

67. Der Häuptling mit den wunderbaren Dienern



or vielen, vielen Jahren lebte einmal auf der Insel Oahu ein Häuptling. Der wollte seine Länder bereisen und sehen, wie es auf ihnen stände. Er war damit so zufrieden, daß er sie nicht genug preisen konnte — als ihm ein anderer Reisender begegnete. Der Mann antwortete: „Ich kann die Lande von Wakea und Papa sehen, und die sind noch größer und prächtiger als deine schönsten Lande.“ Da beschlossen sie, zusammen loszuziehen und das Wunderland der Götter zu suchen.
Bald darauf trafen sie einen Mann, der stand am Wege. Der Häuptling fragte ihn, was er täte. Der Mann antwortete: „Ich bin Mama-loa, der Schnelle. Ich warte darauf, daß die Sonne aufgeht, dann will ich laufen und sie einfangen.“

Sie warteten nun, bis die Sonne heraufkam und sich über der Insel erheben wollte. Da eilte der Mann schnell auf sie zu, fing sie, fesselte sie und behielt sie einige Zeit als seine Gefangene.

Die drei wanderten weiter — der Häuptling Ikai-loa, der Starke, der Mann Ike-loa, der Fernseher, und Mama-loa, der Schnelle. Nach einer kleinen Weile bemerkten sie zwei Leute, die waren am Wege eingeschlafen. Der eine zitterte vor Kälte; er hieß Kanaka-make-anu, der Mann, welcher in der Kälte stirbt. Der andere glühte, wie wenn er über einem Feuer säße; er hieß Kanaka-make-wela, der Mann, welcher im Feuer stirbt. Sie wärmten und kühlten sich gegenseitig; und alle zogen zusammen weiter.

Sie kamen nach einem Platze, wo ein Mann sehr geschickt mit Pfeil und Bogen Ratten erlegte. Er hieß Pana-pololei, der Scharfschütze. Sie forderten ihn auf, doch mit ihnen ins Land von Wakea und Papa zu ziehen; da schloß er sich ihnen an. Nach einer Weile trafen sie einen Mann, der lag auf dem Wege und hielt das Ohr an den Boden. Der Häuptling fragte ihn: „Was machst du da?" Er schaute auf und antwortete: „Ich habe mir die Zänkereien zwischen Papa und Wakea angehört." Diese beiden Ahnen der Hawaii-Leute hatten nämlich einen berühmten Streit und trennten sich darauf für immer. Der Mann, welcher die harschen Worte der beiden belauschte, hieß Hoolohe-loa, der Horcher.

Nun reisten sie zusammen weiter und kamen schließlich in ein Land, das schöner war, als sie je eins gesehen hatten. Und die Sage erzählt, daß eins der Häuser von Wakea und Papa in der wunderschönen Landschaft um das Nuuanu-Tal und Honolulu lag.

Der Hüter sah die sechs feinen Gesellen nahen; der siebente übertraf sie aber bei weitem in allem. Schnell wurde Kunde von dem Besuch der Fremden an die Königin gesandt, welche das Land unter Wakea und Papa beherrschte. Sie befahl dem Anführer ihrer Krieger, die Fremdlinge einzuholen und nach ihrem Hause zu bringen. Dort sorgte man für Kurz-

weil. Während sie schliefen, versammelte die Königin ihre Untertanen, und der ganze Hofraum war dicht gedrängt voll von Leuten.
Am Morgen sagte der Häuptling Ikai-loa zur Königin: „Ich habe gehört, du gibst schwere Rätsel auf. Wenn ich deine Rätsel löse, sollst du meine Frau werden.“ Die Königin war damit einverstanden; sie führte ihn aus dem Hause hinaus und sprach: „Mein jetziger Mann steht vor der Tür des Hauses von Wakea und Papa; wo befindet sich die Tür des Hauses?“ Der Häuptling wandte sich zu Ike-loa und fragte ihn heimlich, ob er die Tür zu Papas Haus sehen könne. Der sah sich in der Runde um und sagte schließlich: „Die Tür zum Hause befindet sich dort an der Wurzel des großen Baumes. Bist du stark genug, so breche den Baum ab, dann kannst du die Tür finden, denn sie liegt in einer der Wurzeln.“
Da ging der Häuptling zum Baum hin, riß die Rinde herunter, zersplitterte das Holz und öffnete die Tür.
Darauf sagte die Königin: „Wir haben drei Hunde. Einer gehört dem höchsten Herrscher Wakea; der andere seiner Frau Papa; und der dritte mir. Kannst du mir die Hunde einzeln bezeichnen, die jedem gehören?“
Der Häuptling flüsterte seinem Diener Hoo-lohe-loa ins Ohr: „Lausche und merke dir die Namen der Hunde.“ Da legte der Mann, welcher so gut hören konnte, sein Ohr an den Boden und hörte, wie Papa zu ihren Dienern sagte: „Papas schwarzer Hund soll zuerst hinaus, dann der rote Hund; und der weiße Hund der Königin soll zuletzt gehen.“ So erfuhr der Häuptling, wie er die Hunde benennen mußte.
Als der schwarze Hund zur Tür herauslief, rief der Häuptling: „Da ist ja der schwarze Hund von Papa!“
Und wie nun der rote Hund ihm folgte, sagte er: „Das ist der rote Hund von Wakea.“
Dann kam der weiße Hund, und der Häuptling sprach: „Der weiße Hund gehört uns, Königin.“
Hierauf traf man Vorbereitungen zu einem großen Feste.

Die Königin sagte: „Uns fehlt noch Frischwasser, und die Quelle ist sehr weit von hier. Schick' doch einen der Leute, ich sende eine Frau fort; jeder soll eine Kalabasse mitnehmen; und wenn dein Bote als Erster zurückkommt, wollen wir heiraten."

Der Häuptling gab dem Mama-loa eine Kalabasse. Er machte sich fertig, und die Frau stellte sich mit ihrer Kalabasse neben ihm auf.

Auf ein Zeichen hin begannen beide den Wettlauf. Der Mann lief geschwind und meinte, niemand von all den Leuten wäre so flink wie er; doch die Frau überholte ihn, und er blieb weit hinter ihr zurück.

Der Häuptling rief Pana-pololei, den Scharfschützen, herbei und sagte ihm, er möge jetzt einmal seine Geschicklichkeit beweisen. Der nahm seinen Bogen, legte einen Pfeil auf und schoß. Der Pfeil flog weit, weit weg und schwirrte gerade am Hinterkopf der Frau vorüber. Sie erschrak sich so sehr darüber, daß sie stolperte und zu Boden fiel; und der Mann lief an ihr vorüber.

Nach einer Weile sagte der Häuptling zu Ike-loa, dem Fernseher: „Wie steht es jetzt?" Der Diener antwortete: „Die Frau gewinnt." Der Häuptling sprach zum Scharfschützen: „Hast du wohl noch einen Pfeil?" Und wiederum sauste ein Pfeil hinter den Schnelläufern her. Er streifte den Rücken der Frau, und sie fiel hin. Mama-loa lief an ihr vorüber, gelangte zur Quelle, füllte seine Kalabasse und rannte zurück. Aber die Frau war nicht säumig, sie tauchte ihre Kalabasse ins Wasser, machte kehrt und hatte den Mann bald überholt. Wiederum wurde ein Pfeil abgesandt, der die Frau so am Kopfe berührte, daß sie nach vorn taumelte, ihre Kalabasse zerbrach, und sie verschüttete das Wasser. Sie stand wieder auf, sah, daß sie noch ein wenig Wasser übrigbehalten hatte, und eilte hinter dem Mann her, der sie inzwischen überholt hatte. „O, wie sie rennt! Sie fliegt ja nur so an dem Mann vorüber, und gleich hat der Wettlauf ein Ende!"

Da rief der Häuptling seinem Schützen zu: „O, Pana-polo-lei! Hast du wohl noch einen Pfeil?" Der Scharfschütze sandte einen stumpfen Pfeil ab. Der prallte an der Brust der Frau ab; sie fiel ganz außer Atem hin und verlor den letzten Rest Wasser aus ihrer zerbrochenen Kalabasse.

Der Häuptling nahm seinem Mann die Kalabasse aus der Hand, goß das Wasser in eine Kokosschale und gab es der Königin zu trinken. Als die Frau herbeikam, fragte die Königin sie nach der Ursache ihres Mißgeschicks. Die Frau antwortete: „Ich überholte den Mann, doch da traf mich etwas, und ich fiel hin. Das wiederholte sich mehrmals, aber niemals sah ich etwas. Zum Schluß fiel ich wieder hin, die Kalabasse zerbrach, das Wasser wurde verschüttet, und der Mann dort hat den Wettlauf gewonnen."

Inzwischen hänselten die anderen Diener des Häuptlings den Mama-loa. Er fragte sie: „Weshalb lacht ihr mich aus? Ich habe doch gesiegt."

Da lachten sie noch unbändiger und sagten: „Haha! Wenn wir dir nicht geholfen hätten, würdest du verloren haben." Darauf erzählten sie ihm, wie der Fernseher auf ihn aufgepaßt und der Scharfschütze ihm mit seinen Pfeilen geholfen hätte.

Die Königin sagte aber zum Häuptling, daß er noch eine Aufgabe lösen müßte; dann wollten sie auch wirklich heiraten.

Sie sagte: „In diesem Lande gibt es einen sehr heißen und einen sehr kalten Ort. Wenn du dahin zwei Leute schicken kannst, die dort leben können, dann wollen wir heiraten."

Da sprach der Häuptling zu Kanaka-make-anu: „Du stirbst in der Kälte, dann wird der heiße Ort der Königin wohl für dich am besten zum Leben sein." Und Kanaka-make-wela, der unter der Hitze litt, bat er, sich an den kalten Platz zu begeben. Die beiden Diener antworteten: „Wohlan, wir gehen; aber wir kommen nie wieder zurück, denn die beiden Orte sind für uns zum Leben am allerbesten geeignet."

Nun gab es keine Aufgaben mehr zu lösen. Der Häuptling heiratete die Königin, und beide lebten herrlich und in Freuden im schönen Lande der Götter.

68. Das Lebenswasser des Ka-ne



n uralten Zeiten lebte einmal auf Hawaii ein König, der war sehr krank. Alle seine Freunde dachten, daß er nun sterben müsse. Seine Familie versammelte sich im Vorraum des Gehöftes, wo der kranke Mann lag; und seine drei Söhne weinten bitterlich, weil sie so großen Kummer tragen mußten.

Da kam ein fremder, alter Mann vorüber und fragte sie, warum sie so traurig wären. Und einer von den Jünglingen antwortete: „Unser Vater liegt hier im Hause und ist todkrank.“

Der alte Mann sah über den Zaun hinweg und sagte bedächtig: „Ich weiß, was euren Vater schon wieder gesund machen würde. Er muß das Lebenswasser des Ka-ne trinken. Leider kann man das nur sehr schwer finden und ebenso schwierig erhalten.“

Der alte Mann ging fort, und der Älteste sprach: „Ich werde das Lebenswasser schon finden; dann bin ich Vaters Liebling und werde das Königreich erhalten.“ Er lief zum Vater und bat ihn um die Erlaubnis, das Wasser suchen zu dürfen.

Der kranke König antwortete: „Nein, das ist zu schwierig und lebensgefährlich. Da ist es besser für mich, hier zu sterben.“ Doch der junge Prinz bat seinen Vater so inständig und lange, bis er ihn ziehen ließ.

Der Prinz nahm seine Wasserkalabasse und eilte fort; doch die Reise dauerte lange, und er fand kein Wasser, welches wiederum Leben verlieh. Als er durch einen Wald wanderte, trat ihm plötzlich ein kleiner häßlicher Mann, ein a-a, ein

Zwerg, in den Weg und rief: „Wohin gehst du so eilig?“ Der Prinz antwortete barsch: „Geht das dich etwas an? Das brauche ich dir nicht zu sagen.“ Und er stieß das Männlein beiseite und eilte weiter.

Da wurde der Zwerg sehr böse und beschloß den unfreundlichen Wanderer zu bestrafen. Mit einemmal wurde der Weg zu tausend Windungen verschlungen und schmaler und enger, je weiter der Prinz auf ihm entlangzog. Immer dichter drängten sich die Bäume, dazwischen schlangen sich Lianen und wanden sich Farne. Schließlich fiel er zu Boden, kroch durch das Wirrwarr der Farnkräuter und kämpfte einen verzweifelten Kampf mit den ihn fest umschließenden Lianen des Feen- und Zwergenlandes. Sie wickelten sich ihm um den Leib, Arme und Beine — er blieb wie tot in ihnen hängen.

Zu Hause wartete man auf ihn lange Zeit, und als er nicht wiederkam, glaubte man, daß ihm etwas zugestoßen sei. Da sagte der zweite Sohn, nun wolle er ausziehen und das Lebenswasser suchen. Er nahm seine Wasserkalabasse und ging denselben Weg wie sein Bruder. Er meinte, er würde jetzt das Lebenswasser finden und der Wunsch seines Bruders, das Königreich zu erhalten, bei ihm in Erfüllung gehen.

Als er des Weges ging, traf er dasselbe Männlein, das in Wirklichkeit der König des Feenreiches war, obschon er als Zwerg erschien. Das Männlein rief: „Wohin gehst du so eilig?“

Der Prinz gab ihm eine barsche Antwort, stieß ihn vom Wege und lief weiter. Bald darauf gelangte er in den Zauberwald und wurde dort ebenso wie sein Bruder von den Lianen verstrickt und gefangen.

Schließlich zog der Jüngste aus, nahm seine Wasserkalabasse und wollte seine Brüder suchen, sie befreien und für den Vater das Lebenswasser holen. Er traf dasselbe Männlein. Es fragte ihn, wohin er ginge. Da erzählte er dem Zwerge von der Krankheit des Königs und der Wirkung des Lebens-

wassers von Ka-ne, und er fragte ihn, ob er ihm nicht behilflich sein könnte, dies Wasser zu beschaffen. „Denn mein Vater ist todkrank," sagte der Prinz, „nur das Lebenswasser kann ihn gesund machen, und ich weiß nicht den Weg."

Das Männlein antwortete: „Weil du mir alles so freundlich erzählt und mich um Hilfe gebeten hast, und weil du nicht so ungezogen und barsch warst wie deine Brüder, will ich dir den Weg zeigen und dir helfen. Vor diesem Stab wird sich dir der Weg öffnen. Und nach einiger Zeit wirst du dann an das Haus eines Königs kommen. Der ist ein Zauberer. In seinem Hause ist die Quelle des Lebenswassers. Aber nur mit diesen drei Päckchen mit Nahrungsmitteln, die ich dir jetzt gebe, kannst du in das Haus gelangen. Nimm diese Päckchen in die eine und den Stab in die andere Hand. Und wenn du an das Haustor des Königs kommst, klopfe dreimal mit dem Stab dagegen, dann wird es sich dir öffnen. Du wirst zwei Drachen sehen, welche dich verschlingen wollen. Wirf ihnen schnell die Päckchen in den Rachen, dann sind sie ruhig. Fülle deine Kalabasse mit dem Lebenswasser und eile fort. Denn um Mitternacht sind alle Tore, alle Öffnungen fest verschlossen, und du kannst nicht herauskommen."

Der Prinz bedankte sich bei dem Männlein, nahm die Geschenke und zog fröhlich weiter. Nach langer Zeit kam er in ein fremdes Land und zum Hause des Zauberer-Königs. Er klopfte dreimal, die Mauer zerbrach und es öffnete sich ihm eine Tür. Er sah die Drachen, warf ihnen die Päckchen in den Rachen, und sie wurden seine Freunde. Er trat ein und begegnete einigen jungen Häuptlingen, die begrüßten ihn und schenkten ihm eine Kriegskeule und ein Bündel mit Essen. Dann gelangte er in ein anderes Zimmer. Dort traf er ein wunderschönes Mädchen, das ihn sofort in ihr Herz schloß. Sie schaute ihm in die Augen und sagte, nach einer Weile würden sie sich wiedersehen, um dann als Mann und Frau zusammen zu leben. Darauf zeigte sie ihm, wo er das

Lebenswasser bekommen konnte. Sie ermahnte ihn, sich recht zu beeilen. Er füllte die Kalabasse an der Quelle und lief durch das Tor, gerade als die Mitternacht eintrat.
Voller Freude eilte er nun von einem Land zum andern und von einem Meer zum andern und sah überall nach dem Männlein, dem a=a, aus, welches ihm so brav geholfen hatte. Als ob es seinen Wunsch geahnt hätte, stand plötzlich das Männlein vor ihm und fragte, wie es ihm denn auf der Reise ergangen wäre. Der Prinz erzählte ihm von dem weiten Weg, dem Erfolg, und wollte es nun dafür entlohnen, weil es ihm so schön geholfen hatte.
Der Zwerg wies jedoch jegliche Belohnung zurück. Da sagte der Prinz, ob er so kühn sein dürfte und noch eine Gunst von ihm verlangen. Das Männlein antwortete: „Du bist nett, freundlich und ehrerbietig gegen mich gewesen, bitte, und vielleicht kann ich dir deinen Wunsch erfüllen."
Der Prinz sagte: „Ich möchte nicht ohne meine Brüder nach Hause kommen; kannst du mir helfen und sie finden?" — „Die liegen tot im Walde," sprach der Zwerg, „wenn du sie findest, werden sie dir nur Leid antun. Laß sie nur zwischen den Farnen und Lianen ruhen; sie haben böse Herzen." Doch der Prinz bat so inständig, daß der Zwerg ihm schließlich den verschlungenen Pfad durch die Wälder zeigte. Mit dem Zauberstab eröffnete er sich den Weg und fand seine Brüder. Er besprengte sie ein bißchen mit dem Lebenswasser, und sofort erwachten sie wieder zum Leben und bekamen wieder Kräfte. Er erzählte ihnen, wie er „das Lebenswasser des Ka=ne" gefunden, was für Geschenke er erhalten hatte, und wie er zu einer schönen Braut gekommen war. Da vergaßen die Brüder ihren langen Todesschlaf und wurden neidisch und ärgerlich auf die Erfolge ihres jüngeren Bruders.
Sie hatten noch einen weiten Weg bis nach Hause. Unterwegs kamen sie durch ein fremdes Land, wo der Oberhäuptling im Kriege lag gegen viele aufständische Untertanen. Das Land war verwüstet und die Menschen litten Not. Dem Prinzen taten der Oberhäuptling und seine Getreuen leid;

er gab ihnen von dem Essen aus dem Hause des Gottes Ka-ne. Sie genossen es und wurden wieder stark und kräftig. Dann lieh er dem Oberhäuptling die Kriegskeule. Schnell wurden da die Aufständischen zerstreut, und das Land hatte wieder Ruhe und Frieden.

Er half noch einem andern Häuptling im Kriege und befreite einen dritten aus seinen Schwierigkeiten, dann kam er schließlich mit seinen Brüdern an das heimatliche Gestade. Sie legten sich zum Schlafen nieder; aber die bösen Brüder, die wußten, daß nun keine Gefahren mehr drohten, wo sie ihn benötigten, planten, ihn zu töten, doch die Zauberkeule verhinderte es. Sie nahmen jedoch seine Kalabasse mit dem Lebenswasser, füllten es in ihre eigenen, und gossen in seine schlechtes salziges Meerwasser. Am nächsten Morgen gingen sie heim. Der jüngste Prinz drängte sich mit seiner Kalabasse vor, gab sie dem Vater und sagte zu ihm, er solle trinken und wieder gesund werden. Der König trank gehörig von dem Salzwasser und wurde noch viel kränker. Da kamen die anderen beiden Brüder herbei und beschuldigten ihn, daß er den Vater habe vergiften wollen. Sie gaben ihm das echte Lebenswasser, und sogleich wurde er wieder gesund und fühlte sich so kräftig wie in seinen jungen Tagen.

Der König wurde sehr zornig auf seinen jüngsten Sohn und sandte ihn mit einem Manne fort, welcher die Wälder gut kannte. Der Mann war ein Freund des jungen Prinzen und brachte ihn in ein sicheres Versteck, wo er lange lebte.

Nach einiger Zeit kamen aus den verschiedenen Ländern die drei mächtigen Könige, um dem Prinzen viele Geschenke zu bringen, weil er ihnen so brav geholfen, Frieden und Wohlstand verschafft hatte. Sie sagten dem Vater, was für einen wunderbaren Sohn er hätte, und wollten sich bei ihm bedanken. Der Vater rief den Mann herbei, den er mit dem jüngsten Sohn fortgeschickt hatte, und sah sein Unrecht ein. Als der Mann ihm berichtete, daß der Prinz nicht tot wäre, sandte er Boten aus, die ihn holen sollten.

Inzwischen hatte die schönste Prinzessin der Welt überall die Kunde verbreiten lassen, daß sie sich in ihrem Hause hinsetzen würde, und der Prinz, welcher geradeswegs entlang einer Linie, die ihre Zauberer durch die Luft gezogen hatten, auf sie zugehen würde, ohne nach links oder rechts blicken zu müssen, der solle ihr Gemahl sein. Es wurde ein besonderer Tag dafür festgesetzt.

Die Boten, welche der König ausgesandt hatte, um den Prinzen zu holen, wußten auch von der Kunde und erzählten ihm davon, als sie ihn gefunden hatten. Da eilte er auf Flügeln der Liebe in das Land des schönen Mädchens. Seinen Brüdern waren die sorgfältigsten Bemühungen mißglückt; doch der junge Prinz folgte dem Zug seines Herzens und ging geradeaus auf eine Tür zu, welche sich ihm von selbst öffnete. Jetzt lief aus dem Hause das Mädchen aus dem Lande des Ka-ne, es eilte ihm in die Arme und schickte seine Bedienten überallhin, um laut zu verkünden, daß es seinen Gemahl gefunden hätte.

Die beiden Brüder wanderten in fremde Länder aus und kehrten nie wieder zurück. Der Prinz und die Prinzessin wurden König und Königin. Sie lebten glücklich und zufrieden und regierten das Königreich zum Wohl ihrer Untertanen.

69. Das Wasser des Kane



ine Frage, eine Frage
Will ich an dich richten:
Wo ist das Wasser des Kane?
Am östlichen Tor,
Wo die Sonne erscheint, in Haehae;
Dort fließt das Wasser des Kane.
Eine Frage will ich an dich richten:
Wo ist das Wasser des Kane?
Dort wo der Sonnenball rollt,
Dort wo die Wolken auf dem Meere ausruhn

Und ihre Leiber gen Nihoa aufrecken,
Diesseits, dort in Lehua;
Da ist das Wasser des Kane.

Eine Frage will ich an dich richten:
Wo ist das Wasser des Kane?
Dort auf den Bergesspitzen,
Ja, auf den steilen Firsten,
Tief unten in schönen Tälern.
Da wo die Flüsse rauschen;
Dort fließt das Wasser des Kane.

Eine Frage will ich an dich richten:
Wo, bitte, ist das Wasser des Kane?
Dort in dem weiten Meer,
Ja in dem Prasselregen,
In der erschütternden Bö,
In den grauen Nebelbänken,
In den blitzerfüllten Regengüssen,
In den geisterbleichen Wolkenballen;
Dort ist das Wasser des Kane.

Eine Frage will ich an dich richten:
Wo, wo ist das Wasser des Kane?
Dort auf den Höhen ist Kanes Wasser,
Hoch oben im luftigen Blau,
In dem dunkeln Wolkenhaufen,
In der schwarzen Wetterwolke,
In der scheckigen, heiligen Wolke der Götter;
Da ist das Wasser des Kane.

Eine Frage will ich an dich richten:
Wo fließt denn das Wasser des Kane?
Tief unten im Grunde, in gurgelnden Quellen,
In den Gängen von Kane und Loa,
Dort schlürft man das prächtige Wasser,
Das Wasser voll zaub'rischer Macht —
Das Wasser des Lebens!
Leben! O schenk' uns dies Leben!



Maori=Häuptling

70. Maui



Eines Tages bat Maui seine Brüder, sie möchten ihm verraten, wo ihre Eltern wohnten; er bat sie inständig, sie sollten es ihm doch sagen, denn er wollte ausziehen und den Ort besuchen, wo die beiden Alten lebten; aber sie antworteten ihm: „Wir wissen es nicht! Wir wissen nicht, ob sie über der Erde oder unter der Erde, oder nur ein wenig von uns entfernt wohnen.“ Darauf entgegnete er ihnen: „Schön, ich werde sie schon finden“; aber seine Brüder sagten zu ihm: „Unsinn! Wie kannst du Kleinster von uns so etwas ausfindig machen — wenn wir Älteren nicht einmal wissen, wo sie sich verborgen halten? Du weißt wohl noch, als du zu uns kamst und dich uns und der Mutter als unser Bruder zu erkennen gabst, daß die Mutter jeden Abend zu uns kam und bei uns schlief und, sobald es Tag werden wollte, immer wieder verschwunden war. Sieh, niemand schlief sonst im Hause, und Abend um Abend pflegte es so zu sein, und nun sollen wir wissen, wohin sie ging oder wo sie sich aufhält?“ Doch er antwortete: „Gut, bleibt hier und wartet ab; ihr werdet schon von mir zur rechten Zeit hören.“

Denn wie Mutter, Verwandte und Brüder ihn entdeckten, hatte auch er etwas ausfindig gemacht. Als sie alle eines Abends im großen Versammlungshause tanzten, war er gefunden worden. Während seine Verwandten tanzten, bekam man auf folgende Weise heraus, wer er war. Als der kleine Maui, noch ein Kind, ins Haus gekrochen war, hockte er sich hinter einen seiner Brüder nieder und verbarg sich dort; wie die Mutter nun ihre Kinder zählte, damit sie sich zum Tanze bereit machten, sagte sie: „Eins, da ist Maui-taha; zwei, da ist Maui-roto; drei, da ist Maui-pae; vier, da ist Maui-waho,“ und nun bemerkte sie noch einen und rief: „Hallo! woher kommt der fünfte?“ Da antwortete Klein-

Maui, das Kind: „O, ich bin auch dein Kind.“ Die alte Frau zählte sie nochmals und sprach: „O nein, es dürfen nur vier von uns sein; und ich sehe dich zum ersten Male.“ Klein-Maui und seine Mutter zankten sich eine ganze Weile darüber mitten zwischen den Tänzern.

Zuletzt wurde sie ärgerlich und sagte: „Marsch, hinaus mit dir; mach, daß du sofort zum Haus hinauskommst; du bist nicht mein Kind, du gehörst jemand anders!“ Klein-Maui antwortete aber tapfer: „Schön, dann gehe ich fort, denn wenn du es sagst, muß ich wohl das Kind von jemand anders sein; aber ich glaubte, wirklich dein Kind zu sein, als ich das sagte, weil ich weiß, daß ich am Strande des Meeres geboren bin; nachdem du dir dein Haar abgeschnitten und mich darin eingewickelt hattest, wurde ich in den Gischt der Brandung geworfen. Das Seegras formte und bildete mich, die brechenden Seen hüllten mich in das Tanggewirr ein und rollten mich von einer Seite auf die andere; schließlich trieben mich die Winde, welche über das Wasser hinstrichen, wieder ans Land; weiche Quallen bedeckten und schützten mich auf dem sandigen Strande; ungeheure Fliegenschwärme ließen sich auf mich nieder, sie summten um mich herum und legten Eier, damit die Maden mich auffräßen; Scharen von Vögeln sammelten sich um mich und wollten mich in Stücke hacken; da erschien aber auch mein großer Ahnherr Tama-nui-ki-te-Rangi; er bemerkte die Fliegen, die zu Haufen versammelten Vögel und die Massen von Quallen; jetzt eilte der alte Mann, so schnell er nur konnte, herbei, löste die Quallen ab und schaute nun in ihnen ein menschliches Wesen; da hob er mich auf, trug mich in sein Haus und hing mich unterm Dach auf, damit ich den warmen Rauch und die Hitze des Feuers spürte — und so rettete mich die Freundlichkeit des alten Mannes. Ich wuchs heran und vernahm den Ruhm von den Tänzen in diesem großen Versammlungshause. Der zog mich hierher. Seit der Zeit, wo ich noch in deinem Leibe wohnte, hörte ich die Namen deiner früher geborenen Kinder, ich hörte sie ebenso nennen, wie

du sie heute abend aufriefest, und du sie nochmals wiederholtest. Zum Beweis, Brüder, will ich euch beim Namen nennen. Du bist Maui-taha, und du bist Maui-roto, und du bist Maui-pae, und du bist Maui-waho, und ich bin Maui der Kleine und sitze hier vor euch."

Als seine Mutter, Taranga, das hörte, rief sie: „Du liebes gutes Kind, du bist wirklich mein letztgeborener Sohn, die Sonne meines Alters, daher will ich dich Maui-tiki-tiki-a-Taranga, ‚Maui, geformt im heiligen Haarknoten Tarangas,' nennen," und so hieß er fortan.

Nach diesem Wortstreit rief Taranga ihren Letztgeborenen herbei und sagte: „Komm her, mein Kind, du sollst bei deiner Mutter schlafen, die dich geboren hat; ich will dich küssen," und er eilte zu seiner Mutter, um mit ihr zu schlafen. Da wurden seine älteren Brüder eifersüchtig und murrten: „Das ist ja gut, uns lädt die Mutter niemals ein, mit ihr zu schlafen; und uns Kinder hat sie doch wirklich zur Welt kommen sehen, und über unsere Geburt herrscht kein Zweifel. Als wir noch kleine Wesen waren, hat sie uns genährt, und sanft auf weiche, ausgebreitete Matten gebettet — nun, warum fordert sie uns denn nicht auf, bei ihr zu schlafen? Als wir klein waren, hatte sie uns sehr lieb, nun wir größer sind, liebkost sie uns nie oder behandelt uns freundlich. Aber der kleine Bengel, der nicht einmal sagen kann, ob ihn der Seetang oder sonst jemand nährte, der vielleicht jemand anders Kind ist, der darf nun bei unserer Mutter schlafen. Wer hätte das je geglaubt, daß eine unreife Frucht, die ins Meer geworfen wurde, je wieder als menschliches Wesen sich auf die Welt zurückfindet!? — und nun besitzt der Frechling auch noch die Unverschämtheit und nennt sich einen Verwandten von uns."

Doch die beiden älteren Brüder sprachen zu den jüngeren: „Es macht nichts, er soll uns trotzdem ein lieber Bruder sein; denkt in friedlichen Tagen an das Sprichwort — im Frieden lege deine Zänkereien in Ruhe bei, im Kriege mußt du Beleidigungen mit Gewalt wettmachen. Brüder, es ist

besser für uns, gegen andere Leute freundlich zu sein; wie man Einfluß auf die Menschen erhält? man sorgt für reichliche Nahrung, um auch anderen zu essen zu geben — man sammelt Schätze, um sie anderen mitzuteilen, und wie ihr anderen Gutes tut, so breitet auch der Friede sich über die Welt aus. Wir wollen dafür sorgen, daß wir nicht wie die Kinder von Rangi-nui und Papa-tu-a-nuku werden, denen nur Gedanken im Kopf herumgingen, wie sie ihre Eltern erschlagen könnten; vier willigten ein, doch Tawhiri-ma-tea zeigte wenig Verständnis dafür, denn er liebte seine Eltern; aber die übrigen Brüder kamen überein, sie zu töten; als dann Tawhiri sah, daß der Gatte weit von der Gattin getrennt wurde, dachte er an seine Pflicht und kämpfte gegen seine Brüder. So entstand auch der Anlaß, der Tu-matauenga zum Kriege gegen Bruder und Eltern verführte; so wurde nun auch der Zwiespalt in unser eigen Geschlecht hineingetragen, und ein Mensch bekämpft den andern. Wir wollen uns daher sorgfältig hüten, solche Zwiespälte zwischen uns zu nähren, damit nicht solche verruchte Gedanken entstehen, die den einen zum Feind des andern machen und wir wie die Kinder von Rangi-nui und Papa-tu-a-nuku werden." Als die beiden jüngeren Brüder das gehört hatten, antworteten sie: „Ja, ja, ältere Brüder, ihr habt ganz recht; wir wollen auch nicht mehr murren."

Es war jetzt Nacht; doch Taranga stand früh morgens auf und plötzlich, im Nu, war sie aus dem Hause heraus, wo sich ihre Kinder aufhielten. Sobald sie erwachten, schauten sie sich überall um, doch ohne Erfolg; sie konnten sie nicht sehen; die älteren Brüder wußten, daß sie sie verlassen hatte und waren daran gewöhnt; aber das jüngste Kind machte ein höchst betroffenes Gesicht; nun dachte es: „Es ist schon wahr; vielleicht ist sie nur hinausgegangen, um uns etwas zu kochen." — Doch nein — nein — sie war weit weg, weit weg.

Als die Mutter gegen Abend wieder zurückkam, sangen und tanzten die Kinder wie gewöhnlich. Als sie fertig waren,

rief sie den Letztgeborenen herbei: „Komm her, mein Kind, wir wollen zusammen schlafen.“ Und sie schliefen nebeneinander; aber sobald es Tag werden wollte, verschwand sie; dem kleinen Kerl kam dies Verhalten der Mutter sehr sonderbar und verdächtig vor. Als er eines Nachts wieder bei der Mutter schlief und auch die übrigen Brüder in dieser Nacht bei ihnen ruhten, da kroch der Kleine heimlich hervor, nahm seiner Mutter den Schurz, den Gürtel und den Mantel weg und versteckte sie; darauf verstopfte er den winzigsten Spalt im Fenster und in der Tür, so daß kein Lichtstrahl ins Haus hineindringen und die Mutter zum Aufstehen anspornen konnte. Als er das getan, schlug ihm das Herz doch nicht wenig, und er fühlte sich sehr unbehaglich bei dem Gedanken, daß die Mutter sich doch vielleicht noch in der Dunkelheit erheben und seine Pläne zuschanden machen könnte. Die Nacht schlich langsam dahin, und die Mutter rührte sich nicht; schließlich drang doch ein schwacher Lichtschein vom frühen Morgen in das Haus, und man konnte von dem einen Ende des Hauses aus die Beine der Schläfer am andern Ende deutlich erkennen; doch die Mutter schlief weiter; dann ging die Sonne auf und stieg weit über den Horizont hinauf; da erwachte schließlich die Mutter; sie dachte so bei sich: „Weshalb dauert denn diese Nacht so lange?“ und als sie das gedacht hatte, schlief sie wieder ein. Sie wachte wieder auf und machte sich wieder ihre Gedanken, aber sie konnte nicht sagen, ob draußen schon heller Tag war, denn Fenster und Tür waren im Hause fest verschlossen und verstopft.

Endlich stand sie auf; und da sie ganz nackt war, suchte sie nach ihrem Mantel, nach dem Gürtel und dem Schurze; aber sie konnte nichts finden; dann eilte sie und zog die Sachen heraus, mit denen Fenster und Tür verstopft waren, und als sie das tat — oh weh! oh weh! da sah sie, daß die Sonne schon hoch am Himmel stand; sie raffte da einen alten Flachsmantel, mit dem die Haustür verstopft gewesen war, vom Boden auf und eilte damit als einziges Beklei-

dungsstück davon und zum Hause hinaus; sie war tief betrübt, daß ihre Kinder sie so schlecht behandelt hatten.
Sobald sie zum Hause hinaus war, sprang Klein-Maui auf, kniete nieder und schaute durch die Türritze ins helle Tageslicht. Während er sie beobachtete, hatte die alte Frau ein Binsendickicht erreicht; sie zog es beiseite und stieg in ein darunter befindliches Loch hinab; darauf verdeckte sie wieder die Öffnung mit dem Binsendickicht und verschwand. Klein-Maui sprang auf und lief so schnell, wie er konnte, aus dem Hause, riß die Binsen fort und schaute darunter — und entdeckte eine wunderbare große Höhle, die weit in die Erde hinabführte.
Er bedeckte das Loch wieder und kehrte nach Hause zurück. Dann weckte er seine Brüder auf, die noch immer schliefen, und sagte: „Kommt, kommt, Brüder, steht auf, ihr habt lange genug geschlafen; kommt, steht auf; Mutter hat uns die längste Zeit beschwatzt.“ Da standen die Brüder schnell auf; aber, ach, ach! die Sonne stand schon hoch am Himmel.
Klein-Maui fragte die Brüder wieder: „Was glaubt ihr wohl, wo unser Vater und unsere Mutter wohnen?“ und sie antworteten: „Das wissen wir nicht, das haben wir nie gesehen; obwohl wir Maui-taha, Maui-roto, Maui-pae und Maui-waho sind, haben wir niemals den Ort gesehen; glaubst du denn, daß du den Ort finden kannst, den du so gern sehen möchtest? Was soll das bedeuten? Warum kannst du nicht ruhig bei uns bleiben? Was kümmern wir uns denn um Vater und Mutter? Haben sie uns zu essen gegeben, bis wir erwachsen waren? — niemals, nicht einen Happen. Nun, gewiß ist Rangi oder der Himmel unser Vater; er sandte uns freundlich seine Nachkommen: Hau-whenua, den sanften Wind, um die Erde und die jungen Pflanzen zu kühlen; Hau-ma-ringiringi, den Nebel, um sie zu befruchten; Hau-ma-roto-roto, das Schönwetter, um sie wachsen zu lassen; Tou-a-rangi, den Regen, um sie zu bewässern; Toma-i-rangi, den Tau, um sie zu nähren; diese

Sprößlinge sollten unsere Nahrung wachsen lassen; darauf sandte Papa-tu-a-nuku, die Erde, Samen, der sollte keimen und gedeihen und ihre Kinder auf dieser lange währenden Welt mit Unterhalt versehen."

Klein Maui entgegnete darauf: „Euer Reden ist ganz richtig; aber solche Gedanken und Aussprüche stehen mir besser an als euch, denn ich wurde in dem dampfenden Gischt der See aufgezogen und genährt; es würde mir weit mehr gefallen, wenn ihr darüber nachdächtet und euch daran erinnertet, wie ihr an der Brust der Mutter genährt wurdet; erst als ihr damit aufhörtet, euch von der Mutter Milch zu nähren, konntet ihr doch an alle die schönen Sachen denken, die ihr mir da eben aufzähltet; aber ich, oh! Brüder, ich habe weder etwas von ihrer Milch noch von ihrer Nahrung erhalten! und doch habe ich sie lieb, liebe ich sie nur deswegen — weil ich in ihrem Leibe war; und weil ich sie liebe, will ich wissen, wo Vater und Mutter wohnen."

Seine Brüder waren ganz überrascht und freuten sich über ihren kleinen Bruder, als sie ihn so reden hörten. Als sie sich von ihrem Erstaunen erholt hatten, versprachen sie ihm, daß sie ihm helfen wollten, Vater und Mutter zu suchen und zu finden. Da sagte er, sie wollten losgehen. Es war schon lange her, daß er sein erstes Meisterstück gezeigt hatte, denn als er zum ersten Male bei seinen Verwandten im Sing- und Tanzhaus erschien, hatte er sich bei der Gelegenheit in alle Arten von Vögeln verwandelt, in jeden Vogel der Welt, und doch hatte keine Gestalt, die er annahm, seinen Brüdern gefallen; als er sich ihnen aber jetzt als Taube zeigte, da sagten seine Brüder: „Ah! fürwahr, oh! Bruder, jetzt siehst du hübsch aus! Jetzt siehst du prächtig aus, wirklich herrlich, wunderbar schön, viel schöner als in den früheren Verwandlungen, die du uns vorführtest und in denen du dich uns zeigtest, als du dich uns entdecktest!"

Warum er so schön aussah? Das machten der Gürtel und der Schurz, die er der Mutter fortgenommen hatte, während sie schlief; denn was auf der Taubenbrust so schön

glänzt, ist der breite Gürtel der Mutter; auch trug er ihren kleinen Schurz aus glänzendem Hundeschwanzhaar; die Gürtelschnalle war zu den prächtigen schwarzen Federn an ihrer Kehle geworden. Er hatte schon früher vor langer Zeit diese Gestalt angenommen, als er Vater und Mutter suchte, und er hatte seine Brüder verlassen, um die Gestalt einer Taube anzunehmen; nun nahm er dieselbe Gestalt wie früher an, und als seine Brüder ihn so wiedersahen, sagten sie: „O, Bruder! o Bruder, du siehst wirklich wunderschön aus!" und als er auf einem Zweige saß, mein Gott, nochmal! er bewegte sich gar nicht, er sprang nicht von Ast zu Ast, sondern saß ganz still und girrte vor sich hin, so daß jeder, der ihn so sitzen sah, unbedingt an das Sprichwort denken mußte: „Die dumme Taube sitzt auf einem Zweig und hüpft nicht von Ast zu Ast."

Nun, früh am nächsten Morgen, sagte er zu seinen Brüdern, wie schon vorher erzählt wurde: „Gut, bleibt hier und wartet ab, ihr werdet schon zur rechten Zeit von mir hören. Die große Liebe für meine Eltern zwingt mich, nach ihnen zu suchen; nun hört zu, und dann sagt, ob meine letzten Taten bemerkenswert waren oder nicht. In Vögel verwandeln kann sich nur jemand, der in der Zauberei Bescheid weiß, und doch habe ich, der Jüngste von euch, beinahe alle Vogelgestalten angenommen; aber jetzt werde ich vielleicht meine ganze Kunst verlieren und auf der langen Reise nach dem Orte, wohin ich will, alt und schwach werden." Seine Brüder antworteten ihm folgendermaßen: „Das mag schon wahr sein, wenn du auf einen Kriegszug ausgehst, doch nun willst du ja nur die Eltern suchen, die wir alle so gerne sehen möchten; wenn du sie findest, dann werden wir alle glücklich beieinander wohnen, unsere jetzigen Sorgen werden zu Ende sein, wir werden stets zwischen ihrer und unserer Wohnung hin und her wandern und ihnen fröhliche Besuche abstatten."

Er antwortete ihnen: „Sicherlich veranlaßt mich ein guter Grund zu dieser Reise, und wenn ich an den Ort komme und dort alles schön und angenehm finde, dann werde ich mich

wohl darüber freuen, finde ich ihn aber häßlich, so werde ich sehr enttäuscht sein." Sie entgegneten ihm: „Was du sagst, ist vortrefflich; reise also los mit deinen großen Kenntnissen und Geschick in der Zauberei." Dann ging ihr Bruder in den Wald und kehrte wieder zu ihnen zurück; nun sah er wie eine Taube aus. Seine Brüder waren ganz entzückt, aber sie konnten nichts anderes tun, als ihn nur bewundern.

Darauf flog er fort und kam zur Höhle, wo die Mutter hinabgeeilt war, er schob das Binsendickicht beiseite; er flog hinunter, verschwand in der Höhle und verschloß die Öffnung, um den Eingang zu verbergen; er flog sehr schnell; zweimal senkte er die Flügel, denn die Höhle war sehr eng; bald erreichte er den Boden der Höhle und flog darauf entlang; weil die Höhle so eng wurde, senkte er erst den einen und darauf den anderen Flügel; dann erweiterte sie sich aber, und er flog eilends geradeaus.

Endlich bemerkte er eine Anzahl Leute, die unter eine Baumgruppe zogen; er flog weiter und ließ sich im Wipfel eines Baumes nieder, unter den sich die Leute gesetzt hatten; und als er seine Mutter da unten im Grase neben ihrem Gatten liegen sah, erriet er sogleich, wer sie waren und dachte: „Ah! Vater und Mutter sitzen hier unter mir!" Bald hörte er auch von den Fremden, die daneben saßen, ihre Namen nennen; nun hüpfte die Taube einen Zweig niedriger und pickte an eine Beere, ließ sie sanft fallen und traf damit den Vater auf die Stirn; einige Leute sagten: „Welcher Vogel hat die Beere heruntergeworfen?" Der Vater sagte: „Oh nein, die Beere ist nur zufällig herabgefallen."

Nun pickte die Taube noch mehr Beeren vom Baum und warf sie mit aller Gewalt hinunter; Vater und Mutter wurden getroffen und richtig verletzt; da schrien sie auf, und die ganze Runde erhob sich und sah zum Baum hinauf; und als nun die Taube zu girren anfing, erkannten sie bald am Geräusch, wo sie saß, und alle, Häuptlinge und gemeine Leute, nahmen Steine auf und warfen damit nach der Taube; lange Zeit warfen sie und trafen nicht; schließlich versuchte

es der Vater; ah, er traf sie; denn Maui hatte es fertig gebracht, daß nur der Stein vom Vater ihn treffen konnte; sonst hätte ihn, ohne seinen Willen, niemand getroffen; er wurde gerade am linken Bein getroffen; er fiel hinunter; und als er da nun flatternd und strampelnd am Boden lag, eilten sie alle herbei, aber siehe da — die Taube war zum Menschen geworden.

Alle, die ihn anschauten, erschraken über seine wilden, glühenden Augen, die so rot waren, als wären sie mit roter Farbe bestrichen; und sie sagten: „O, das ist kein Wunder, daß er so lange ruhig im Baum saß; ein Vogel wäre längst davongeflogen, aber es war ja ein Mensch"; und andere sprachen: „Nein, eher ein Gott — seht euch doch einmal seine Gestalt und sein Aussehen an; so etwas hat man nicht geschaut seit Rangi und Papa-tu-a-nuku auseinandergerissen worden sind." Da sprach Taranga: „Ich habe jemand wie diesen jeden Abend gesehen, wenn ich meine Kinder besuchte; doch was ich da sah, übertrifft noch das, was ich jetzt sehe; aber hört nur zu. Einst wanderte ich am Ufer des Meeres, da gebar ich vorzeitig ein Kind; ich schnitt meine langen Haarenden ab und wickelte es darin ein; dann warf ich es in den Gischt der See und einer seiner Ahnherren Tama-nui-ki-ta-Rangi fand es auf." Darauf berichtete sie fast mit denselben Worten die Geschichte, die Maui, das Kind, ihr und seinen Brüdern erzählt hatte; und als sie die Geschichte beendet hatte, schloß Taranga die Unterhaltung mit ihrem Gatten und den Freunden.

Darauf fragte die Mutter Maui, der neben ihr saß: „Woher kommst du denn? vom Westen?" Er antwortete: „Nein!" — „Dann vom Osten?" — „Nein." — „Vielleicht vom Südosten?" — „Nein." — „Aber vom Süden?" — „Nein." — „Nun, welcher Wind hat dich denn zu mir hierher geführt?" — Als sie so fragte, öffnete er den Mund und sagte: „Ja." Und sie rief: „O, das ist mein Kind!" und sie fuhr fort: „Bist du Maui-taha?" Er antwortete: „Nein." Dann sagte sie: „Bist du Maui-tikitiki-o-

Taranga?" und er erwiderte: „Ja!" Da rief sie laut: „O, es ist wirklich mein Sohn. Winde, Stürme und die wellenpeitschenden Brisen haben ihn gebildet, er wurde zum Menschen; willkommen, mein Kind, willkommen; du sollst über die Schwelle des Hauses deiner großen Ahnherrin Hine-nui-te-po schreiten, und dann soll der Tod keine Macht mehr über den Menschen haben."

Nun führte ihn der Vater zum Wasser, benetzte ihn damit, die Weihegebete machten ihn heilig und befreiten ihn von allen Unvollkommenheiten; als man fertig war, befiel seinen Vater Makea-tu-tara ein großer Schrecken, denn er erinnerte sich nun daran, daß er aus Versehen in der Eile einen Teil der Weihegebete ausgelassen hatte, der Weihen, um Maui zu reinigen; er wußte, daß die Götter den Fehler sicherlich ahnden würden; sie würden Maui sterben lassen, und seine Aufregung und Angst waren darum nicht gering. Gegen Abend begaben sich alle ins Haus.

Maui kehrte aber danach zu seinen Brüdern zurück, um ihnen zu erzählen, wie er die Eltern gefunden hatte, und ihnen zu erläutern, wie sie wohnten.

Bald nach seiner Rückkehr erschlug Maui seinen ersten Menschen, eine Tochter des Maru-te-whare-aitu; hinterher vernichtete er noch obendrein durch Zaubersprüche die Ernten des Maru-te-whare-aitu, so daß sie welken mußten.

Er besuchte darauf wieder seine Eltern und blieb einige Zeit bei ihnen. Während seines Aufenthalts bemerkte er, daß einige Leute täglich etwas Essen fortbrachten, mit dem sie jemand beschenkten; und da ihm das auf die Dauer auffiel, fragte er sie eines Tages: „Zu wem bringt ihr eigentlich jeden Tag das Essen?" Die Leute, welche gerade etwas fortbrachten, antworteten ihm: „Das ist für deine Ahnfrau Muri-ranga-whenua bestimmt." Er fragte weiter: „Wo wohnt sie denn?" Sie erwiderten: „Da hinten!" Worauf er fortfuhr: „Schon gut; laßt das Essen nur hier, ich werde es ihr selbst hinbringen."

Seit dem Tage brachte Maui die täglichen Essensgeschenke

seiner Ahnin selber; aber er tat es gar nicht, er gab sie ihr nicht zu verspeisen, sondern trug sie still beiseite. Und so machte er es viele Tage hindurch. Schließlich schöpfte Muri-ranga-whenua Verdacht; irgend etwas mußte nicht mit rechten Dingen zugehen; und als er das nächste Mal mit dem Essen des Weges kam, da schnüffelte und schnupperte die alte Frau immer und immer wieder, bis sie meinte, daß doch etwas käme; sie war sehr erregt und ihr Magen begann sich schon zu weiten, damit sie Maui verschlingen könnte, sobald er nur da wäre. Sie wandte sich gegen Süden und roch und schnüffelte, aber kein Düftchen drang ihr in die Nase; sie wandte sich gegen Norden, nach Osten, sie streckte die Nase weit in die Luft hinein und roch und schnüffelte, langsam drehte sie sich dabei, aber sie konnte auch nicht die geringste Spur eines menschlichen Wesens wahrnehmen; und schon meinte sie, sie hätte sich vordem getäuscht; da machte sie noch einen Versuch und schnüffelte nun in den Wind, der vom Westen herstrich. Ah! da roch sie deutlich einen Mann, und sie rief laut: „An dem Geruch erkenne ich, daß irgend jemand ganz in meiner Nähe ist," und Maui sagte ja. Da erkannte die Alte, daß er einer ihres Geblüts war, und ihr Magen, der sich schon ganz weit ausgedehnt hatte, schrumpfte sofort wieder zusammen und wurde wieder klein. Hätte der Westwind ihr den Geruch des Maui nicht entgegengetragen, sie hätte ihn sicherlich aufgefressen.

Als der Magen von Muri-ranga-whenua seine natürliche Größe wieder bekommen hatte, hörte man sie sprechen: „Bist du Maui?" und er antwortete: „Jawohl."

Nun fragte sie ihn: „Warum hast du denn deine alte Ahnin in so häßlicher Weise betrogen?" Da antwortete Maui: „Ich fürchtete, daß ich deinen Kinnbacken, mit dem man so gewaltige Zauberkünste verrichten kann, nicht bekommen würde." Sie erwiderte: „Hier, nimm ihn; ich habe ihn für dich aufbewahrt." „Maui nahm ihn und kehrte darauf zu seinen Brüdern zurück.

Maui, der junge Held, war noch nicht lange wieder bei seinen Brüdern gewesen, da begann er schon darüber nachzudenken, daß die Nacht denn doch zu früh wieder nach dem Aufgang der Sonne eintrat, und die Sonne täglich weit unter den Horizont versank; ihm erschienen die Tage zu kurz. So sprach er schließlich eines Tages zu seinen Brüdern: „Nun wollen wir die Sonne in einer Schlinge fangen, wir wollen sie zwingen, langsamer zu gehen, damit die Menschheit lange Tage bekommt, und besser ihrer Arbeit für des Lebens Notdurft und Nahrung nachgehen kann.“; doch sie entgegneten ihm: „O, niemand vermag sich ihr zu nahen, sie ist so heiß; glühend ist ihre Hitze.“ Doch der junge Held sagte zu ihnen: „Habt ihr denn nicht gesehen, was ich schon alles fertig bekommen habe? Habt ihr nicht gesehen, daß ich mich in jeden Vogel verwandeln kann; ihr und ich haben wohl das Aussehen und die Erscheinung von Menschen, doch vermochte ich mich mit meinen Zauberkünsten in einen Vogel zu verwandeln, und jeweilig wie es mir gefiel, nahm ich die Gestalt dieses oder eines andern Vogels an, bis ich schließlich so ziemlich sämtliche Vögel der Welt dargestellt hatte; und bin ich dann nicht wieder zum Menschen geworden? Nun, Brüder, diese Tat vollführte ich einzig und allein mit meinen Zauberkünsten, und damit werde ich auch alles andere bewerkstelligen, was mir in den Sinn kommt.“ Als die Brüder das vernahmen, ließen sie sich überzeugen und versprachen ihm ihre Hilfe bei der Besiegung der Sonne.

Nun fingen sie an zu spinnen und Taue zu drehen, um die Schlinge zu machen, in der die Sonne eingefangen werden sollte; dabei erfanden sie die Art, den Flachs zu vierkantigen, flachen und runden Tauen zu flechten; und schließlich hatten sie alle Taue fertig, die zu ihrem Vorhaben nötig waren. Dann nahm Maui seine Zauberwaffe in die Hand; seine Brüder gingen mit; und alle trugen Lebensmittel und andere Sachen, die ihnen notwendig waren. Sie wanderten die ganze Nacht hindurch, und gegen Morgen machten sie

in der Wüste halt; dort versteckten sie sich, damit die Sonne sie nicht zu sehen bekam; nachts wanderten sie weiter; vor Tagesanbruch machten sie wieder halt und versteckten sich; schließlich kamen sie weit, weit weg nach Osten und erreichten die Stelle, wo die Sonne aufgeht.

Nun gingen sie an die Arbeit und errichteten auf beiden Seiten der Stelle einen hohen Erdwall; darauf bauten sie Laubhütten, um sich darin zu verstecken; als sie fertig waren, machten sie die Schlinge klar; Mauis Brüder legten sich an der einen Seite der Stelle, wo die Sonne herauskommen mußte, auf die Lauer. Maui lag auf der andern.

Der junge Held hatte seine Zauberwaffe, den Kinnbacken seiner Ahnin Muri-ranga-whenua, in der Hand und sagte zu seinen Brüdern: „Paßt auf, haltet euch verborgen, und zeigt euch nicht unnütz der Sonne; tut ihr das, dann erschreckt ihr sie; wartet geduldig, bis der Kopf und die Arme in die Schlinge gegangen sind; dann rufe ich, und dann zieht ihr so schnell wie möglich auf beiden Seiten an den Tauen; ich stürze alsdann hervor und greife sie an; aber wenn ich sie angreife, haltet die Taue gut fest, so lange, bis sie beinahe tot ist, dann wollen wir sie laufen lassen; aber Brüder, hört gut zu, laßt euch nicht durch ihr Ächzen und Stöhnen erweichen."

Schließlich stieg die Sonne hervor und weithin leuchtete ihr Feuer über Berge und Wälder; sie stieg empor, ihr Kopf ging durch die Schlinge; da zogen sie alle die Taue fest an; das Ungetüm wehrte sich und schlug um sich, und die Taue schlenkerten nach vorn und hinten, während sie sich zur Wehr setzte. Aber ach! sie saß in den Schlingen ihrer Feinde fest.

Da stürzte der kühne Held hervor, Maui-tikitiki-o-Taranga, und in der Hand hielt er die Zauberwaffe. Ach! Die Sonne schrie laut auf; sie brüllte; Maui versetzte ihr gehörige Streiche; lange hielten sie ihr Opfer fest, und schließlich ließen sie die Sonne gehen — und nun kriecht die Sonne, durch ihre Wunden geschwächt, langsam des Weges weiter.

Damals erfuhren die Menschen ihren zweiten Namen, denn

in ihrer Todesangst rief die Sonne aus: „O weh! warum schlagt ihr mich? oh, Mensch, weißt du, was du tust? Willst du Tama-nui-te-Ra töten?“ So erfuhr man ihren anderen Namen. Endlich ließen sie sie gehen. Und fortan, oh, wandert Tama-nui-te-Ra sehr langsam und müde weiter.
Maui-taha kehrte hiernach mit seinen Brüdern nach Hause zurück, und sie blieben fortan dort wohnen; eine lange Zeit war schon wieder verstrichen, da gingen die Brüder fischen, während Maui-tikitiki-o-Taranga zu Hause faulenzte, obschon ihm Frauen und Kinder genügend in den Ohren lagen und ihm seine Faulheit vorwarfen, daß er nicht auch auf den Fischfang gegangen war. Da entgegnete er den Frauen: „Mütter und Kinder, ihr braucht euch nicht zu fürchten. Ich habe doch alles fertig gekriegt? und nun diese Läpperei! Es ist ja eine Kleinigkeit für mich, euch etwas zum Essen zu besorgen! Glaubt ihr denn etwa, ich kann das nicht? Schön! ich will euch einen so großen Fisch fangen, daß ihr ihn nicht aufessen könnt; die Sonne wird darauf scheinen, und er wird stinken, ehe ihr ihn verzehrt habt.“ Danach zog Maui durch seinen Zauberfischhaken ein Band; der Kinnbacken von Muri-ranga-whenua bildete die Spitze; und als er das getan hatte, befestigte er den Haken an einer kräftigen Fischleine.
Seine Brüder hatten inzwischen die Bindungen an ihren Booten geprüft, um einen guten Fischzug zu tun. Als alles fertig war, schoben sie ihr Boot ins Wasser; und sobald es flott war, sprang Maui hinein. Seine Brüder fürchteten sich vor seinen Zaubereien und riefen: „Komm, steig wieder aus, du sollst nicht mit uns fahren; deine Zauberkünste bringen uns in Ungelegenheiten.“ Er mußte also zurückbleiben, und die Brüder fuhren ab; als sie auf den Fischgründen angelangt waren, legten sie die Paddeln ins Boot und fischten; dann kehrten sie abends mit einem glücklichen Fang zurück.
In tiefdunkler Nacht schlich Maui sich zum Strand; er stieg ins Boot seiner Brüder und versteckte sich unter den Bodenbrettern. Am folgenden Vormittag kamen auch die Brüder

an den Strand herab, um wiederum zu fischen; sie schoben das Boot ins Wasser und fuhren auf die See hinaus; sie bemerkten Maui nicht, der unten am Boden in einem Versteck lag. Sie hatten schon das hohe Meer erreicht, da kroch Maui hervor; und als seine Brüder ihn sahen, sagten sie: „Wir fahren wohl am besten schleunigst wieder zum Lande zurück, denn der Bursche ist ja doch an Bord." Maui vermochte es aber mit seinen Zaubersprüchen, daß das Land sofort weit entschwand, und ehe sie sich überhaupt nur umwenden konnten, war die Küste schon ganz außer Sicht gekommen. Maui sprach nun zu ihnen: „Ihr laßt mich doch lieber bei euch; ich will mich nützlich machen und das Wasser aus dem Boot schöpfen." Sie willigten ein und ruderten weiter; und schnell erreichten sie die Fanggründe, wo sie sonst zu fischen pflegten. Sobald sie dort anlangten, sagten die Brüder: „Laßt die Anker fallen, nun wollen wir fischen"; aber er erwiderte: „O nein, tut es nicht; rudert lieber noch ein bißchen weiter." Sie ruderten weiter und immer weiter, bis sie den letzten Fischgrund erreichten; sie waren schon sehr weit aufs Meer hinausgekommen; und nun sprachen seine Brüder schließlich: „Komm, jetzt müssen wir den Anker fallen lassen und hier fischen." Er antwortete: „Ich glaube gern, die Fische sind hier vorzüglich; aber wir tun besser, noch weiter in die See hinauszurudern und dort zu ankern. Wenn wir dort hinausfahren, wohin ich euch rate, werdet ihr mit eurem Haken, ehe er überhaupt den Boden berührt, einen Fisch ins Boot ziehen. Ihr braucht dort nicht einmal solange zu bleiben, wie ihr ein Auge öffnen und schließen könnt, und euer Boot wird brechend voll mit Fischen ans Land zurückfahren können." Als sie das hörten, ruderten sie weiter; sie ruderten eine lange Strecke weiter, dann sagten seine Brüder: „Nun sind wir doch weit genug!" er entgegnete aber: „Nein, nein; wir müssen ganz außer Sehweite vom Lande kommen; wenn wir es nicht mehr sehen können, dann wollen wir den Anker fallen lassen; aber das ist noch weit draußen, auf hoher See!"

Schließlich gelangten sie ins offene Meer, und seine Brüder begannen zu fischen. Nun sprachen die Brüder: „Bruder, wir wollen jetzt umkehren.“ Er sagte darauf zu ihnen: „Wartet noch ein wenig; ich will meinen Haken auch auswerfen.“ Und seine Brüder erwiderten: „Woher hast du denn einen Haken?“ Er sprach: „Ach, darum kümmert euch nur nicht, ich habe meinen eigenen Haken.“ Und wieder sagten seine Brüder: „Nun beeil dich und wirf ihn aus!“ Und als er ihn unter seinen Kleidern hervorzog, da ging ein strahlendes Leuchten von der herrlichen Perlmuttereinlage am Halse des Hakens aus; seine Brüder bemerkten auch, daß der Haken reich beschnitzt und mit Haarbüscheln aus einem Hundeschwanz verziert war; er sah herrlich aus. Maui bat seine Brüder um einen Köder, um ihn am Haken zu befestigen; doch sie lehnten es ab; „Wir geben dir nichts von unserm Köder ab.“ Da ballte er die Faust und hieb sich auf die Nase; das Blut stürzte hervor; und er beschmierte damit den Haken; so ersetzte er den Köder. Den Haken warf er ins Meer, er sank unter und tiefer und immer tiefer, bis er schließlich die kleine geschnitzte Dachfigur eines Hauses am Grunde des Meeres berührte; er glitt an der Figur ab, rutschte über die geschnitzten Dachbalken hinweg und fiel vor der Tür des Hauses nieder; da verfing sich der Haken von Maui-tikitiki-a-Taranga an der Türschwelle. Als er merkte, daß etwas am Haken saß, holte er die Leine ein. O! O! da kam mit dem Haken das Haus des alten Tonganui in die Höhe. Es stieg empor, höher und höher; und als es emporkam, Bester, wie war die Leine da von dem großen Gewicht straff geworden! Gurgelnd und zischend stiegen Schaum und Blasen empor, gerade als ob eine Insel emportauchen wollte; die Brüder öffneten den Mund und schrien laut auf.

Maui fuhr unterdessen in seinen Beschwörungen fort; seine Brüder murrten und klagten, sie weinten und jammerten: „Schaut jetzt, er hat uns auf das hohe Meer hinausgeführt, damit wir hier unser Leben verlieren und von einem Fisch

verschlungen werden." Doch er erhob seine Stimme und sprach die Beschwörung, welche alle schweren Dinge federleicht macht; der Fisch sollte schneller an die Oberfläche kommen; er sprach den Spruch, der also beginnt:

„Nun? warum denn, Tonganui
Hälst du ihn dort unten fest?"

Als er seinen Spruch beendet hatte, da tauchte Mauis Fisch auf, er hing an der Leine; es war ein Stück Land von Papa-tu-a-nuku, der großen Mutter Erde. Ach! ach! ihr Boot saß jetzt auf dem Trocknen.

Maui ließ seine Brüder beim Boote zurück und begab sich wieder ins Dorf; vor dem Fortgang sagte er zu ihnen: „Wenn ich weg bin, seid mutig und unverzagt; eßt nicht eher, als bis ich wieder da bin, nehmt die Fische nicht aus, sondern laßt sie so, wie sie sind, bis ich den Göttern gedankt habe, die uns die reiche Fischbeute bescherten; wartet, bis ich einen Priester gefunden habe, der die Gebete spricht und die Opfer darbringt und die richtigen Weihen abhält. Dann werden wir alle rein werden. Ich werde wiederkommen, und dann können wir in Ruhe die Fische zubereiten; sie sollen ehrlich verteilt werden, dem dieser, jenem der und dem Dritten ein anderer Anteil; so soll jeder bei meiner Rückkehr sein Recht bekommen, und wir wollen fröhlich wieder nach Hause ziehen. Was wir zurücklassen, wird sich halten, und was wir bei der Heimfahrt mitnehmen, wird vortrefflich sein."

Kaum war Maui verschwunden, da kümmerten sich seine Brüder nicht im geringsten um die Worte, welche er zu ihnen gesprochen hatte. Sofort begannen sie zu essen und nahmen den Fisch aus. Als sie das taten, hatte Maui noch nicht die heilige Stätte erreicht, war er noch nicht vor die Götter getreten; wäre er eher zur Stätte gekommen, so hätte die Gottheit sich wohl mit einem Anteil an den Fischen zufrieden gegeben, den ihre Schüler gefangen hatten, und alle Götter und Göttinnen hätten ihr Teil davon abbekommen. Aber

ach! ach! Die törichten, dummen Brüder nahmen den Fisch aus; da luden sie den Zorn der Götter auf sich, weil sie ihn verzehren wollten und ihnen davon nichts abgaben! Da drehte der Fisch den Kopf, er schlug mit dem Schwanze; es bewegten sich die Flossen auf seinem Rücken und der Unterkiefer. O! o! Tangaroa, dein Werk ist gut! er bewegt sich auf dem Lande so munter wie im Wasser.

Daher ist diese Insel jetzt so bergig und uneben — hier erhebt sich ein Berg — dort liegt eine Ebene — hier senkt sich ein Tal — dort fällt ein Kliff steif ab. Wenn Mauis Brüder nicht so dumm gewesen wären, wäre der gewaltige Fisch glatt und ruhig liegen geblieben.

Nun gedachte der Held, seiner Ahnfrau Mahu-ika das Feuer auszulöschen. Er stand eines Nachts auf und machte heimlich in jedem Kochhause der Dorfbewohner die Feuer aus; früh am Morgen rief er laut die Diener: „Ich bin hungrig, ich habe Hunger; flink, kocht mir etwas zu essen.“ Ein Diener eilte fort, um das Kochfeuer anzufachen; aber das Feuer war aus; und als er sich etwas Feuer aus einem andern Hause borgen wollte, da bekam er es nirgendwo; überall waren die Feuer erloschen.

Als das Mauis Mutter vernahm, rief sie die Diener herbei und sagte: „Einige von euch müssen jetzt zu meiner Ahnfrau Mahu-ika gehen; erzählt ihr, daß auf der Erde alles Feuer erstorben ist, und bittet sie, daß sie der Welt neues Feuer schenkt.“ Doch die Diener fürchteten sich und wollten den Befehlen ihrer Herrschaften nicht gehorchen; das mochten noch so angesehene und heilige alte Leute sein, sie verharrten bei ihrer Weigerung, so oft die Alten sie auch von neuem wieder aufforderten.

Schließlich sagte Maui zu seiner Mutter: „Schön, dann will ich das Feuer herunterholen; aber sage mir, welchen Weg muß ich gehen?“ Seine Eltern wußten gut Bescheid und sprachen: „Wenn du wirklich gehen willst, so schlage jene breite Straße dort ein; dann kommst du schließlich an das Haus unserer Ahnfrau; wenn sie dich fragt, wer du bist,

dann sag es lieber; dann weiß sie, daß du ihr Enkel bist, sei vorsichtig, treib' keinen Schabernack mit ihr, wir haben erfahren, daß du ganz hervorragende Taten verrichtet hast, wie sie ein Mensch nicht vollbringen kann, aber du magst andere Leute gern foppen und ärgern; da hast du vielleicht gar die Absicht, auch deiner alten Großmutter einen Possen zu spielen, bitte, hüte dich und tue es nicht."

Aber Maui antwortete: „Nein, ich will für die Menschen nur Feuer holen, und ich werde so schnell wie möglich wiederkommen." Dann zog er ab und kam zur Hütte der Feuergöttin. Eine lange Zeit vermochte er kein Wort hervorzubringen, so war er von alledem benommen, was er da zu sehen bekam. Schließlich sagte er: „Liebe Frau, steh' doch bitte auf. Wo bewahrst du dein Feuer auf? Ich kam hierher, um dich um etwas Feuer zu bitten."

Die alte Frau erhob sich und sagte: „Hallo! wer ist denn dieser Sterbliche?" und er antwortete: „Ich bin es." — „Woher kommst du denn?" und er erwiderte: „Ich gehöre in dieses Land." — „Du bist nicht aus diesem Lande," sagte sie, „du siehst nicht so aus wie die Leute hier. Kommst du vom Nordosten?" — „Nein." — „Kommst du vom Südosten?" — „Nein." — „Kommst du vom Süden?" —„Nein." — „Kommst du vom Westen!" — „Nein." — „Hat dich der Wind, der hier vorüberstreicht, hergebracht?" Da sagte er: „Ja." — „O," erwiderte sie nun, „dann bist du mein Enkelkind; was wünschst du denn?" Er antwortete: „Ich möchte dich um etwas Feuer bitten." Sie sagte: „Willkommen, willkommen! hier hast du Feuer."

Die alte Frau zog ihren Fingernagel heraus; als sie es tat, sprang dort Feuer hervor, und sie gab es ihm.

Als Maui sah, wie sie ihren Fingernagel herauszog, um ihm Feuer zu schenken, dünkte ihm das eine höchst wunderbare Sache! Er ging ein wenig abseits und machte das Feuer aus; dann kam er wieder und sagte: „Das Feuer, was du mir gabst, ist wieder ausgegangen; bitte, schenke mir neues." Nun zog sie einen anderen Nagel heraus und

gab ihm wieder Feuer; er ging wieder abseits und machte auch dies Feuer aus; dann ging er wieder zurück und sprach: „Liebe Frau, bitte, schenkt mir ein neues Feuer, das andere ist auch verlöscht.“ Und so ging es weiter, bis sie schließlich alle Fingernägel einer Hand herausgezogen hatte; dann nahm sie die Nägel der andern Hand; die wurden auch alle; nun kamen die Fußnägel an die Reihe, und schließlich war nur noch der Nagel an einer großen Zehe übrig. Da sprach die alte Frau zu sich selbst: „Ich glaube, der Bursche treibt mit mir seine Possen.“

Zuletzt zog sie auch ihren letzten Nagel heraus; er fing Feuer, und als sie ihn zu Boden warf, stand die ganze Umgebung in hellen Flammen. Sie rief dem Maui zu: „So, nun hast du Feuer!“ Maui lief fort und wollte entfliehen, aber das Feuer folgte ihm auf den Fersen; da verwandelte er sich in einen schnellbeschwingten Adler und flog in rasender Eile weiter; doch das Feuer folgte ihm und erwischte ihn fast im Fluge. Nun stürzte sich der Adler in einen Teich; aber als er im Wasser untertauchte, siedete es nahezu; die Wälder fingen Feuer; nirgendwo konnte er sich niederlassen, und Erde und Wasser gerieten in Brand; Maui kam beinahe in den Flammen um.

Da flehte er zu seinen Ahnen Tawhiri-ma-tea und Whatiri-matakataka und bat sie, sie möchten doch Wasserfluten herunterstürzen. Laut schrie er: „O, sendet Wasser und löscht das Feuer, das mich verfolgt.“ Und sieh' da, schwere Regenschauer fielen herab; Tawhiri-ma-tea ließ es lange regnen und das Feuer erlosch; und noch bevor Mahu-ika ihre Behausung erreichen konnte, wäre sie beinahe in den Fluten umgekommen; und ihr Geschrei und Stöhnen war ebenso laut, wie das von Maui, als er vom Feuer versengt wurde; so endete dies Abenteuer des Maui. Und so wurde das Feuer von Mahu-ika, der Göttin des Feuers, verlöscht; sie rettete nur wenige Funken; die steckte sie zum Schutz in den Kaikomako-Baum und noch einige andere Bäume; darin sind sie heute noch verborgen; und wenn die Menschen heute Feuer

machen wollen, dann benutzen sie dazu Splitter von diesen Bäumen.
Dann kehrte er ins Dorf zurück; Vater und Mutter sagten zu ihm: „Wir haben dich gewarnt, als du fortgingst, und trotzdem hast du mit der alten Ahnin Possen getrieben; es geschah dir ganz recht, daß du so in die Klemme kamst;" worauf der Bursche seinen Eltern erwiderte: „O, was kümmert mich das! Glaubt ihr etwa damit meinen Neigungen Einhalt zu tun? Da irrt ihr euch gewaltig; ich werde so bleiben wie ich bin, heute und immer und immer." Sein Vater sagte zu ihm: „Schön, tu was du willst, wenn du mir bloß gehorchen wolltest, dann wirst du leben bleiben; aber wenn du mir nicht folgst, dann wird es dir noch schlecht ergehen." Die Unterhaltung war knapp beendet, da machte sich der junge Bursche auch schon aus dem Staube, um sich neue Genossen für seine Streiche zu suchen.
Maui hatte eine junge, wunderschöne Schwester, die hieß Hina-uri, und heiratete den Irawaru. Eines Tages ging Maui mit seinem Schwager ans Meer, um zu fischen. Maui fing mit seiner Angel keinen einzigen Fisch, denn sie hatte keinen Widerhaken; Irawaru fing jedoch einen Fisch nach dem andern; da dachte Maui so bei sich: „Nanu, was ist denn das? wie geht das zu, daß der Kerl so viele fängt, während bei mir kein einziger anbeißt?" Er hatte den Gedanken noch nicht ausgedacht, da biß schon wieder einer bei Irawaru an; der holte nun schleunigst die Leine ein; aber sie verwickelte sich in die Leine von Maui; Maui meinte, bei ihm hätte ein Fisch angebissen, und zog die Leine vergnügt ein; und er hatte schon ein gutes Stück aufgewickelt, da merkten sie beide, daß sie ihre Leinen nach ganz entgegengesetzten Richtungen einholten; der eine zog zum Bug, der andere nach dem Heck des Bootes hin.
Maui, der sowieso über sein Pech erzürnt war, und den das Glück des Schwagers ärgerte, rief wütend: „Marsch, laß meine Leine los, der Fisch sitzt an meiner Leine." Doch Irawaru antwortete: „Nein, das ist nicht wahr, er hat bei

mir angebissen." Maui rief nochmals: „Marsch, laß meine Leine los, ich sage dir doch, daß er bei mir angebissen hat." Da ließ Irawaru seine Leine fallen und Maui die Angel einholen; kaum hatte er sie im Boote drin, da merkte Maui, daß Irawaru doch recht gehabt hatte, der Fisch hing an seiner Leine; und als Irawaru das sah, da sagte er: „So, nun laß du meine Leine und meinen Haken los." Maui erwiderte ihm: „Warte doch einen Augenblick, bis ich den Haken vom Fisch befreit habe."

Als er den Haken aus dem Maule des Fisches gelöst hatte, sah er nach und bemerkte, daß er einen Widerhaken hatte; wie Maui das sah, da kannte seine Wut über den Schwager keine Grenzen; er mußte einsehen, daß er mit seiner Angel ohne Widerhaken niemals soviel Fische fangen konnte wie sein Schwager, und so sprach er: „Nicht wahr? nun fahren wir wohl besser wieder an Land?" Irawaru erwiderte: „Schön, dann fahren wir an Land."

Sie ruderten wieder ans Land, und als sie es erreichten und das Boot am Strande aufholen wollten, sagte Maui zu seinem Schwager: „Steig' unter den Ausleger und nimm ihn auf den Rücken." Da kroch er unter den Ausleger des Bootes; und kaum hatte er es getan, als Maui oben hinaufsprang; er drückte das ganze Gewicht des Bootes auf ihn nieder und tötete so beinahe den Irawaru.

Als er schon am Hinscheiden war, trat Maui auf dem Körper herum und zog ihm mit seinen Zaubersprüchen das Rückgrat in die Länge, so daß es zum Schwanz wurde; er verwandelte Irawaru in einen Hund und fütterte ihn mit Abfällen.

Danach ging Maui nach seiner Hütte zurück und tat so, als ob nichts vorgefallen wäre; als seine Schwester, die auf ihren Gatten wartete, ihn sah, lief sie zu ihm hin und fragte: „Maui, wo ist dein Schwager?" Maui antwortete: „Ich habe ihn beim Boot gelassen." Doch seine Schwester fuhr fort: „Warum seid ihr beide denn nicht zusammen nach Haus gekommen?" Maui entgegnete: „Ich soll dir

sagen, du möchtest an den Strand herabkommen und ihm die Fische nach Hause tragen helfen; geh' daher sogleich; und wenn du ihn nicht siehst, dann rufe ihn; und antwortet er nicht, dann rufe: mo-i, mo-i, mo-i."
Als Hina-uri das gehört hatte, lief sie so schnell wie sie konnte zum Strand hinab; und als sie nichts von ihrem Gatten sah, rief sie ihn bei seinem Namen; aber er antwortete nicht; nun rief sie ihn, wie Maui es sie gelehrt hatte: „Mo-i, mo-i, mo-i!" Da kam Irawaru, der in der Nähe als Hund herumstreifte, auf das Rufen von Hina-uri herbeigelaufen und antwortete: „Wau! wau! wau! wau!" er heulte und bellte wie ein Hund und folgte ihr ins Dorf; fröhlich hüpfte er vor ihr hin und wedelte mit dem Schwanze, denn er freute sich über das Wiedersehen; von ihm stammen alle Hunde ab, und er gilt als ihr Ahnherr; und alle Neu-Seeländer rufen noch heute ihre Hunde: „Mo-i, mo-i, mo-i!"
Als Hina-uri sah, daß ihr Mann in einen Hund verwandelt war, verzehrte sie sich vor Kummer und weinte bitterlich auf dem Nachhauseweg; sie ging in ihr Haus und holte einen Zaubergürtel hervor; damit lief sie zum Meer zurück; sie wollte sich in die Fluten stürzen, und die Drachen und Meerungeheuer sollten sie verschlingen. Als sie ans Meer kam, ließ sie sich auf den äußersten Felsen nieder; sie beklagte noch einmal ihr grausames Schicksal, wiederholte den Beschwörungsgesang und stürzte sich dann von den Felsen herab. Die Wellen entführten sie weit in den Ozean hinaus.
Maui hielt es jetzt für besser, dem Dorfe, wo Irawaru gelebt hatte, den Rücken zu wenden; er kehrte zu seinen Eltern heim; und als er dort einige Zeit gewesen war, sagte sein Vater zu ihm: „Lieber Sohn, deine Mutter und auch andere Leute haben mir von deinen tapferen Taten erzählt, die du alle in deinem eigenen Lande vollbrachtest; jetzt bist du aber im Lande deines Vaters, und ich fürchte, jetzt wirst du doch noch deinen Meister finden." Maui fragte ihn: „Wie meinst du das? Wer kann mich denn besiegen?" Sein Vater erwiderte: „Deine Ahnin Hine-nui-te-po; schau, dort,

wo der Himmel am Horizont die Erde berührt, kannst du sie funkeln sehen." Aber Maui entgegnete: „Denk' nicht solch törichtes Zeug! Furchtlos wollen wir beide nun ergründen, ob die Menschen sterben oder ewig leben sollen." Doch der Vater sagte: „Kind, es war ein schlechtes Zeichen; als ich dich weihte, da vergaß ich einige Gebete, und nun fürchte ich, wird das dein Unglück sein."

Doch Maui fragte den Vater: „Sag, wie sieht meine Ahnfrau Hine-nui-te-po denn aus?" Und er antwortete: „Schau, was dort hinten so rötlich funkelt, das sind ihre Augen, ihre Zähne sind so hart und scharf wie Feuerstein; nur ihr Körper hat menschliche Gestalt; die Pupillen ihrer Augen schimmern grün, sie bestehen aus Grünstein; ihre Haare sind wie das Seegras auf den Meeren, und ihr Mund ist fürchterlich wie das Maul des Hornhechtes." Darauf entgegnete ihm sein Sohn: „Glaubst du, daß sie so stark ist, wie Tama-nui-te-Ra, die Menschen, Erde und Wasser mit ihren wilden Gluten verzehrte? Hätte die Welt früher bestehen können, wenn sie nicht so schnell gelaufen wäre? Als sie noch ihre volle Kraft und Stärke besaß, wäre kein Mensch am Leben geblieben, wenn sie so langsam wie heute weitergekrochen wäre; nein, nichts hätte leben, nichts atmen, nichts bestehen können. Doch ich faßte Tama-nui-te-Ra an; nun geht sie langsam, denn wieder und immer wieder schlug ich sie; jetzt ist sie schwach und zieht bedächtig ihres Wegs; jetzt strahlt sie nur wenig Hitze aus, denn ich habe sie mit meiner Zauberwaffe geschwächt; an vielen Stellen habe ich sie getroffen, aus den Wunden leuchten ihre Strahlen hervor und breiten sich nach allen Richtungen hin aus. Ich fand auch heraus, daß die See viel größer als das Meer war; aber durch die Macht und Kraft deines Jüngstgeborenen wurde ein Teil der Erde wieder emporgeholt und wurde zum trocknen Land." Sein Vater antwortete: „Alles ist wahr, mein Sohn, mein Jüngstgeborener, du Stärke und Stütze meines Alters; schön, sei tapfer, geh' und besuche

deine Ahnherrin, die dort drüben am Horizonte lauert und mit den Augen wild funkelt."

Kaum war die Unterhaltung mit dem Vater beendet, da zog der junge Held auch schon aus, um sich nach Gefährten umzutun, die ihn bei dieser Reise begleiten sollten. Es schlossen sich ihm an die kleine und die große Wanderdrossel, die Singdrossel, die Goldammer, viele andere kleine Vögel und die Bachstelze. Sie versammelten sich alle und zogen dann gegen Abend mit Maui los. Und als sie zum Hause der Hine-nui-te-po kamen, lag sie in tiefem, festem Schlafe.

Maui hielt ihnen eine Rede und sagte: „Liebe kleine Freunde, lacht nicht, wenn ihr mich in diese alte Dame hineinkriechen seht. Nein, nein, bitte, lacht nicht! Aber wenn ich in ihr ganz drin bin und wieder zum Vorschein komme, dann könnt ihr lachen soviel ihr wollt." Seine kleinen Freunde erschraken darüber und sagten: „Lieber Herr, du wirst gewiß getötet werden." Aber er entgegnete ihnen: „Wenn ihr zu lachen anfangt, sobald ich in sie hineinkrieche, dann weckt ihr sie, und sie wird mich sofort töten; aber wenn ihr damit wartet, bis ich in ihr drin bin und wieder aus ihrem Munde herausschlüpfe ,dann werde ich leben bleiben und Hine-nui-te-po sterben." Seine kleinen Freunde erwiderten: „Geht denn, tapferer Herr, und nehmt Euch wohl in acht."

Nun zog der junge Held weiter; er wickelte die Bänder seiner Waffe fest ums Handgelenk und ging ins Haus hinein; er legte seine Kleider ab; da sah man die prächtigen Tatauierungen, die Uetonga mit seinem Stifte auf Mauis Hüften gezeichnet hatte; sie waren schön gesprenkelt wie eine Makrele; dann kroch er in die alte Königin hinein.

Die kleinen Vögel bliesen nun ihre zarten Bäckchen auf und versuchten, ihr Lachen zu unterdrücken. Schließlich konnte der kleine Tiwakawaka, der Fliegenschnäpper, nicht länger an sich halten; er lachte fröhlich und munter sein helles Lachen; da wachte die Alte auf; sie öffnete die Augen, fuhr in die Höhe und tötete Maui.

So starb Maui; doch noch vor seinem Tode wurden ihm

viele Kinder, viele Söhne geboren; einige leben davon noch in Hawaiki, andere in Aotea-roa, der großen weißen Wolke; die meisten seiner Nachkommen blieben in Hawaiki, und nur wenige kamen nach Aotea-roa. So kam der Tod in die Welt, denn Hine-nui-te-po, die Göttin der Nacht und der Unterwelt, war die Göttin des Todes; wäre Maui ungefährdet durch sie hindurchgeschlüpft, dann wären die Menschen nie mehr gestorben, denn der Tod wäre selbst vernichtet worden. Wir sagen: „Weil der Fliegenschnäpper über Maui-tikitiki-o-Taranga lachte, ließ Hine-nui-te-po ihn sterben.“ Und das Sprichwort sagt: „Die Menschen zeugen Erben, doch der Tod führt sie hinweg.“
So enden die Taten des Sohnes von Makea-tutara und Taranga.

71. Tawhaki

Tawhaki war der Sohn von Hema und Urutonga; er hatte auch einen jüngeren Bruder, der hieß Karihi. Tawhaki hatte sich Hine-piripiri zur Frau genommen; eines Tages zog er mit seinen Schwägern zum Fischfang auf ein flaches Riff hinaus, das sich weit in die See erstreckte. Er hatte vier Schwäger; als zwei von ihnen müde waren und nicht mehr fischen wollten, gingen sie ins Dorf zurück; und er schloß sich ihnen an. Doch als sie nahe beim Dorfe waren, fielen sie über ihn her, schlugen ihn und begruben ihn nachher für tot. Dann setzten sie den Weg zum Dorfe weiter fort, und als sie da anlangten, fragte ihre jüngere Schwester: „Na, wo habt ihr euren Schwager?“ Sie antworteten: „Die fischen noch.“ Die junge Frau wartete, bis ihre anderen beiden Brüder zurückkamen; und als sie ins Dorf kamen, wurden sie auch von der Schwester befragt: „Wo habt ihr euren Schwager?“ Die beiden zuletzt gekommenen antworteten ihr: „Was? die

anderen sind längst zusammen nach Hause gegangen." Da ahnte der jungen Frau, daß sie ihren Mann erschlagen hatten, und sie eilte weg, um ihn zu suchen; sie fand auch die Stelle, wo sie ihn begraben hatten, und als sie ihn untersuchte, merkte sie, daß er nur bewußtlos, aber nicht tot war; unter großen Beschwerden lud sie ihn sich auf den Rücken und brachte ihn nach Hause; dort wusch sie ihm sorgfältig die Wunden und stillte das Blut.

Als es Tawhaki ein wenig besser ging, sagte er zu seiner Frau: „Hol' etwas Holz und mache mir Feuer an"; und als die Frau es tun wollte, fuhr er fort: „Wenn du hier in der Nähe irgendeinen hohen Baum erblickst, dann fäll' ihn und mach' damit Feuer an." Die Frau ging fort; und als sie einen Baum gefunden hatte, wie ihr Gatte ihn haben wollte, fällte sie ihn, lud ihn auf die Schulter und trug ihn heim; als sie ins Haus kam, steckte sie den ganzen Baum, so wie er war, ins Feuer; sie zerkleinerte ihn nicht; daher nannte sie ihren Erstgeborenen auch Wahie-roa, den langen Feuerbaum, denn Tawhaki hatte ihr befohlen, diesen Baum nach Hause zu bringen und ihr Kind danach zu benennen, damit es immer wieder an die Pflicht erinnert würde, die dem Vater angetane Unbill zu rächen.

Sobald Tawhaki wieder genesen war, verließ er den Ort, wo die treulosen Schwäger lebten; mit all' seinen Kriegern und ihren Familien zog er fort und baute sich hoch oben auf dem Gipfel eines Berges ein festes Dorf, wo er sich leicht schützen konnte; und dort wohnte er fürderhin. Darauf rief er alle Götter und Ahnen um Rache an; die Fluten des Himmels fielen herab, die Erde wurde von den Wassern überschwemmt und alle Menschen starben; „die Überschwemmung von Mata-aho" heißt die Sinflut, und das ganze Menschengeschlecht wurde damals ausgetilgt.

Nach dieser Tat zog Tawhaki mit seinem jüngeren Bruder aus, um den Tod des Vaters zu rächen. Ein anderer Stamm hatte einst den Vater von Tawhaki fortgeschleppt und erschlagen; es war der Stamm der Ponaturi gewesen. Die

wohnten eigentlich unterm Wasser; aber sie besaßen auf dem Lande ebenfalls ein festes Haus, wo sie während der Nacht schliefen; dies große Haus hieß „Manawa-Tane“.
Die Ponaturi hatten den Vater des Tawhaki erschlagen und den Körper weggeschleppt; seine Frau hatten sie aber lebendig mitgenommen und hielten sie als Gefangene. Tawhaki machte sich also mit seinem jüngeren Bruder auf den Weg, um sie zu rächen. Schließlich gelangten sie an einen Ort, von wo aus man das Manawa-Tane sehen konnte. Als sie da anlangten, war nur die Mutter anwesend, sie saß neben der Tür; doch die Gebeine des Vaters hingen im Hause, hoch oben unterm Dach. Die Ponaturi hielten sich in ihrem Lande unterm Wasser auf; sie kehrten erst gegen Einbruch der Nacht in ihr Haus nach Manawa-Tane zurück.
Als sich nun Tawhaki und sein Bruder Karihi dem Hause näherten und noch eine gute Strecke entfernt waren, da begann Tawhaki mit seinen Beschwörungen; die Gebeine seines Vaters Hema verspürten ihre Macht; vor Freude, daß sie Tawhakis Beschwörungen vernahmen, rasselten sie dort oben unterm Dach laut aneinander, denn nun wußten sie, die Stunde der Rache war da. Als die Brüder näher zogen, hörte ihre Mutter Urutonga die Stimme des Tawhaki; sie weinte vor Freude, wie ihre Kinder erschienen, die, Zaubersprüche murmelnd, immer näher kamen. Als sie schließlich beim Hause anlangten, weinten sie, weinten sie über ihre Mutter, die alte Urutonga.
Das Weinen war beendet; da sprach die Mutter zu ihnen: „Kinder, eilt schnell zurück, woher ihr kamt, sonst werdet ihr sicherlich umgebracht. Die Leute sind hier wild und grausam.“ Karihi antwortete: „Wie tief muß die Sonne stehen, wenn die, von denen du sprichst, wiederkommen?“ Sie sagte: „Wenn die Sonne ins Meer sinkt, erscheinen sie hier.“ Karihi fragte weiter: „Weshalb haben sie dich denn leben lassen?“ Sie antwortete: „Ich blieb am Leben, weil ich aufpassen muß, wenn die Morgendämmerung kommt. Deshalb sitze ich hier an der Tür und halte Wache; und die

Leute nennen mich deshalb ‚Tatau' oder ‚die Tür'; und die ganze Nacht hindurch riefen sie: ‚Hallo, Tatau, bist du da? Kommt die Dämmerung schon?' Dann antworte ich: ‚Nein, nein, es ist noch stockfinstere Nacht, es ist noch Nacht, es ist Nacht. Schlaft weiter, schlaft!'"

Karihi sagte zur Mutter: „Können wir uns hier nicht irgendwo verstecken?" Die Mutter antwortete: „Kehrt lieber um; ihr könnt euch hier nicht verbergen; euer Geruch verrät euch." — „Und doch, Mutter," sprach wieder Karihi, „wollen wir uns im dicken Dachstroh verstecken." Aber die Mutter entgegnete: „Das ist unnütz, ihr könnt euch dort nicht verbergen."

Tawhaki saß die Zeit über schweigend und ganz still da; doch Karihi sagte: „Wir wollen uns hier verstecken, wir kennen Zaubersprüche, die uns unsichtbar machen."

Nun war die Mutter einverstanden, daß sie dablieben und versuchten, den Tod ihres Vaters zu rächen. Sie kletterten an dem Stützpfosten des Hauses in die Höhe und schnitten sich große Löcher in die Schilfbedachung; dort krochen sie hinein und bedeckten sich wieder mit Schilf. Ihre Mutter rief ihnen zu: „Wenn es Morgen wird, kommt wieder herunter und verschließt die kleinste Ritze im Hause, so daß kein einziger Lichtstrahl hineindringen kann." — Bei kleinem ging der Tag zur Neige, und die Sonne sank unter den Horizont hinab. Da verließ der seltsame Stamm sein feuchtes Reich und stieg an Land; nach altem Brauch wurde einer vorausgeschickt, der den Weg sorgfältig untersuchen mußte, ob nicht vielleicht doch irgendein böser Feind ihnen hier oder im Hause auflauerte. Als der Bote zur Haustür kam, verspürte er den Geruch von Tawhaki und Karihi; er hob die Nase in die Höhe und schnupperte in allen Ecken des Hauses umher. Er wandte sich um und war schon nahe daran, die beiden zu entdecken, da stürzten die anderen ins Haus hinein — sie hatten sich ja seit langem in Sicherheit gewiegt —, sie kamen zu Tausenden, und in der Menge, im Gedränge verlor sich der Geruch der Fremden ganz und

gar. Die Ponaturi brachten sich insgesamt im Hause unter, und als jeder einen Platz gefunden hatte, legten sie sich zum Schlafe nieder.

Gegen Mitternacht stahlen sich Tawhaki und Karihi vom Hause herab; draußen begegneten sie der Mutter, die auch von der Tür fortgeschlichen war; sie unterhielten sich im Flüsterton. Karihi fragte die Mutter: „Wie können wir die Schläfer am besten umbringen?“ Die Mutter antwortete: „Überlaßt das der Sonne, deren Strahlen töten sie.“ Als sie das gesagt hatte, kroch Tatau wieder ins Haus; mit einem Male rief ein alter Ponaturi-Mann: „Hallo, Tatau, Tatau! Bist du da? Dämmert es schon?“ Sie antwortete: „Nein, nein, es ist noch stockfinstere Nacht, es ist noch Nacht, es ist Nacht; schlaf weiter, schlaf ruhig weiter!“

Als die Dämmerung nahe war, flüsterte Tatau ihren Kindern zu, die draußen vor der Tür saßen: „Schaut, daß jede Ritze, jeder Spalt in der Tür und im Fenster verstopft ist, damit kein Lichtstrahl ins Haus dringt.“

Und wieder rief ein alter Ponaturi-Mann: „Hallo, Tatau! Dämmert es denn noch nicht?“ Aber sie antwortete: „Nein, nein, es ist noch stockfinstere Nacht, es ist noch Nacht, es ist Nacht; schlaf weiter, schlaf ruhig weiter!“ Zweimal hatte Tatau ihnen also dasselbe gesagt. Schließlich kam die Dämmerung — endlich ging die Sonne strahlend über der Erde auf und stieg hoch zum Himmel empor; und der alte Mann rief wieder: „Hallo, Tatau! Dämmert es denn noch nicht?“ Da antwortete sie: „Ja!“ und ihren Kindern rief sie zu: „Schnell, zieht das Zeug heraus, womit ihr die Ritzen und Spalten verstopft habt.“ Das taten sie; und nun flutete das helle Sonnenlicht ins Haus hinein, und alle Ponaturi kamen im Lichtmeer um; sie starben nicht von Menschenhand, sondern verdorrten in der Sonne.

Als die Ponaturi alle tot waren, holten Tawhaki und Karihi die Gebeine ihres Vaters behutsam unterm Dach hervor und brannten das Haus mit all den Erschlagenen nieder;

darauf kehrten sie wieder mit ihrer Mutter heim und nahmen auch die Gebeine des Vaters mit.
Der Ruhm von Tawhaki, wie er die Ponaturi vernichtete, und seiner großen mannhaften Schönheit drang auch zu den Ohren eines schönen Mädchens, das zu den Himmelsleuten gehörte und hoch oben über den Wolken wohnte; und eines Abends kam es vom Himmel herab und besuchte Tawhaki; es wollte sich überzeugen, ob die Erzählungen wahr waren. Es fand ihn schlafend; nachdem es ihn eine Zeitlang angeschaut hatte, stahl es sich an seine Seite und legte sich bei ihm hin. Er wachte auf, dachte jedoch, daß es ein Mädchen aus dieser Welt war, und schlief wieder ein; doch ehe noch der Morgen graute, erhob sich das Mädchen und stieg wieder zum Himmel empor. Später erwachte auch Tawhaki; er tastete das Schlaflager mit beiden Händen ab, aber das Mädchen fand er nicht mehr.
Seit diesem Morgen stahl sich Tango-tango, so hieß das Mädchen aus dem Himmel, jede Nacht heimlich an die Seite von Tawhaki; schließlich merkte es, daß es mit einem Kinde ging, das nach der Geburt den Namen Arahuta erhielt; in seiner hingebenden Liebe für Tawhaki enthüllte es ihm nun sein Geheimnis; es blieb fortan bei ihm und verließ seinetwegen den Himmel; es entdeckte ihm, daß seine Geliebte zu den Himmlischen gehörte, die über den Wolken wohnten.
Eines Tages sagte das Mädchen aus dem Himmel, seine zweite Frau, zu ihm: „Du, Tawhaki, wenn nun bald unser Kindchen geboren wird und es ein Sohn ist, dann will ich ihn waschen, bevor du ihn weihst; wenn es aber ein Mädchen ist, dann sollst du es waschen.“ Als die Zeit um war, bekam Tango-tango ein kleines Mädchen; doch ehe Tawhaki es weihte, trug er es an eine Quelle, um es zu waschen; dabei hielt er es aber weit von sich ab und sagte nur: „Brr! das kleine Ding riecht ja ganz übel.“ Als Tango-tango hörte, was er von ihrem Kindchen redete, seufzte und weinte sie bitterlich; sie erhob sich von ihrem Lager, nahm das Kind auf den Arm und stieg zum Himmel hinauf. Eine kurze

Weile blieb sie noch oben auf der prächtig geschnitzten Krönungsfigur des Stützbalkens im Hause stehen, und als Tawhaki herbeieilte und hochsprang, um seine junge Frau festzuhalten, verfehlte er sie; nun bat er flehentlich: „Mutter meines Kindchens, komm doch wieder zu mir zurück!" Doch sie rief zu ihm hinunter: „Nein, nein, ich kehre nie wieder zu dir zurück."

Tawhaki rief noch einmal: „Bitte, laß mir doch etwas zur Erinnerung zurück!" Da rief sie ihm noch einmal zu: „Behalte die Worte, die ich dir jetzt zum Abschied sage: Halte dich niemals an den Wurzeln fest, die locker in der Luft hin und her schwingen; aber halte dich an Wurzeln fest, die aus der Höhe herabhängen und doch fest im Boden haften." Damit fuhr sie hoch in die Lüfte empor und entschwand bald seinen Blicken.

Tawhaki blieb tief bekümmert zurück; der Schmerz um den Verlust seiner Frau und seines Kindchens zerriß ihm das Herz. Ein Monat war seit ihrem Weggang verstrichen; Tawhaki konnte die Qualen nicht länger aushalten; er rief seinen Bruder Karihi herbei und sagte: „Bruder, wollen wir ausziehen und mein kleines Mädchen suchen?" Karihi stimmte zu und antwortete: „Ja, wir wollen es tun." Da zogen sie los und nahmen zwei Diener als Begleiter auf die Reise mit.

Als sie auf die Straße kamen, die sie nun entlang wandern wollten, sagte Tawhaki zu den beiden Dienern: „Ihr seid nur niedere, unsaubere und nicht geweihte Leute, ihr müßt euch in acht nehmen, wenn wir an der Feste Tongameha vorbeikommen, ihr dürft dort nicht emporsehen, sie ist bezaubert, und wenn ihr es doch tut, ergeht es euch schlecht." Sie zogen des Weges weiter, und als sie an den Ort kamen, den Tawhaki genannt hatte, blickte einer von den Dienern auf die Feste; und sogleich wurde ihm durch die Zauberkräfte von Tongameha ein Auge aus dem Kopf gerissen, und er starb. Tawhaki und Karihi wanderten weiter, und nur ein Diener begleitete die beiden. Schließlich kamen sie an

das Ende der Welt, wo lange Seile vom Himmel auf die Erde herabhingen; da trafen sie eine alte, blinde Frau, namens Mata-kere-po; die war die Stammutter ihres Geschlechtes. Sie mußte auf die Seile aufpassen; sie saß dort, wo sie die Erde berührten und hatte das Ende von einem in der Hand.

Die alte Frau war gerade dabei, einige Taroknollen abzuzählen, die sie kochen wollte. Und weil sie blind war, bemerkte sie die beiden Fremden nicht, die sich ihr leise und schweigend näherten. Zehn Taros lagen vor ihr. Sie zählte sie: eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben, acht, neun — da nahm Tawhaki ihr die zehnte weg; die alte Frau tastete überall danach, aber sie konnte sie nicht finden. Sie meinte einen Fehler gemacht zu haben, und zählte die Taros nochmals sehr sorgfältig: eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben, acht ... da nahm Tawhaki ihr die neunte weg. Jetzt war sie noch mehr überrascht; ganz langsam zählte sie wieder: eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben, acht; und als sie die beiden fehlenden nicht finden konnte, kam sie schließlich darauf, daß irgend jemand seinen Schabernack mit ihr trieb; da holte sie die Waffe hervor, auf der sie der Sicherheit halber stets saß; sie erhob sich und fühlte überall nach, ob sie Tawhaki und Karihi nicht entdecken konnte; die beiden bückten und legten sich jedoch auf den Boden hin; die Waffe sauste über ihre Köpfe hinweg, aber sie traf niemand; nachdem sie die Waffe nach allen Seiten hin geschwungen hatte, setzte sie sich wieder hin und tat sie wieder unter sich. Karihi gab ihr nur einen Schlag ins Gesicht; voll Angst hielt sie sich die Hände vor das Gesicht und rieb die Stelle, wo sie getroffen war; dabei schrie sie: „O, wer hat das getan?“ Tawhaki berührte darauf ihre Augen, und sieh' da, mit einem Male konnte sie wieder sehen und alles deutlich erkennen; sie sah ihre Enkelkinder und weinte mit ihnen.

Als die alte Frau sich ausgeweint hatte, fragte sie: „Wohin wollt ihr?“ und Tawhaki antwortete: „Ich will mein

kleines Mädchen suchen.“ Sie sagte: „Wo ist es denn?“ Er entgegnete: „Dort oben im Himmel.“ Sie fragte weiter: „Wer hat es denn in den Himmel gebracht?“ und Tawhaki sprach: „Seine Mutter kam aus dem Himmel. Sie ist die Tochter von Whatitiri-mata-kataka.“ Die alte Frau wies auf die Seite und sagte zu ihnen: „Hört, dort hinauf führt euer Weg, aber steigt heute nicht mehr hinauf, es ist schon zu spät; wartet bis morgen früh, und steigt alsdann nach oben.“ Er wollte den guten Rat befolgen und rief dem Diener zu: „Koch uns etwas zu essen.“ Der Diener bereitete sofort einige Speisen; als sie fertig waren, aßen sie alle zusammen und legten sich darauf zum Schlaf hin.

Beim ersten Morgengrauen rief Tawhaki wieder den Diener: „Koch uns etwas zu essen, damit wir Kräfte sammeln und die Strapazen der großen Reise überstehen“; und als das Mahl beendet war, schenkte Tawhaki den Diener an Mata-kere-po als Anerkennung für ihre große Liebenswürdigkeit und Hilfsbereitschaft.

Als sie aufbrachen, rief ihm die alte Stammutter zu: „Hier ist der Aufstieg; halt' die Seile mit den Händen ganz fest und klettere hinauf; wenn du in der Mitte zwischen Himmel und Erde angekommen bist, dann hüte dich und schau' nicht nach unten, sonst wirst du schwindelig und fällst herab. Paß auch auf und krieg nicht aus Versehen eins der Seile zu fassen, die lose hin und her schwingen; sondern halte dich lieber an einem fest, das vom Himmel herabhängt und fest im Boden würzelt.“

Sie hatte noch nicht ausgeredet, als Karihi auf die Seile lossprang, um sie zu fassen; da bekam er versehentlich eins der lockeren in die Hand; er wurde an den Rand des Horizonts geschleudert; dort fing ihn der Wind auf und blies ihn auf die entgegengesetzte Seite vom Himmel; und als er da anlangte, kriegte ihn ein anderer Wind zu fassen und warf ihn hoch zum Himmel empor; und nun trieben die Luftströmungen ihn wieder zur Erde hinab. Als er dort ankam, rief Tawhaki ihm zu: „Jetzt, Bruder, laß los, jetzt ist es Zeit!“

Er tat es und stand wieder auf festem Boden; und die beiden Brüder weinten vor Freude darüber, daß Karihi eben, eber noch knapp dem Tode entronnen war.
Als sie fertig waren, sagte Tawhaki, der nun fürchtete, daß seinem jüngsten Bruder noch anderes Unheil zustieß: „Bitte, ich möchte gern, daß du heimgehst und dich unserer Familie und Anhanges annimmst.“ Und Karihi tat nach dem Wunsche seines Bruders und kehrte wieder in das Dorf des Stammes zurück.
Jetzt stieg Tawhaki zum Himmel empor; als er dabei war, rief ihm seine alte Großmutter hinterher: „Halt dich fest, mein Junge; halt dich gehörig fest.“ Tawhaki tat es und murmelte besonders kräftige und wirksame Zaubersprüche bei dem Aufstieg, um sich gegen die Gefahren und Schwierigkeiten des fürchterlichen Weges zu schützen.
Schließlich langte er beim Himmel an und schwang sich hinein. Nun verwandelte er sich; das freundliche, jugendliche Aussehen verschwand, und er wurde zum häßlichen alten Mann; er folgte dem Wege, auf den er geraten war, und kam in einen dichten Wald; der Weg führte durch den Wald und brachte ihn schließlich an den Ort, wo seine Schwäger wohnten; die waren gerade mit ihren Leuten dabei, sich Boote aus den Bäumen zu bauen; und als sie ihn erblickten, dachten sie nicht im entferntesten daran, wer der Fremde wohl sein könnte, und riefen: „Seht 'mal den alten Kerl da, der kann einen schönen Diener für uns abgeben!“ Doch Tawhaki ging ruhig weiter und setzte sich bei den Leuten hin, die an den Booten bauten.
Mittlerweile war es Abend geworden; seine Schwäger hörten mit der Arbeit auf und riefen ihm zu: „Heda! alter Mann! trag uns doch bitte die schweren Äxte nach Hause!“ Er sagte ja, und sie gaben ihm die Äxte. Der alte Mann sprach zu ihnen: „Geht nur voran und wartet nicht auf mich; ich bin alt, und ihr habt mich schwer bepackt; ich kann nicht so schnell gehen.“ Da zogen sie denn los, und der Alte folgte ihnen langsam nach. Als seine Schwäger mit ihren

Leuten außer Sicht waren, kehrte er zum Boot um; er nahm die eine Axt und fuhr damit über das Boot vom Bug nach dem Heck hinweg, und sieh' da, die eine Bootsseite war fix und fertig. Dann nahm er die Axt wieder zur Hand und fuhr damit noch einmal vom Bug zum Heck über das Boot hinweg, und sieh' da, auch die andere Seite war fertig; schön und prächtig sah das ganze Boot aus.

Dann zog er wieder ruhig als ein alter Mann seines Weges; er trug die Äxte auf den Schultern, und niemand begegnete ihm unterwegs; doch als er in die Nähe des Dorfes kam, bemerkte er zwei Frauen im Walde, die sammelten Feuerholz, und als sie ihn sahen, sagte die eine zur andern: „Sieh' doch! ist das nicht ein wunderlicher alter Mann?" und die Gefährtin antwortete: „Er soll unser Diener werden," worauf die erste entgegnete: „Dann laß ihn das Feuerholz schleppen." Sie holten den Tawhaki heran und luden ihm ein Bündel Holz auf; und er mußte es nun zusammen mit den schweren Äxten tragen. So behandelten die Frauen, die doch selber Dienerinnen waren, den mächtigen Häuptling als Diener.

Als sie ins Dorf kamen, riefen die beiden Frauen: „Wir haben einen alten Mann gefangen, der soll unser Diener sein." Und Tango-tango antwortete: „Schön, bringt ihn nur her. Er soll alle Arbeit für uns tun." Tango-tango ahnte ja nicht, daß der Mann, den sie als Diener behandelten, mit dem sie so herumstießen, den sie ausschalten, ihr eigener Gatte, Tawhaki, war.

Als Tawhaki da Tango-tango mit dem kleinen Mädchen oben am Feuer sitzen sah, ging er auf sie zu; die Anwesenden versuchten ihn zurückzuhalten und riefen: „He! Heda! paß auf, was du tust! Geh da nicht hin, sonst wirst du tabu, weil du bei Tango-tango sitzst." Der alte Mann kümmerte sich nicht darum, sondern ging geradeaus und warf die Last Feuerholz unmittelbar beim Feuer von Tango-tango hin. Da riefen sie alle: „Nun ist der Alte tabu; doch er hat selbst Schuld." Und Tango-tango ahnte nicht im geringsten, daß

es Tawhaki war; und so saßen denn Mann und Frau am hellen Feuer beieinander, der eine auf dieser, die andere auf jener Seite.

Sie blieben alle im Hause, bis am nächsten Morgen die Sonne aufging; bei Tagesanbruch riefen seine Schwäger: „Heda, alter Mann! bring uns doch die Äxte hin.“ Da nahm der alte Mann die Äxte und zog damit ab; sie gingen zusammen in den Wald, um die Boote auszuhöhlen. Als sie da ankamen, sahen die Schwäger das Boot, an dem Tawhaki gearbeitet hatte, und gerieten darob sehr in Erstaunen; sie sagten: „Nanu, so haben wir das Boot doch nicht verlassen; wer mag wohl daran gearbeitet haben? Nachdem sich ihre Verwunderung etwas gelegt hatte, setzten sie sich hin und höhlten ein neues Boot aus; sie arbeiteten bis gegen Abend, dann riefen sie wieder wie am Tage vorher den Alten herbei und sagten: „Hallo, alter Mann! komm her und trag uns die Äxte wieder nach Hause!“ Er antwortete wieder: „Ja,“ und als sie fortgingen, blieb er zurück; und als sie außer Sicht waren, nahm er wieder die Axt und bearbeitete das Boot, das sie fertig machen wollten; als er seine Arbeit getan hatte, kehrte er wieder ins Dorf zurück; er begab sich wieder ans Feuer von Tango-tango, und sie blieben zusammen, bis am andern Tag die Sonne aufging.

Als sie nun wieder früh an ihr Tagewerk gehen wollten, riefen sie Tawhaki herbei: „Heda, alter Mann! trag uns die Äxte hin“; geduldig und schweigend ging der Alte mit ihnen und trug die Äxte auf der Schulter. Wie sie nun zu den Booten kamen, an denen sie gearbeitet hatten, da waren die Schwäger bei dem Anblick ganz überrascht und riefen: „Nanu, so haben wir das Boot doch nicht verlassen; wer mag wohl daran gearbeitet haben?“ Sie wunderten sich eine Weile und setzten sich dann hin, um ein neues Boot auszuhöhlen; sie arbeiteten bis gegen Abend; da kam ihnen der Gedanke, sie wollten sich im Walde verstecken und aufpassen, wer wohl käme und an dem Boot arbeitete; aber Tawhaki hörte nicht, als sie den Plan besprachen.

Sie taten also, als ob sie heimgingen; und nach einer kleinen Wegstrecke gingen sie seitwärts ab und versteckten sich im dichten Gebüsch an einen Platz, von wo aus man die Boote sehen konnte. Auch Tawhaki ging ein Stückchen in den Wald hinein; er warf seine alten Kleider ab und sprach die Zauberformel, die ihm die Verwandlung nahm und seine frühere Gestalt wiedergab; er sah jetzt wieder jung und frisch aus und begann die Arbeit am Boot. Als seine Schwäger ihn bei dieser Beschäftigung erblickten, sprach der eine zum andern: „Schau, das muß der Alte sein, den wir zum Diener machten, der macht uns das Boot fertig." Und wiederum rief einer dem andern zu: „Komm her! komm, paß auf! er sieht aber doch nicht im geringsten so aus, wie der alte häßliche Mann." Und sie sprachen untereinander: „Das muß ein Halbgott sein." Sie zeigten sich ihm nicht und eilten ins Dorf; dort baten sie ihre Schwester Tango-tango um die Beschreibung ihres Gatten; sie schilderte ihn so gut sie es konnte und beschrieb ihn genau so wie den Mann, den sie im Walde gesehen hatten; da sagten sie zu ihr: „Ja, das muß er sein; der sieht genau so aus, wie du sagst." Ihre Schwester antwortete: „Dann ist der Häuptling gewiß euer Schwager."

Damit erschien auch Tawhaki schon im Dorfe; er hatte sich wieder verwandelt und sah wie der alte häßliche Mann aus. Doch Tango-tango fragte ihn sogleich: „Nun sag, wer bist du?" Tawhaki antwortete nicht, sondern ging geradeaus auf sie zu. Sie fragte ihn nochmals: „Sag mir, bist du Tawhaki?" Da brummte er als Zustimmung: „Hmm!" und ging geradeaus, bis er an der Seite seiner Frau stand; er hob seine kleine Tochter hoch, nahm sie auf den Arm und drückte sie an die Brust. Alle Anwesenden begaben sich nun hinaus, denn durch Tawhaki war der ganze Platz tabu geworden; die Leute murmelten ihren Beifall und waren alle überrascht, als sie sein herrliches Aussehen bemerkten; denn wie er als alter Mann unter ihnen gewesen war, da hatte er ganz anders ausgesehen als jetzt in seinem vollen Glanze.

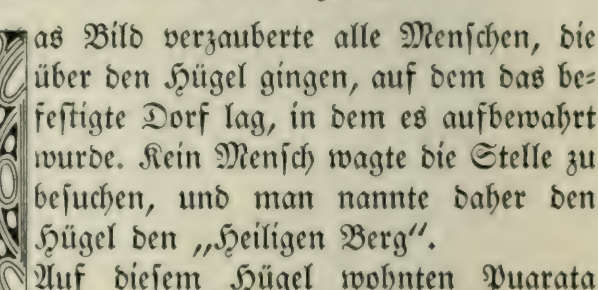
Darauf zog er sich mit seiner Frau zurück und sagte zu ihr: „Unserer kleinen Tochter wegen bin ich hierhergekommen; sie soll jetzt die Weihen erhalten, die einem vornehmen Kinde zukommen, damit sie in ihrem Leben künftig nur Glück und Freude kennen lernt.“ Tango-tango stimmte dem zu.

Als am Morgen die Sonne aufging, da brachen sie der Tür gegenüber ein Loch in die Hauswand; man sollte den vornehmen Rang des Mädchens erkennen, wenn es hier, statt auf dem gewöhnlichen Wege, hinausgetragen wurde; und sie sprachen die Gebete, als sie durch das Loch hinausgetragen wurde.

Nachdem die Gebete und Segen gesprochen waren, fuhren Blitze aus den Armhöhlen von Tawhaki heraus; dann trugen sie das kleine Mädchen ans Wasser, tauchten es unter und sprachen die Weihegebete über sie.

[Tawhaki lebte fortan im Himmel. Er wird als Gott verehrt, und wenn er einherschreitet, dann donnert und blitzt es]

72. Das verzauberte Holzbild



Das Bild verzauberte alle Menschen, die über den Hügel gingen, auf dem das befestigte Dorf lag, in dem es aufbewahrt wurde. Kein Mensch wagte die Stelle zu besuchen, und man nannte daher den Hügel den „Heiligen Berg“.

Auf diesem Hügel wohnten Puarata und Tautohito, und sie besaßen das geschnitzte Bild. Sein Ruf ging weit über alle Lande, zum Tamaki- und Kaipara-Fluß, zu den Stämmen von Ngapuhi- nach Akau, Waikoto, Kawhia, Mokau, Hauraki und Tauranga; der Ruhm von der unüberwindlichen Zauberkraft des Holzbildes hatte sich über ganz Aotea-roa ausgebreitet, der Nordinsel von Neu-Seeland; überall konnte man hören, daß seine Zaubermacht so groß war, daß niemand ihm lebendig zu entrinnen vermochte; und schon viele



Heiliges Holzbildnis der Maori

tapfere Krieger und ganze Heere waren gegen den Heiligen Berg gezogen, um die Zauberer zu vernichten, denen das Holzbild gehörte; sie wollten es als Schutzgeist in das eigene Land mitnehmen, damit die Zauberkräfte ihnen untertan wären; aber sie waren alle, alle bei dem Versuch umgekommen. Kurz, niemand konnte sich lebend der Festung nähern; sogar einzelne Scharen, die durch den Wald zogen, der sich nach Norden gen Muri-whenua erstreckt, waren alle infolge der Zauberkräfte des Holzbildes gestorben; ob sie nun als bewaffnete Heerhaufen oder als einzelne harmlose Wanderer ihre Straße zogen, ihr Schicksal war stets dasselbe — sie gingen alle zugrunde. Dort, wo die Straße über Waimatuku führt, begann der Bereich der Zauberwirkung.

Der Tod von so vielen Menschen rief eine nicht geringe Aufregung im Lande hervor, und schließlich gelangte das Gerücht von diesen eigenartigen Zuständen auch zu einem sehr mächtigen Zauberer, namens Hakawau. Der vertraute auf seine Künste und beschloß, das hölzerne Bild und die Zauberer zu besuchen. Er rief sofort alle ihm dienenden Geister herbei, ließ sich in einen Zauberschlaf versenken und wollte nun sehen, welchen Ausgang sein Unternehmen finden würde; im Schlafe sah er, daß sein Geist siegen würde, denn er war ein so mächtiger und gewaltiger Zauberer, daß ihm der Kopf im Traum bis in den Himmel reichte, während die Füße an der Erde haften blieben.

Als er dies durch seine Zaubersprüche festgestellt hatte, begab er sich sofort auf die Reise und zog durch das Land Akau; da er auf seine eigenen Kräfte baute, marschierte er ohne Furcht weiter und wollte versuchen, ob seine Zauberkünste nicht über das hölzerne Bild siegen würden und es ihm ermöglichten, den alten Zauberer Puarata zu vernichten.

Er nahm einen Freund mit. Sie zogen zum heiligen Berg an der Meeresküste entlang; sie kamen durch Whanga-roa und folgten der Küste nach Rangikahu und Kuhawera; bei Karoroumanui kamen sie wieder an die Küste und ge-

langten nach Mareatai; das war ein befestigtes Dorf; und die Leute versuchten Hakawau samt seinem Freunde dazubehalten, damit sie sich ausruhten und ein wenig äßen; doch er antwortete: „Wir haben schon vor einiger Zeit etwas auf dem Wege genossen, wir sind weder hungrig noch müde.“ Sie wollten also nicht in Maraetai bleiben, sondern gingen stracks ihres Weges, bis sie Putataka erreichten; dort gingen sie über den Fluß und am Ufer entlang nach Rukuwai; auch dort hielten sie sich nicht auf, sondern zogen weiter, bis sie schließlich nach Waitara kamen.

Als sie in Waitara anlangten, wurde der Begleiter Hakawaus unruhig und sagte: „Ich fürchte, nun müssen wir hier umkommen.“ Doch sie zogen unbehelligt weiter und erreichten Te Weta; da bekam Hakawaus Freund wieder Herzklopfen und sagte: „Ich fühle, wir werden hier bestimmt sterben.“ Aber auch hier kamen sie ungefährdet vorbei, sie zogen weiter, und gelangten endlich an den am meisten verrufenen Ort — nach Waimatuku. Hier spürten sie den Gestank der zahllosen Leichname, der kürzlich verendeten Opfer; sie erstickten beinahe in dem Geruch, und beide sprachen jetzt: „Das ist ja ein fürchterlicher Ort; wir müssen befürchten, hier umzukommen.“ Hakawau arbeitete jedoch unaufhörlich mit seinen Zauberkünsten und murmelte Beschwörungen, welche die Angriffe der bösen Geister abwehren und die guten Geister um sie sammeln sollten, um sie gegen die tückischen Geister des Puarata zu schützen, wenn diese sie belästigen würden; so gelangten sie über Waimatuku hinaus und sahen voll Schrecken auf die vielen Leichname, die am Ufer, im dichten Farngestrüpp und in den Büschen verstreut umherlagen; und als sie ihres Weges weiter zogen, erwarteten sie jeden Augenblick den Tod.

Aber sie starben nicht auf dem fürchterlichen Pfade, sondern gelangten geradeswegs an die Stelle, wo er über einige niedrige Hügel führt, von wo aus sie die Festung erblicken konnten, die auf dem heiligen Berg stand. Hier setzten sie sich hin und ruhten sich zum erstenmal seit Beginn ihrer

Reise aus. Die Posten auf der Festung hatten sie noch nicht bemerkt. Da sandte Hakawau mittels seiner Beschwörungen viele Geister aus, um die Geister anzugreifen, welche die Festung und das hölzerne Bild des Puarata bewachten. Hakawau schickte einige gute Geister voraus und befahl den andern, in einem bestimmten Abstande zu folgen. Die Beschwörungen, durch deren Kraft die Geister entboten wurden, hießen Whangai. Die vorausgesandten Geister sollten sofort den Angriff beginnen. Sobald die Schutzgeister von Puarata die andern bemerkten, stürmten sie alle heraus, um sie anzugreifen; die guten Geister taten so, als ob sie sich zurückzögen, die bösen folgten ihnen, und während sie so von der Verfolgung in Anspruch genommen wurden, stürzten sich einige tausend gute Geister, die Hakawau zuletzt geschickt hatte, auf die von ihren Verteidigern entblößte Feste; als nun die bösen Geister, welche sich bei der Verfolgung weit entfernt hatten, umkehrten, um die Festung zu schützen, da sahen sie, daß Hakawaus Geister schon ganz nahe heran waren; die guten Geister fingen mühelos einen nach dem andern ab, und so wurden alle Geister des alten Zauberers Puarata völlig vernichtet.

Als nun alle die bösen Geister, die dem alten Zauberer gedient hatten, umgekommen waren, begab sich Hakawau mit seinem Freunde zur Festung. Der alte Kerl war mit Geistern vollgestopft gewesen wie ein mit Menschen schwer beladenes Boot. Als die Wachtposten zu ihrer größten Verwunderung die Fremden kommen sahen, eilte Puarata zu dem hölzernen Bilde und rief es an. Seine Beschwörung lautete: „Fremde kommen hierher! Fremde kommen hierher! Zwei Fremde kommen! Zwei Fremde kommen!“ Doch es gab nur einen klagenden Ton von sich; denn seitdem die guten Geister des Hakawau die dienenden Geister des Puarata vernichtet hatten, richtete der alte Zauberer seine Beschwörungen vergeblich an das hölzerne Bild; es vermochte nicht mehr wie in früheren Zeiten mit machtvoller Stimme loszubrüllen, sondern stöhnte und klagte nur leise. Wenn

es mit lauter Stimme losgeschrien hätte, wäre Hakawau mit seinem Freunde sofort umgekommen; so war es geschehen, wenn früher Heere oder Wanderer an der Feste vorübergekommen waren; dann hatte Puarata sein hölzernes Bild beschworen, und wenn es mit seiner mächtigen Sprache losdonnerte, dann waren alle Fremdlinge, die es hörten, gestorben.

Hakawau hatte inzwischen seinen Weg zur Feste fortgesetzt. Als sie in der Nähe waren, sagte Hakawau zu seinem Freunde: „Geh du geradeaus und folge dem Wege, der zum Festungstor führt; ich will dem alten Zauberer meine Macht beweisen und klettere über den Wall und die Umzäunung." Und als sie an die Befestigungen kamen, kletterte Hakawau über das Tor hinweg. Als die Bewohner das sahen, gerieten sie vor Wut außer sich und bedeuteten ihm, er solle gefälligst durch das Tor hereinkommen und nicht wagen, über das Tor von Puarata und Tauhito hinwegzusteigen; doch Hakawau kletterte ruhig weiter und kümmerte sich nicht im geringsten um die zornigen Worte, die man ihm zurief; er fühlte sich ganz sicher und wußte, daß die beiden alten Zauberer in Hexenkünsten nicht so erfahren waren wie er; Hakawau besuchte auch ohne weiteres alle die heiligen Stätten der Feste, die ein Nichtgeweihter nie hatte betreten dürfen.

Als Hakawau und sein Freund sich einige Zeit in der Festung aufgehalten und ein wenig ausgeruht hatten, bereiteten die Bewohner für sie einige Speisen. Und als sie lange Zeit dagewesen waren, sagte Hakawau schließlich zu seinem Freunde: „Nun wollen wir abreisen." Kaum hatte der die Worte vernommen, da sprang er sofort auf und war mehr denn bereit aufzubrechen. Doch die Leute forderten sie auf, nicht sofort loszuziehen, erst möchten sie doch noch einige Speisen genießen; aber Hakawau antwortete: „O, wir haben schon vor einer Weile gegessen." Hakawau wollte nicht länger bleiben und zog ab; und beim Aufbruch berührte er mit den Händen die Schwelle des Hauses, in dem sie sich

ausgeruht hatten; und kaum waren sie aus der Feste heraus, da wirkte sein Zauber; sie starben alle, und niemand blieb von den Bewohnern übrig.

73. Hine-moa und Tutanekai

Herr, schaut Euch um und hört mir zu, hier gibt es etwas zu sehen; du sitzst gerade an der Stelle, wo unsere große Ahnfrau Hine-moa saß, als sie vom Festlande hier herüberschwamm. Doch ich will Euch die ganze Geschichte erzählen.

Seht, Rangi-uru war die Mutter eines Häuptlings, der Tutanekai hieß; eigentlich war sie die Frau von Whakaue-kaipapa, dem Ahnherrn des Ngati-whakaue-Stammes; doch eines Tages lief sie ihm fort, und Tuwharetoa, der Ahnherr des Te Heukeu- und Ngati-tuwharetoa-Stammes begleitete sie. Mit Whakaue hatte sie drei Söhne gehabt, die hießen Tawakeheimoa, Ngararanui und Tuteaiti. Und nach der Geburt dieses dritten Kindes lief Rangi-uru mit Tuwharetoa fort, der als Fremder zum Besuch nach Rotorua gekommen war. Aus ihrer Verbindung wurde Tutanekai als uneheliches Kind geboren; doch schließlich söhnten sich Whakaue und Rangi-uru wieder aus, sie lebten zusammen und bekamen noch einen Sohn, den sie Kopako nannten; danach wurde ihnen noch eine Tochter geboren, welche den Namen Tupa erhielt; sie war das letzte Kind von Whakaue.

Sie lebten alle zusammen hier auf der Insel Mokoia. Whakaue war sehr freundlich mit Tutanekai und behandelte ihn, als ob er sein eigener Sohn wäre; und Tutanekai wuchs mit seinen Brüdern auf, und sie wurden Jünglinge und wurden Männer.

Da hörten sie auch von Hine-moa, einem Mädchen von seltener Schönheit. Sie hatte einen hohen Rang. Sie war die Tochter von Umukaria, dem Ahnherrn des Ngati Unui-kara-

hapu-Stammes; ihre Mutter hieß Hine-maru. Als soviel von ihrer Vornehmheit und Schönheit geredet wurde, da begehrten Tutanekai und seine Brüder sie sehnlichst zur Frau.

Und Tutanekai baute jetzt dort drüben am Abhang des Hügels einen hohen Turm und nannte ihn Kaiweka. Er schloß auch eine innige Freundschaft mit einem Jüngling namens Tiki. Beide liebten sie die Musik. Tutanekai blies das Horn und Tiki die Flöte; abends stiegen sie gern zum Turm hinauf und spielten; und an ruhigen Abenden wurden ihre Weisen von dem leichten Landwinde über den See nach Owhata hinübergetragen, wo die schöne Hine-moa wohnte, die jüngere Schwester des Wahiao.

Dann hörte Hine-moa die lieblichen Töne aus den Instrumenten des Tutanekai und seines lieben Freundes Tiki; und sie erfreuten ihr Herz mächtig. Und jeden Abend, wenn die beiden Freunde so zusammen spielten, sagte Hine-moa zu sich: „Ah! jetzt spielt Tutanekai!"

Denn obgleich Hine-moa von den Ihrigen so hochgeschätzt wurde, daß man sie an keinen Häuptling verloben wollte, war sie doch dem Tutanekai bei verschiedenen Zusammenkünften der Leute von Rotorua begegnet.

Bei diesen großen Versammlungen hatte Hine-moa den Tutanekai gesehen; sie hatten sich einander oftmals angeblickt, und einer erschien dem andern so herzlich zugetan und liebenswert, daß sie heimlich gegenseitig in Leidenschaft füreinander entbrannten. Trotzdem wagte Tutanekai nicht, sich Hine-moa zu nahen, ihr die Hand zu geben und nun zu warten, ob er wohl einen Gegendruck spüren würde, denn er sagte sich: „Vielleicht mag sie mich gar nicht leiden"; und wiederum dachte Hine-moa so bei sich: „Wenn ich nun eine Freundin zu ihm schicke, die ihm von meiner Liebe erzählt, sollte er dann wohl Gefallen an mir finden?"

Nachdem sie sich so viele, viele Male getroffen und einander herzlich in die Augen geblickt hatten, sandte Tutanekai eines Tages einen Boten zu Hine-moa, der sollte ihr seine Liebe

gestehen; und als der Bote wieder weg war, sagte Hine-moa: „Ehu! da haben wir also die gleichen Liebesgedanken gehabt!"

Einige Zeit später — sie hatten sich oftmals und heimlich getroffen — kehrte Tutanekai mit den Seinen ins eigene Dorf zurück; und als man eines Abends gemütlich im geräumigen, großen, allgemeinen Versammlungshaus beieinandersaß, sagten die älteren Brüder von Tutanekai: „Wer von uns hat durch Zeichen oder einen Händedruck Beweise erhalten, daß Hine-moa ihn lieb hat?" Der eine sprach: „Ich habe sie!" und ein anderer erwiderte: „Nein, ich habe sie!" Schließlich fragten sie auch den Tutanekai, und er antwortete: „Ich habe Hine-moa die Hand gedrückt, und sie hat sie mir wieder gedrückt." Doch seine älteren Brüder sagten: „Unsinn! glaubst du wirklich, sie wird sich ernstlich um einen Gesellen von so niederer Abkunft wie dich bekümmern?" Doch er bat seinen Vater Whakaue, nicht zu vergessen, was er ihm jetzt erzählen würde, denn er hätte wirklich eindeutige Beweise für die Liebe von Hine-moa; sie hätten schon seit einiger Zeit alles genau besprochen, wie Hine-moa zu ihm entlaufen sollte; als das Mädchen gefragt hätte: „Auf welches Zeichen hin soll ich denn zu dir kommen?", hätte er geantwortet: „Jeden Abend wirst du ein Horn ertönen hören; ich werde es blasen, Liebling — und dann fahr mit deinem Boot nach der Stelle." Und Whakaue behielt das Geständnis bei sich, was Tutanekai ihm gemacht hatte.

So zogen jedesmal gegen Mitternacht Tutanekai und sein Freund Tiki auf ihren Turm und bliesen, der eine das Horn, der andere die Flöte; und Hine-moa hörte sie und bekam große Sehnsucht, nun im Boote zu Tutanekai hinüberzufahren; doch ihre Freunde mußten irgendwie Verdacht geschöpft haben, sie hatten sorgfältig alle Boote versteckt; keins war im Wasser geblieben; sie waren alle am Strande hinaufgeholt; das taten ihre Freunde jeden Tag und jede Nacht von neuem.

Schließlich ging sie sehr ernsthaft mit sich zu Rate und sagte: „Wie soll es mir bloß gelingen, über den See zur Insel Mokoia hinüberzukommen? Es ist ja klar, meine Freunde ahnen, was ich tun will.“ Sie setzte sich hin, um sich auszuruhen; da klangen von weitem sanfte Töne aus Tutanekais Horn an ihr Ohr; und die junge und schöne Häuptlingstochter hatte ein Gefühl, als ob ein Erdbeben sie durchzitterte; sie mußte zum Herzallerliebsten gehen; doch nun fiel ihr wieder ein, daß ja kein Boot da war. Schließlich kam ihr der Gedanke, daß sie vielleicht hinüberschwimmen könnte. Sie verschaffte sich sechs große leere Kürbisflaschen; drei band sie sich davon als Schwimmer an jede Seite, damit sie nicht untersänke; dann stieg sie auf den Iri-iri-kapua-Fels und ging zum See bis an die äußerste Spitze Wai-rere-wai; hier warf sie die Kleider ab und sprang ins Wasser; als sie zu dem versunkenen Baum kam, der dort lag, hielt sie sich an ihm fest und schöpfte Atem; als die Müdigkeit ihrer Schultern vorüber war, schwamm sie weiter, und wenn sie müde wurde, trieb sie mit der Strömung im See; die Kürbisflaschen trugen sie; hatte sie dann wieder neue Kräfte, so schwamm sie weiter; doch in der Dunkelheit der Nacht konnte sie nicht sehen, in welche Richtung sie schwimmen mußte; die sanften Weisen von Tutanekais Horn waren ihre einzigen Führer; die gaben das Ziel an, nach dem sie geradeswegs nach Waikimihia hinüberschwamm; denn gerade oberhalb dieser heißen Quelle lag das Dorf des Tutanekai; und so erreichte sie schwimmend schließlich die Insel Mokoia.

Wo sie auf der Insel landete, befindet sich eine heiße Quelle, die nur durch eine schmale Felsschranke vom See selbst getrennt ist; die heißt, wie ich schon sagte, Waikimihia. Hinemoa begab sich sogleich in den warmen Quell, um sich zu wärmen; sie zitterte am ganzen Körper, einmal infolge der Kälte während des nächtlichen Schwimmens über den breiten See von Rotorua, dann auch wohl bei dem Gedanken, daß sie nun bald bei Tutanekai sein würde.

Während das Mädchen sich im heißen Quell wärmte, wollte es der Zufall, daß Tutanekai Durst bekam und zu einem Diener sagte: „Hole mir etwas Wasser." Da ging der Diener hin, um das Wasser für ihn zu holen; nahe der Stelle, wo Hine-moa saß, schöpfte er es aus dem See in eine Kalebasse. Das Mädchen erschrak und barsch, mit einer Stimme wie ein Mann, rief es ihn an: „Für wen ist das Wasser?" Er antwortete: „Für Tutanekai." „Nun, dann gib her," sagte Hine-moa. Er gab ihr das Wasser, und sie trank es aus; und als sie fertig war, ließ sie die Kalebasse absichtlich hinfallen und zerbrach sie. Da fragte sie der Diener: „O, warum hast du die Kalebasse von Tutanekai zerbrochen?" Doch Hine-moa antwortete nicht. Nun ging der Diener wieder nach Haus; und Tutanekai sagte zu ihm: „Wo hast du das Wasser, das du bringen solltest?" Er antwortete: „Deine Kalebasse ist entzwei." Sein Herr fragte ihn: „Wer hat sie zerbrochen?" Er erwiderte: „Ein Mann, der dort im Bade sitzt." Und Tutanekai sagte wieder zu ihm: „Geh zurück und hole mir etwas Wasser."

So nahm er eine neue Kalebasse, ging zurück und schöpfte neues Wasser; und Hine-moa fragte ihn wieder: „Für wen ist das Wasser?" Der Diener antwortete wie vordem: „Für Tutanekai." Und das Mädchen sagte wieder: „Gib es mir, ich bin durstig." Der Diener gab es ihr; sie trank und warf die Kalebasse wieder absichtlich hin, so daß sie entzweibrach. Dieser Vorfall wiederholte sich noch mehrmals zwischen den beiden.

Schließlich ging der Diener wieder zu Tutanekai; der sagte zu ihm: „Wo ist das Wasser für mich?" Und der Diener antwortete: „Das ist alles ausgeflossen. Deine Kalebassen sind alle entzwei." „Wer tat es?" fragte sein Herr. „Habe ich dir nicht erzählt, daß da ein Mann im Bade sitzt?" erwiderte der Diener. „Wer ist der Bursche?" sagte Tutanekai. „Das weiß ich doch nicht," antwortete der Gefragte, „nun, es wird wohl ein Fremder sein." „Wußte er nicht, daß dies Wasser für mich bestimmt war?" sagte Tu-

tanekai. „Wie darf der Kerl es nur wagen, mir meine Kalebassen entzweizuschlagen? Nun, ich werde ihn dafür totschlagen."

Dann warf Tutanekai einige Kleider über, nahm seine Keule, ging fort, und als er an das Bad kam, da rief er: „Wo steckt der Kerl, der mir meine Kalebassen zerschlug?" Hine-moa erkannte die Stimme; es war ja die Stimme ihres Herzallerliebsten; und sie verbarg sich unter den überhängenden Felsen an der heißen Quelle; doch das war kein rechtes Verbergen; sie versteckte sich nur ein wenig vor Tutanekai, damit er sie nicht sogleich fände; er sollte sie erst mal gehörig suchen. Er fühlte auf dem Strande der heißen Quelle nach und suchte überall; doch sie lag scheu hinter den Felsblöcken verborgen; dann und wann schaute sie hervor und wartete, daß er sie bald finden möchte. Endlich bekam er eine Hand zu fassen und rief: „Hallo! wer ist da?" und Hine-moa antwortete: „Ich bin es, Tutanekai." Und er sagte: „Aber wer bist du? wer ist Ich?" Dann sprach sie lauter: „Ich bin es! Ich, Hine-moa!" Er antwortete: „Ho, ho, ho! ist das wirklich wahr? Dann wollen wir beide nach Hause gehen." Sie erwiderte nur: „Ja," und wundervoll wie der wilde weiße Habicht erhob sie sich aus dem Wasser, und anmutig wie der scheue weiße Kranich schritt sie dem Badestrande zu; er hüllte sie in Kleider; dann gingen sie in sein Haus und legten sich zur Ruhe nieder; und so wurden sie, gemäß der alten Satzungen der Maori, Mann und Frau.

Als der Morgen heraufdämmerte, kamen alle Leute aus den Hütten heraus, bereiteten ihr Morgenessen und verzehrten es; nur Tutanekai verweilte noch in seinem Hause. Da sagte Whakaue: „Das ist der erste Morgen, daß Tutanekai solange schläft; vielleicht ist der Junge krank. Holt ihn her — weckt ihn auf." Ein Mann ging fort; er öffnete das Schiebefenster am Hause und schaute hinein; vier Füße sah er da. O! er war höchst verwundert und sagte sich: „Wer mag denn bloß sein Gefährte sein?" Er hatte jedoch genug

gesehen; er wandte sich um und so schnell, wie die Füße ihn tragen konnten, lief er zu Whakaue zurück und sagte: „Hört! vier Füße sind da im Hause. Ich habe sie selbst gesehen.“ Whakaue antwortete: „Wer mag denn sein Gefährte sein? Eile zurück und sieh nach!“ Da lief er wieder nach dem Hause zurück und schaute nochmal hinein — und da sah er zum ersten Male, daß es Hine-moa war. Nun brüllte er in seinem Erstaunen los: „O! Hine-moa ist hier! Hine-moa ist hier im Hause bei Tutanekai!“ Als seine älteren Brüder die Rufe vernahmen, sagten sie: „Das ist nicht wahr,“ denn sie waren ja sehr eifersüchtig. Und dann trat Tutanekai aus dem Hause heraus, und Hine-moa folgte ihm. Da sahen die älteren Brüder, daß es wirklich Hine-moa war; und sie sagten: „Ja, nun ist es wirklich wahr.“
Danach dachte Tiki so bei sich: „Tutanekai hat seine geliebte Hine-moa geheiratet; aber ich, ach, ich habe keine Frau.“ Er war sehr traurig gestimmt und kehrte in sein Dorf zurück. Tiki tat dem Tutanekai leid, und eines Tages sagte er zu Whakaue: „Der Kummer um meinen Freund Tiki geht mir herzlich nahe.“ Und Whakaue sprach: „Was meinst du?“ Tutanekai erwiderte: „Ich denke an meine Schwester Tupa; gib sie meinem lieben Freund doch zur Frau.“ Vater Whakaue sagte ja; und so erhielt Tiki die junge Tupa; und sie wurde seine Frau.

Quellennachweise und Anmerkungen

Die Märchen dieses Bändchens sind entnommen:

Die australischen aus:

K. Langloh Parker: Australian Legendary Tales. Folklore of the Noongahburrahs as told to the piccaninnies. London 1897.

K. Langloh Parker: More Australian Legendary Tales. Collected from various tribes. London 1898.

(unten zitiert mit L. P. 1 und 2).

Die melanesischen aus:

Lorimer Fison: Tales from Old Fiji. London 1904 (zt. mit L.F.).

P. Jos. Meier, M. S. C.: Mythen und Erzählungen der Küstenbewohner der Gazelle-Halbinsel (Neu-Pommern). Münster i. W. 1906, (zt. mit P. M.).

R. Parkinson: Dreißig Jahre in der Südsee. Stuttgart 1907 (zt. mit R. P.).

C. G. Seligmann: The Melanesians of British New Guinea. Cambridge 1910 (zt. mit G. S.)*.

F. Speiser: Südsee, Urwald, Kannibalen. Reiseeindrücke aus den Neu-Hebriden. Leipzig 1913 (zt. mit F. S).

Anthropos, Internationale Zeitschrift für Völker- und Sprachenkunde. X—XI. Wien 1916 (zt. mit Anth.).

Die mikronesischen aus:

P. Hambruch: Nauru I u. II. Hamburg 1914 u. 1915. (zt. mit P. H.)

Ethnologisches Notizblatt. III, 3. Berlin 1904. (zt. Ethn. N.)

Mitteilungen des Seminars für Orientalische Sprachen zu Berlin. Ostasiatische Studien. Berlin 1906 (zt. mit M. O. S.).

Die polynesischen aus:

H. M. Emerson: Unwritten Literature of Hawaii. The sacred songs of the Hula. Washington 1909 (zt. mit Em.).

Sir George Grey: Polynesian Mythology and Ancient Traditional History of the New Zealand Race, as furnished by their priests and chiefs. Auckland 1885 (zt. mit G. G.).

A. Krämer: Die Samoa-Inseln. I. u. II. Stuttgart 1902. (zt. mit A. K.)

O. Sierich: Samoanische Märchen in: Internationales Archiv für Ethnographie. Leiden 1900—1905 (zt. mit J. A.).

W. D. Westervelt: Legends of Old Honolulu. Collected and translated from the Hawaiian. London 1915 (zt. mit D. W.).

* Die Wiedergabe einiger Märchen aus Kaiser-Wilhelmsland, den Admiralitätsinseln und Salomonen scheiterte an dem mangelnden Entgegenkommen der Verlagshandlung Dietrich Reimer (Ernst Vohsen) in Berlin.

Die Umwelt, in denen die Märchen sich abspielen, wird den meisten Lesern nicht bekannt sein. Wer sich im allgemeinen darüber zu belehren wünscht, nehme das Buch von Sievers-Kükenthal: Australien, Ozeanien und Polarländer. Leipzig 1906 in die Hand. Aus der Fülle der ethnologischen Literatur, die reine Fachliteratur wird hier nicht herangezogen, seien genannt und empfohlen:

Australien: K. Langloh Parker: The Euahlayi Tribe. A Study of Aboriginal Life in Australia. London 1905 und N. W. Thomas: Natives of Australia. London 1906. — Südsee: Ph. Berges: Eine Reise um die Welt. Hamburg 1914; E. Way Elkington: The Savage South Seas. Painted by Norman H. Hardy. London 1907; B. Mörner: Arális Tropiska Ar. Stockholm 1914; A. Krämer: Hawaii, Ostmikronesien und Samoa. Stuttgart 1906; R. Parkinson: Dreißig Jahre in der Südsee. Stuttgart 1907; F. Speiser: Südsee, Urwald, Kannibalen. Leipzig 1913; E. Spiegel von und zu Peckelsheim: Kriegsbilder aus Ponape. Stuttgart 1912; R. L. Stevenson: In the South Seas. Leipzig 1901; H. Vogel: Eine Forschungsreise im Bismarck-Archipel. Hamburg 1911. Diese genannten Werke machen den Leser aufs innigste mit Land und Leuten, ihren Lebensgewohnheiten, Sitten usw. vertraut.

Erläuterungen* und Erklärungen, die in jedem guten Konversations-Lexikon zu finden sind, gebe ich nicht; andererseits wird der Leser jedoch gelegentlich die Anmerkungen zu den in den Märchen erwähnten Tier-, Pflanzen- und Landschaftsnamen vermissen; in solchen Fällen vermag ich nicht zu helfen, denn alsdann gibt die herangezogene Quelle auch keine Auskunft.

Sämtliche australischen Märchen sind bei den Stämmen des nordöstlichen Neu-Süd-Wales aufgenommen.

1. Der Kranich und die Krähe. — L.P. 2. S. 1.
2. Der Emu Dinewan und die Krähen Wahn. — L.P. 1, S. 73.
3. Die Fliegen Bunnyyarl und die Bienen Wurrunnunnah. — L.P. 1, S. 106. — Vergl. die Fabel von der „Grille und der Ameise".
4. Die Blutblume. — L.P. 2, S. 31. — Die „Blutblume" ist Sturt's desert pea, Clianthus Dampieri.
5. Balu und die Dens. — L.P. 1, S. 8. — Vergl. die Behandlung des Motivs „Weshalb die Menschen sterben müssen" in Nr. 15; Nr. 16, 2; Nr. 40 und Nr. 70. Abart einer der in der Südsee ebenfalls weitverbreiteten Mythen von dem Ursprung des Todes; wie der Mond sich immer wieder verjüngt, soll der Mensch sich wieder verjüngen; das Versprechen wird vom Monde oder einem Helden mit mondähnlichem Charakter gegeben; durch Ungehorsam, Mißverständnis usw. bringt die Menschheit sich um die Unsterblichkeit. Weitere Beispiele siehe Tylor: Anfänge der Kultur 1. S. 349. — Den, Name für Eingeborene.

* Hinweise wie z. B. „Grimms Märchen, Balkan-Märchen" usw. beziehen sich auf die einzelnen Bände dieser Sammlung „die Märchen der Weltliteratur." Eugen Diederichs Verlag in Jena.

6. Die Entstehung der Sonne. — L. P. 2. S. 28.

7. Die sieben Schwestern Meamei. — L. P. 1. S. 40. — Die Plejaden spielen in den Märchen aller Völker eine große Rolle. „Die Plejaden erscheinen als Tauben oder als Frauen, die ein Jäger verfolgt, oder, das ist im Märchen das Häufigste, als goldene Henne mit sechs goldenen Küchlein." (v. d. Leyen, Das Märchen S. 63). In der Südsee kündet ihr Aufgang den Wechsel der Jahreszeiten an, die Regen- und Trockenzeit, den Wechsel der Monsune. Man rechnet hier auf vielen Inseln nach einem Plejadenjahr. Weiteres s. Stucken, Astralmythen. — Die beiden Plejaden, welche Wurunnah heiratete, leuchten nicht so stark als die Plejaden, welche Jungfrauen blieben.

8. Woher der Frost kommt. — L. P. 2. S. 73.

9. Byamee's Versammlung. — L. P. 1. S. 94. — Byamee (Baiame, Piame) ist der Allvater, der Kultur-Heros. Bei den Beschneidungsfesten lernen die mannbar gewordenen Eingeborenen diese Gottheit kennen. Sie wurde viel umstritten; Byamee sollte keine echte australische Gottheit, sondern unter christlichen Einflüssen entstanden sein. Genaue Untersuchungen erwiesen, daß die Eingeborenen Byamee als Schutzgott der Mannbarkeitsfeste kannten, bevor irgend ein Weißer oder Missionar zu ihnen gekommen war. Gewisse Züge deuten auf seine Einführung aus Asien hin (s. Asiatic Researches Bd. 9). Byamee wohnt im Himmel; man stellt ihn sich auf einem Thron aus wasserklarem Krystall sitzend vor; zu beiden Seiten stehen hohe krystallene Säulen. Sein Sohn heißt Grogorally; er überwacht die Menschen und führt ihre Seelen nach dem Tode zu Byamee. Byamee schuf den ersten Menschen namens Moodgegally. Als er Byamee besuchte, um die Gesetze von ihm entgegen zu nehmen, stieg er auf einem Wendelstieg, dann auf einer Leiter zum Himmel empor. — Der Balah-Baum ist die Sumpfeiche, der Bibbil-Baum eine Eukalyptusart mit pappelähnlichen Blättern.

10. Wie die Blumen wieder in die Welt kamen. — L. P. 2. S. 84. —

11. Der Ibis und der Mond. — L. P. 1. S. 68. — Eine Sintflutsage. — Wenn der Mond einen „Hof" hat, hat er sich nach dem Glauben der Eingeborenen ein Haus gebaut, um sich vor dem nahe bevorstehenden Regen zu schützen.

12. Warum der Kasuar keine Flügel hat. — R. P. S. 694. — Gazelle-Halbinsel, Neu-Pommern.

13. Der Tanz der Vögel. — P. M. S. 275. — Gazelle-Halbinsel, Neu-Pommern. Der Malip-Vogel ist eine Papagei-Art.

14. Die Sonne. — P. M. S. 133. — ebd. Vergl. Märchen Nr. 70, wie Maui die Sonne mit einer Schlinge einfängt.

15. Warum wir sterben. — P. M. S. 107. — ebd. Vergl. Anmerkungen zu Nr. 5.

16. Drei Geschichten von den Brüdern To Kabinana und To Karwuwu. — P. M. S. 59, S. 37 und S. 73. — ebd. Aus anderen hier nicht angeführten Geschichten geht hervor, daß To Kabinana, der Vertreter und Erfinder alles Guten, der Weise, der Hell-

mond ist, dem To Karwuwu als Tölpel, Tunichtgut und Unheilstifter als Dunkelmond gegenübergestellt wird. In den beiden Persönlichkeiten sind die gegensätzlichen Naturen der Mondphasen auf das trefflichste verwertet worden. Der Eingeborene sieht in den beiden seine Stammväter, die einen bestimmenden Einfluß auf das ganze Leben ihrer Nachkommen ausüben. Sie stehen von Anfang an als wirkliche Menschen den Geistern gegenüber, denen sie Streiche spielen oder zu spielen versuchen.

17. Das Huhn und der Kasuar. — P. M. S. 95. — ebd. Das Muschelgeld besteht aus besonders ausgewählten verschiedenen Schnecken- und Muschelarten, deren Schalen meistens zerschlagen, die kleinen Stückchen durchbohrt und zu gleichmäßigen Scheibchen abgeschliffen werden. Diese Scheiben zieht man auf Stränge auf, deren kürzester, ein Handspann, die kleinste Münze verkörpert; diese Stränge werden jedoch zu vielen Metern verlängert, die alsdann zu Reifen von 1/2—2 m Durchmesser aufgerollt werden. Geld bedeutet die höchste Wonne für den Eingeborenen; er sucht in seinem Leben möglichst viel davon in seine Hände zu bekommen, obschon es bei seinem Tode doch nur in den Besitz der trauernden Verwandtschaft übergeht. — In dem Märchen ist die Fahrt nach Nakanai an der Nordküste Neu-Pommerns geschildert, wo die begehrteste Geldschnecke, nassa calosa, gefunden wird. — Zu S. 56. Es gilt als großer Schimpf bei den Eingeborenen, jemandem zu sagen, er solle Kot essen. Kot genießen nur die Teufel und die Verstorbenen. Wird dieser Schimpf einem Eingeborenen an den Kopf geschleudert, so beschwört er immer eine Katastrophe herauf. Im gelindesten Falle wird der Beschimpfte das Weite suchen und Haus und Hof samt seinen Angehörigen wenigstens für eine Zeitlang verlassen, bis sein Zorn wieder verraucht ist. — Zu S. 61. Tabai ist ein Platz an der Westküste von Neu-Pommern. Es sollen sich dort die Geister von Verstorbenen aufhalten.

18. Die Ratte und der Schmetterling. — G. S. S. 410. — Aus Wedau, Englisch-Neu-Guinea. — Diese Geschichte grotesker Gegensätze gehört zu den beliebtesten Erzählstoffen der Südsee. Vergl. Anmerkungen zu Nr. 52.

19. Kukuku und Waima. — G. S. S. 418. — Aus Menapi, Englisch-Neu-Guinea.

20. Die Geburt der Sonne. — G. S. S. 378. — Aus Wagawaga, Englisch-Neu-Guinea. — Das Motiv des Streits beim kindlichen Spiel, das für die Zukunft das Leben des beleidigten Helden beeinflußt und die Geschichte wesentlich bestimmt, kehrt in den Eingeborenen-Erzählungen häufig wieder. Vergl. Nr. 30 und Nr. 43. — Kalkstaub gilt als beliebtes und bewährtes Zaubermittel zur Abwehr.

21. Die Entstehung des Feuers. — G. S. S. 379. — Aus Wagawaga, Englisch-Neu-Guinea. — Vergl. Nr. 70, wie Maui der Mahu-ika das Feuer stiehlt.

22. Das lahme und das schlafende Bein. — G. S. S. 418. — Aus Mukaua, Englisch-Neu-Guinea.

23. Der Feigenbaum. — G. S. S. 404. — Aus Awaiama, Englisch-Neu-Guinea. — Vergl. hierzu das Märchen aus Ponape Nr. 46 und Nr. 38 aus Palau.

24. Der Ursprung der Weißen. — G. S. S. 404. — Aus Taupota, Englisch Neu-Guinea. — Der Gedanke der gemeinsamen Abkunft von Schwarz und Weiß kehrt auch an andern Orten der Südsee wieder, z. B. in den Karolinen, ohne daß dieser Glaube auf eine Beeinflussung seitens der Missionare zurückgeführt werden kann.

25. Der Fischer und der Geist. — Unveröffentlicht; Erzählung des Buka- (Salomon-Inseln) Eingeborenen To Hen; handschriftlich mitgeteilt von Hans Vogel-Hamburg.

26. Die Heldenzwillinge. — Unveröffentlicht; Erzählung von To Hen; handschriftlich mitgeteilt von Hans Vogel-Hamburg.

27. Vom Manne, der ausging, sich eine Frau zu suchen. — Unveröffentlicht; Erzählung von To Hen; handschriftlich mitgeteilt von Hans Vogel-Hamburg.

28. Die Entdeckung der Spiegelung im Wasser. — F. S. S. 70. — Aus Vao, Neu-Hebriden.

29. Die Schlange. — Anth. X—XI, S. 269. — Aus den Neu-Hebriden. Vergl. Das Wachstum der Schlange mit dem des Fisches in Nr. 41 aus Palau.

30. Das Sonnenkind. — L. F. S. 33. — Erzählung des Häuptlings Taliai-tupou von Naiau, Fidji. — Das Märchen ist ebenfalls in Samoa bekannt. J. A. 1902. S. 170.

31. Wie die Fidji-Leute den Bootbau erlernten. — L. F. S. 27. — Erzählung des Häuptlings Taliai-tupou von Naiau, Fidji. — Sintflutsage.

32. Die Geschichte von Longa-Poa. — L. F. S. 65. — Erzählung des Häuptlings Taliai-tupou von Naiau, Fidji. — Bokolas sind die zum Fressen bestimmten menschlichen Leichname.

33. Matanduas Abenteuer. — L. F. S. 99. — Erzählung des Roko Sokotukevei, Fidji.

34. Napoleon ist ein Tonga-Mann. — L. F. S. 135. — Erzählung eines Tonganers, der sich auf Fidji befand. — Beispiel der Entstehung einer Sage aus fremdländischen Erzählungen.

35. Das Ei der weißen Seeschwalbe. — Palau, Karolinen. Unveröffentlicht; handschriftlich mitgeteilt von Prof. Dr. A. Krämer-Stuttgart. Vergl. hierzu die Buchleiste auf S. 155.

36. Der arme und der reiche Hahn. — ebd. Unveröffentlicht; handschriftlich mitgeteilt von Prof. Dr. A. Krämer-Stuttgart. In Palau bedeutet „audóu" Geld alles; es gibt keinen andern Reichtum daneben. Das Verhältnis zu den Göttern, zum Häuptling, zum Priester, zum Gesetz ist durch das Geld geregelt; Freundschaften werden mit Geld abgeschlossen, Liebe bezahlt; für jede Umarmung hat der Mann seiner Frau ein Geldstück zu entrichten. Töchter, die „verdienen" können, bilden daher den Reichtum der Familie. Das Palau-Geld besteht aus kleinen Stücken angebrannter Erden, Emaillen und Glas, die zu regelmäßigen symmetrischen gebogenen Prismen oder Perlen geschliffen werden. Ihr Einzel-

wert schwankt zwischen 15000 und 1 Mark. — Nr. 37—41 zeigen, welche Rolle das Geld im öffentlichen Leben spielt, wie der Eingeborene gierig hinter ihm herhastet.

37. Der Vogel Peaged arsai. — ebd. Unveröffentlicht; handschriftlich mitgeteilt von Prof. Dr. A. Krämer-Stuttgart — S. 158 Motiv des Tischlein deck' dich!

38. Die Mandelsammlerin. — ebd. Unveröffentlicht; handschriftlich mitgeteilt von Prof. Dr. A. Krämer-Stuttgart. — Zauber „des Zusammenkommens" vergl. Nr. 23, S. 72 (Britisch-Neu-Guinea): zu Verwandlung des Gobakerai vergl. Nr. 61, aus Samoa; die Episode vom Froschbräutigam erinnert an Grimms „Froschkönig". (Grimm Nr. 66). — Die Erzählung scheint das Bruchstück einer größeren Geschichte zu sein. — Die Frauen sind auf Palau selbständig; sie haben ihre eigene Regierung und bilden Vereine, die gelegentlich eine Zeitlang in corpore das Dorf verlassen, um Besuchsfahrten in andere Landschaften zu unternehmen und im Verkehr mit den dort wohnenden Männern möglichst viel zu „verdienen".

39. Klubud singal. — ebd. Unveröffentlicht; handschriftlich mitgeteilt von Prof. Dr. A. Krämer-Stuttgart. — Das Märchen erinnert an die ähnliche Erzählung aus Ponape Nr. 49. Auch auf Ponape spielen in verschiedenen Geschichten hölzerne, von Menschen angefertigte Vögel eine große Rolle. Flieger-Märchen werden in der Südsee aus den Admiralitäts-Inseln, Britisch-Neu-Guinea, Neu-Hebriden und Hawaii mitgeteilt. — S. 165. Ein Tarospieß ist ein spitzer Stab aus hartem Holz, mit dem die gekochten Taro auf ihr Garsein geprüft werden. S. 187. Der gadepsungel-Baum ist eine Crataeva-Art; er hat hartes und dabei doch sehr leichtes Holz. S. 170. Die Ortschaften Ngesebei, Ngaragedag, Ngartukur u. a. in Ngardmau wandten sich an Galegui mit der Bitte, doch ihre Kinder bei ihnen zu lassen. Dafür erhielten die Leute von Galegui das Recht, unvollendete Boote in Ngardmau nach ihrem Belieben wegzunehmen, ein Recht, das heute noch besteht. Wenn ferner in Ngardmau eine Tarokrankheit oder sonst ein Übel herrscht, machen die Leute dort noch heute einen Kedam l'bekl „einen Drachen für ein Paar", so groß wie einen Hausgiebel. Ein Klub macht die Leine dazu. Dann bringt man ihn hinaus auf die Heide und läßt ihn 5—7 Tage in die Höhe fliegen, während die Bewohner draußen fasten und speisen zur Erinnerung an den Vogel des Klubud singal.

40. Das Bündel von Ngeraod. — ebd. Unveröffentlicht; handschriftlich mitgeteilt von Prof. Dr. A. Krämer-Stuttgart. Motiv der drei Wünsche. S. 172. 1) Motiv des Tischlein deck' dich. 2) Größte Versuchung für einen Palau-Mann, die immerwährend spendende Geldquelle ablehnen zu müssen. 3) Motiv des ewiges Leben verleihenden Bündels. — Infolge der Habgier einzelner Leute verliert die Menschheit die Möglichkeit ewig leben zu bleiben. Vergl. Nr. 5; Nr. 15; Nr. 16, 2 und Nr. 70. — S. 173. Die Worte

Audogul ma geuid sind unübersetzbar, sie scheinen einen Heilsegen zu enthalten. Die Fackel-Linde ist Hibiscus tiliaceus.

41. Die Herkunft des Geldes. — ebd. Unveröffentlicht; handschriftlich mitgeteilt von Prof. Dr. A. Krämer-Stuttgart. Bildliche Darstellung siehe Tafel 8, die unterste Bildreihe findet ihre Erklärung in der hier in der Anmerkung erzählten Geschichte. Vergl. zur Geschichte vom Vogel Delarok die Erzählung Grimm Nr. 84 „Der Vogel Greif" und Chinesische Märchen Nr. 1, in dem der Vogel Rokh gleichfalls erscheint. Das sagenhafte Geldland ist in den Zentralkarolinen, s. S. 191 ff., das Land der Kraniche, nach dem mühevolle Fahrten unternommen werden, um die geschätzten Federn, das Geld, zu holen. Nach den Erzählungen der Ponape-Leute lebt der Geldvogel ebenfalls in einem fernen Lande. Er wird dort als König gehalten und ängstlich bewacht. — Im Journal des Museum Godeffroy 4, S. 50 berichtet Kubary weiter: „Ein Mann Namens Ardakor aus Kyangle ging auf die See mit seinem Sohn, um zu fischen. Sie banden das Kanu nach der Palau-Sitte an einen über das Wasser hervorragenden Stein, und der Vater schlief ein. Der scheinbare Stein aber war der Stachel der Rückenflosse eines ungeheuren Dukl, eines Fisches, der noch heute hier zwei Fuß lang wird. Der erwähnte Dukl war aber so groß wie eine Insel, da der Stachel seiner Flosse mit einem Stein verwechselt werden konnte.

Bald bemerkte der wachende Knabe, daß das kleine Kanu sich in Bewegung setzte und daß seine Heimat Kyangle aus seinen Augen verschwand. Der Dukl, an dessen Stachel das Kanu befestigt war, schwamm weg und brachte dasselbe nach einem unbekannten Lande. Es war das Land Ngorot, dessen Ufer aus dem audóu, Geld, gleich Kieselsteinen bestand. Der Knabe fühlte, daß sein kleiner Nachen den Grund berührte, und stieg ans Land, auf welchem er zahlreiche Strandläufer (Brachvogel, Delarok) bemerkte. Er füllte seinen Handkorb mit den am Strande liegenden Steinen an und kletterte auf sein Kanu zurück, um mit den Steinen die herumlaufenden Schnepfen zu werfen. Er verwarf auf diese Weise viele von den Steinen, und nur ein kleiner Teil blieb in dem Korbe. Der Dukl brachte das Kanu bald auf die frühere Stelle, wo der Vater erwachte und in den übrig gebliebenen Steinen Geld, audóu, erkannte. Auf diese Weise bekam Kyangle sein Geld und Ardakors Haus wurde das dritte reiche in Palau". — Wachstum des Fisches vergl. Nr. 29 aus den Neu-Hebriden.

42. Der Chaifi. — Aus den Marianen; mitgeteilt von G. Fritz in M. O. S. 1906 S. 178.

43. Die Geschichte von Jat und Jol. — Aus Elato, Koralleninsel östlich von Yap. Unveröffentlicht; aus der Sammlung des Verfassers. 1909 aufgenommen. — Das Märchen ist eine Schachtelerzählung, welche eine Reihe Geschichten und Erlebnisse locker miteinander verknüpft; es soll noch eine Fortsetzung haben und durchaus nicht mit der Auswanderung des Apischur und der Ilusumar nach Falueluegarar abschließen. — Eluelap, der große Geist, ist

die höchste Gottheit der Karoliner; er wird einäugig gedacht. Eine Schar Naturgeister und Dämonen führen seine Befehle aus. Urrulang, der Wolkenschieber, ist gleichzeitig der Totenrichter. Denn nach dem Glauben der Karoliner spinnt eine Frau den Lebensfaden (Adernsystem) des Menschen, eine andere schneidet ihn auf Geheiß Eluelaps ab. Der Tote hat vor dem Himmelstor seinen Lebensfaden vorzuzeigen, nach dessen Beschaffenheit die Aufnahme in den Himmel oder den untermeerischen Sumpfpfuhl entschieden wird. Lugeileng und Olufat sind die neben Eluelap am besten bekannten Gottheiten auf den Karolinen, namentlich werden von Olufat, dem unartigen Gott, der voller Streiche und Schnurren steckt, gern Geschichten erzählt. Er besitzt viele gemeinsame Züge mit dem polynesischen Maui. — Die Reise nach den Federn erinnert an die Fahrt der Argonauten (Reise des abnehmenden Mondes) S. 193 vergl. die beiden Brunnen mit den Flüssen des Lebens und Todes im Märchen Nr. 63, 64 und 68; siehe auch Nordische Märchen 1 S. 211. — Das Geisterhaus, in dem jeder Balken einen bösen Geist verkörpert, die Art, wie die Geister betrogen werden, sind in melanesischen Märchen häufig zu finden.

44. Das Wettschwimmen zwischen dem Hornhecht und der Krabbe. — Aus Ponape. Unveröffentlicht; aus der Sammlung des Verfassers. 1910 aufgenommen. — Die Erzählung gehört zu den über die ganze Erde verbreiteten Wettmärchen. Siehe Grimms Märchen Nr. 112. Vergl. Dähnhardt, Natursagen Band 4, 2. 3. Kapitel. Auf Fidji findet der Wettlauf zwischen Kranich und Krebs statt (Dähnhardt, ebd. S. 64 vergl. ferner S. 62 u. S. 284).

45. Der Kampf der Vögel und Fische. — Aus Ponape. Unveröffentlicht; aus der Sammlung des Verfassers. 1910 aufgenommen. — Auch diese Erzählungen sind über die ganze Welt verbreitet. Vergl. Dähnhardt, Natursagen Band 4, 2. 6. Kapitel. In der Südsee aus Samoa berichtet. Nr. 55. Das Märchen scheint die ursprüngliche Fassung dieses Geschichtentypus am besten wiederzugeben. Siehe Dähnhardt, ebd. S. 197 ff.

46. Die angeführte Menschenfresserin. — Aus Ponape. Unveröffentlicht; aus der Sammlung des Verfassers. 1910 aufgenommen. — Vergl. Nr. 23 aus Englisch-Neu-Guinea und Nr. 62 aus Samoa. — Eingeborene versicherten mir wiederholt, Läuse schmekken „wie Zucker“; man laust sich daher gern. In Melanesien erhält eine Frau oft Prügel, wenn sie etwa die eigenen Kopfläuse verzehrt, die doch ihrem Manne vorbehalten sind.

47. Taile. — Aus Ponape. Unveröffentlicht; aus der Sammlung des Verfassers. 1910 aufgenommen. — Die Könige von Ponape führten alle den Namen Schautelur: sie wohnten in der künstlich auf das Riff bei Matolenim ins Wasser gebauten Stadt. Ihr Wohnhof hieß Pankatera. o uä ist unübersetzbar; die Worte bilden meist das Schlußzeichen bei Liedern und Geschichten.

48. Tolojäla und seine Tochter. — Aus Ponape. Unveröffentlicht; aus der Sammlung des Verfassers. 1910 aufgenommen. —

Die Art der magischen Geburt ist auch auf Palau und den Neu-Hebriden bekannt.

49. Wie Schau Etietsch sich seine Frau wiederholte. — Aus Ponape. Unveröffentlicht; aus der Sammlung des Verfassers. 1910 aufgenommen. Vergl. Nr. 39 aus Palau.

50. Wie das Flugschiff nach Ponape kam. — Aus Ponape. Unveröffentlicht; aus der Sammlung des Verfassers. 1910 aufgenommen. — „Hier riecht es nach Menschen!" im Texte: „Pōn ärüm!" Diese Worte sind in der heutigen Ponape-Sprache, in der das Märchen sonst wiedergegeben ist, nicht mehr gebräuchlich; nur ihr „Sinn" ist den Leuten noch geläufig. Vergl. hierzu Nr. 54, ferner Chines. Märchen Nr. 8, Balkan-Märchen Nr. 12: siehe auch von der Leyen: Das Märchen S. 69., S. 212. Das Versammlungshaus in Ponape hat einen u-förmigen Grundriß; das Fundament ist ein 3/4-cm hoher über den Boden ragender Steinunterbau, der ca. $1^1/_2$ m breit ist. Dieser erhöhte Unterbau ist die Sitzgalerie der Vornehmen, während das Volk im U-Ausschnitt, im „Hof" sich aufzuhalten hat. Die „Vornehmen" hatten das Recht, die „Niederen" zu ihrem Vergnügen, ungestraft, mit Steinen zu bewerfen.

51. Die Geschichte von der Rohrdrossel. — P. H. 1. S. 447. — Aus Nauru. — Ein ähnliches Märchen ist aus den Admiralitäts-Inseln, Borneo und von den Battak auf Sumatra bekannt.

52. Die Geschichte von den Tieren, die sich ein Boot bauten. — P. H. 1. S. 449 u. 2. S. 285. — Aus Nauru. — Das Märchen gehört zu den Lieblingserzählungen der Südsee-Eingeborenen, vergl. Nr. 18. Nur mit geringen, unwesentlichen Abänderungen sind bis heute Fassungen aus den Marshall-Inseln, Samoa, Neu-Hebriden und der Torres-Straße bekannt.

53. Erauarauin und das Ungeheuer. — P. H. 1. S. 441. — Aus Nauru. — Ein typisches „Mondmärchen". Die dreißig Kinder sind die einzelnen Mondphasen, das Ungeheuer ist das Tier, das nach Anschauung der Eingeborenen bei einer totalen Mondfinsternis den Mond (die dreißig Phasen) verschlingt.

54. Das Mädchen im Monde. — P. H. 1. S. 435 und A. Brandeis in Ethn. N. — Aus Nauru. — Das Märchen ist in zwei Fassungen mitgeteilt. Die erste, obschon kürzere, ist die ursprüngliche; die zweite zeigt, wie selbst auf einer kleinen Insel Märchen verschieden wiedergegeben werden. Man achte auf den Namenwechsel in beiden Märchen, die unterschiedlichen Ursachen zur Wanderung in den Himmel, das Fehlen des dritten Sohns, des Donners. — Der Baum der Egigu, der einzige Eukalyptusbaum (eine sehr seltene Erscheinung auf einer Koralleninsel) wird heute noch jedem auf Nauru gezeigt. — Anlaß zu diesen Märchen, die über die ganze Welt in verschiedensten Fassungen verstreut sind, gibt die im Monde sichtbare menschliche Gestalt. Der Gedanke, auf dem Baum in den Himmel zu steigen ist spezifisch polynesisch. Auf Samoa, Mangaia, Neu-Seeland dient der Baum als Kommunikationsmittel

mit der himmlischen Welt. Enibarara ist der Dunkelmond, en barara — Frau schwarze. Die dreißig Schalen sind die dreißig Mondphasen. Der Besuch der Egigu bei der Mondfrau erinnert an Tawhakis Besuch bei der blinden Matakerepo (s. Nr. 71). Dieses Motiv ist ähnlich verwendet auf Samoa, Nr. 63 und 64 und ebenfalls von Mangaia und Timor bekannt.

55. Die Seegurke. — A. K. 1. S. 258. — Aus Samoa. Vergl. Nr. 45. Aus Nauru ist ein Krieg zwischen den Einsiedlerkrebsen und Langusten bekannt. P. H. 1. S. 446.

56. Die Strafe für den Diebstahl. — J. A. 1904. S. 90. — Aus Samoa.

57. Du sollst deine Schwiegermutter ehren. — J. A. 1904. S. 90. — Aus Samoa. Tingilau ist eine sagenhafte Gottheit, die in den Märchen der Samoaner eine große Rolle spielt. Tapa ist Kleiderstoff, der aus Rindenbast durch Klopfen und Hämmern erzeugt wird.

58. Die Ratte und der fliegende Hund. — A. K. 1. S. 359. — Aus Samoa. — Die „Sprecher" sind die Wortführer in den Häuptlings- und Ratsversammlungen.

59. Der Drachenfisch. — J. A. 1902. S. 169. — Aus Samoa. Ausdrücklich als „Kindermärchen" bezeichnet.

60. Die Krokodilshöhle. — J. A. 1902. S. 167. — Aus Samoa. Das Krokodil ist auf Samoa nicht heimisch, sondern kann nur sehr selten einmal von Neu-Guinea auf treibenden Baumstämmen dorthin verschlagen werden.

61. Die Liebe der Schlange. — J. A. 1904. S. 105. — Aus Samoa. Vergl. Nr. 38. — Siehe Nordische Märchen, Schweden Nr. 8. Sina (weiß, hell, glänzend) ist als Mädchenname in Märchen sehr beliebt; es ist der Name des Mondes.

62. Der angeführte Menschenfresser. — J. A. 1901. S. 20. — Aus Samoa. Motiv der magischen Flucht. Vergl. Nr. 46. Mulifanua, das Ende der Welt, der Eingang zur Unterwelt.

63. Die Reise in die Unterwelt zur Strudelhöhle Fafá. — J. A. 1902. S. 174. — Aus Samoa. Faalataitimea gibt durch das todeswürdige Verbrechen der Blutschande an der Schwester den Anlaß zu dieser Fahrt. Beachte die Ähnlichkeit in der Verarbeitung einiger Motive in Nr. 63 u. 64, z. B. Fischfang, Szene bei der Matamolali, die Wiedervereinigung der getrennten Personen am Lebenswasser. — Anm. zu „Lebenswasser" s. Nr. 68. — Matamolali ist der Dunkelmond; s. Anm. in Nr. 54 und Nr. 64.

64. Sina. — A. K. 1. S. 124. — Aus Samoa. Vgl. Nr. 63. Zu Verfärbung des Wassers als Verkünder des Todes und Aufforderung den Toten zu erlösen vergl. Nordische Märchen, Schweden Nr. 6. S. 203; vergl. die „Heiligen Fragen" auf S. 253, 258, 298 und 308.

65. Der Rattenfänger Pikoi. — D. W. S. 157. — Aus Hawaii. Nach dem alten Glauben der Hawaii-Leute konnten in den Häuptlingsfamilien früher menschliche Knaben und Mädchen, aber auch

„Götter" (Geister) in Tiergestalt geboren werden. Die „Götter" erschienen in der Familie als menschliche Wesen oder als Tiere. Sie waren die Schutzgeister ihrer Sippe; sie überwachten und behüteten ihre menschlichen Geschwister, taten allerlei Wunder und betrugen sich so wie die guten Zauberer und wohltätigen Feen in unseren Märchen. S. 266. Das Brandungsschwimmen ist ein in der Südsee allgemein gepflegter und beliebter Sport. Mit dem Boote begibt man sich auf die See hinaus in die Nähe des Riffes, wo die großen hohen Meereswogen donnernd an den Strand poltern. Kurz vor den Brechern verläßt man das Boot und besteigt ein schmales, vorn spitz zulaufendes Brett und läßt sich von der Dünung der Brandung zutreiben. Die Geschicklichkeit besteht darin, den Strand zu erreichen, ohne vom Schwimmbrett heruntergeworfen zu werden, was in dem Augenblick, wo der Wogenkamm sich bricht, sehr leicht möglich ist. — tabu bedeutet geweiht, heilig, unverletzbar.

66. Iwa, der Meisterdieb von Oahu. — D. W. S. 148. Aus Hawaii. Vergl. von der Leyen: Das Märchen S. 30, 71 und 92. „Die Märchen von den Meisterdieben griff die ganze Menschheit, alle Kulturvölker des Westens und des Ostens, begierig auf" (v. d. L.). S. bei Herodot „Der Schatz des Rampsinit"; (Griechische Märchen von Hausrath und Marx S. 116); Russische Märchen Nr. 49; Nordische Märchen 2 Nr. 15; Grimms Märchen Nr. 74; Märchen seit Grimm S. 216; Plattdeutsche Märchen S. 252.

67. Der Häuptling mit den wunderbaren Dienern. — D. W. S. 75. — Aus Hawaii. Das Märchen wurde im Jahre 1862 in der Eingeborenen-Zeitung Kuokoa zuerst abgedruckt. Vergl. Grimms Märchen Nr. 81, 80; Russische Märchen Nr. 4.

68. Das Lebenswasser des Kane. — D. W. S. 38. — Aus Hawaii. In einer Maori-Legende aus Neuseeland wird berichtet: Wenn der Mond stirbt, begibt er sich zum Lebenswasser des Kane; das Wasser kann alles wieder beleben, so auch den Mond, der nun von neuem seine Wanderung über den Himmel antritt. Die Hawaii-Leute glauben (s. Nr. 69), daß sich irgendwo weit hinter dem Horizont ihrer Inseln, tief unten im Meere ein Land befindet, das andere wiederum als ein Land über den Bergen, in den Wolken, träumen, das beidemal jedoch als das „Götterreich mit dem Wasser des Lebens" gedacht wird. In diesem Lande befindet sich ein See, dessen Wasser alle Dinge neu belebt. Es heißt Ka wai ola a Ka-ne, das lebende Wasser des Ka-ne, das Lebenswasser des Ka-ne. — Dieses Lebenswasser spielt in den Südsee-Geschichten eine große Rolle; meist wird es zusammen mit dem Todeswasser genannt; man stellt es sich als Brunnen (s. Nr. 43) und zwei nebeneinander fließende, nur durch einen schmalen Damm getrennte Ströme vor (s. Nr. 63, 64). In Neu-Seeland z. B. befindet es sich in Hauora, im vierten Himmel. Aus diesem Himmel wird die Seele für das menschliche Wesen gesandt, das gerade unten auf der Erde geboren wird. Ferner wird es aus Tonga, wo es als See gedacht ist, ebenfalls aus Mangaia, Paumotu und Samoa erwähnt. — Kane ist eine der vier großen poly-

nesischen Gottheiten. Ihm ist die Sorge für das Lebenswasser anvertraut. Wer dies Wasser erhält, bekommt damit die Kraft des Gottes, ein Kranker wird durch einen Trunk des Wassers wieder gesund, ein Toter, der damit besprengt wird, wieder lebendig. — Vgl. Grimms Märchen Nr. 39, Nordische Märchen 1, Schweden Nr. 6 und 9. — Kane und Ka-ne sind beides zulässige Schreibweisen, die letzte ist spezifisch hawaiisch, die z. B. auch Ma-ui (Maui) schreibt.

9. Das Wasser des Kane. — Em. S. 257. — Aus Hawaii, von der Insel Kauai. Nihoa ist das nordwestlich von Kauai gelegene Bird Island. — Vergl. damit die Gralsage.

0. Maui. G. G. S. 10 [13]. — Aus Neu-Seeland. Der Märchenkreis um Maui bildet die Grundlage der Sagen und Märchen der Südsee und drückt der ozeanischen Mythologie seinen besonderen und charakteristischen Stempel auf. Drei Gebiete in der Südsee: Neu-Seeland, Tahiti nebst der Hervey-Gruppe und Hawaii haben die Maui-Legenden am besten erhalten. Zwanzig Erzählungen, die an allen drei genannten Orten heute noch erzählt werden, bilden den Grundstock, zu dem dann noch einige diesen Inseln allein eigentümliche hinzutreten. Aber auch die übrigen Südseeinseln haben sich Reste der Maui-Legenden bewahrt; auf Olufat wurde schon in den Anmerkungen zu Nr. 43 hingewiesen, und fast jede Insel besitzt eine Variation der Geschichte von dem wundervollen Fischzug des Maui, der die Nordinsel von Neu-Seeland, Aotea roa, aus dem Meere emporzog; beinahe jede Gruppe besitzt eine solche auf wunderbare Weise entstandene Insel. — Maui ist ein Halb-Gott, dessen Stellung heute als Sonnengott oder als Kulturbringer und Stammvater der Maori noch nicht geklärt ist. Aus einem Mythus erfahren wir, daß Mauis Mutter, der glühende Lavastrom, zum Himmel emporstieg und dort zur Sonne wurde. Das hier mitgeteilte Märchen zerfällt in eine Reihe einzelner Erzählungen, die locker miteinander verbunden sind: 1. Wie Maui sich seiner Mutter und den Brüdern zu erkennen gibt und seine Geburt erzählt S. 289—292; 2. Mauis Reise in die Unterwelt zu den Eltern S. 292—299; 3. Wie Maui den zauberkräftigen Angelhaken erwirbt S. 299—300; 4. Wie Maui die Sonne fängt und ihren Lauf regelt S. 301—303; 5. Mauis wunderbarer Fischzug oder die Erschaffung der Nordinsel von Neu-Seeland S. 303—307; 6. Maui stiehlt der Feuergöttin das Feuer S. 307—310; 7. Maui verwandelt seinen Schwager in einen Hund S. 310—312; 8. Wie Maui den Tod aus der Welt schaffen wollte und selber dabei den Tod fand S. 312—315.

S. 290. Vergl. Tennysons Idylls of the king 1. Ausg. S. 240. Wurde ein Kind vorzeitig geboren, und starb es, ohne die Freuden des Lebens kennen gelernt zu haben, dann begrub man es mit besonderen Förmlichkeiten; denn warf man es etwa achtlos ins Wasser oder tat es beiseite, so wurde daraus ein übelwollender Geist, der den Menschen allerlei Böses zufügte; es verfolgte die Menschheit, die es um die irdischen Freuden gebracht hatte. Alle bösen Dämonen sind so entstanden. S. 292. Rangi-nui ist der Himmel,

Papatu-a-nuku die Erde; beide wurden gewaltsam durch ihre Kinder, die des Lichtes entbehrten, getrennt und in ihre heutige Lage gebracht; der Titanenkampf. S. 297. Der Baum, auf den Maui sich als Taube (Seelenvogel) niederließ, war ein manapau-Baum, der heute nicht mehr in Neu-Seeland bekannt ist. Er wuchs in Hawaiiki, dem sagenhaften Ursprungsland der Maori. S. 299. Die Weihegebete hatten die Kraft und Bedeutung etwa unserer Taufe; vergl. S. 320 u. 328. S. 301. Mauis Sonnenfang vergl. Nr. 14. S. 305. Wer das Sternbild des Skorpions mit seinem langen hakenförmigen Schweif am südlichen Himmel gesehen hat und die Formkraft der Eingeborenen kennen gelernt hat, dem wird die Geschichte von Mauis Fischzug verständlich. Auf Tonga und Yap wird der Haken angeblich heute noch in einer Häuptlings-familie aufbewahrt. In Neu-Seeland heißt jetzt noch am südlichen Ausgang der Hawke's Bay eine Reihe einzelner Felsklippen, die sich zu einem Haken ordnen: Mauis Fischhaken. S. 309. Mauis Sturz in den Teich bedeutet symbolisch den ersten Sonnenunter-gang. Erzählung vom Sinbrand. S. 312. Hina-uri's Erlebnisse werden in einer anderen Geschichte „Rupe" fortgesetzt. S. 313. Hine-nui-te-po ist die „Göttin der Nacht und Unterwelt".

71. Tawhaki.* — G. G. S. 36 [47] — Aus Neu-Seeland. Das Märchen ist mit Variationen in der ganzen Südsee bekannt; am besten erhielt es sich auf Neu-Seeland, Hawaii und Tahiti. Tawhaki wurde aus Eifersucht erschlagen, denn ein anderes Mäd-chen, dem ein anderer Mann bestimmt war, liebte ihn. Nach einer zweiten Version rächte sich Tawhaki an den Menschen, indem er an der Steigeleine seines Drachens in den Himmel kletterte und hier den Boden eintrat, so daß sich alle Wassermassen durch das Loch im Himmel über die Erde ergossen und die Menschen er-tränkten. S. 316. Die Ponaturi waren Wassergeister, die das Ta-geslicht scheuen mußten und nur nachts in ihr Haus heimkehren konnten. Aus der Vernichtung der Ponaturi vermochte nur der Lachs sich zu retten, da er in großen Sprüngen das Wasser er-reichen konnte. S. 322. Besuch bei Matakerepo (die verdunkelten Augen) vergl. Nr. 54, 63 u. 64. Kranke Eingeborene bitten Ma-takerepo um Hilfe, sie opfern dabei zehn Körbe mit Früchten, die sie in derselben Weise darbringen, wie die Großmutter Tawhakis einst ihre Taros zählte; erst zählen sie zehn Körbe ab und bringen einen dar, dann zählen sie neun ab und bringen einen dar, dann acht, nehmen einen fort usw. S. 325. Den Eingeborenen gilt es als geradezu ungeheuerlich und ist es unfaßbar, daß ein vornehmer, hoher, heiliger Häuptling sich als geringer Sklave einführt und dementsprechend behandeln läßt.

72. Das verzauberte Holzbild. — G. G. S. 173 [71] — Aus Neu-Seeland. Die Erzählung spielt auf der Nordinsel von Neu-Seeland. Vergl. Einleitung: Traum- und Seelenvorstellungen.

---

* wh wird wie f gesprochen.

73. Hine-moa und Tutanekai. — G. G. S. 146 [125] — Aus Neu-Seeland. Die Erzählung spielt am See von Roto-rua auf der Nordinsel von Neu-Seeland. Vergl. die Sage von Hero und Leander. Die Geschichte von Hine-moa und Tutanekai ist unter den Maori neben der von Maui am beliebtesten; sie bildet vielfach den Anlaß hochwertiger künstlerischer Schnitzereien an den Wänden der Maori-Häuser.

Verzeichnis und Erklärung der Abbildungen.*

Umschlag resp. Vorsatzpapier: Motiv von Tontöpfen der Bewohner des Kaiserin Augusta Flusses in Kaiser-Wilhelmsland. Die Ornamente stellen menschliche Gesichter (Geister ?) dar; sie sind in den Ton eingeschnitten und mit Erdfarben bunt ausgemalt.

Buchleisten

Textbilder

* Mit Ausnahme dementsprechend bezeichneter Abbildungen wurden diese für den Buchschmuck und die Tafeln den Beständen des Museums für Völkerkunde in Hamburg entnommen.

72. Schnitzerei auf einem Gefäßverschluß. Sie stellt eine Frau dar, die mit einem Schurz bekleidet ist und in der Hand einen Blattstreifen hält, den sie von einer Rolle abwickelt, um ihn in die vor ihr liegende Matte einzuziehen. Hinter ihr deuten drei Punkte die Feuersteine an, auf welche die tönernen Kochtöpfe gesetzt werden; der Stern soll das Feuer vorstellen. Zu ihren Füßen liegen ein Tragekorb und zwei Kokosflaschen, die als Wassergefäße benutzt werden. — Nach Haddon: ebd. S. 19.

Initialen

Seite.

3. Eingeritzte Figuren auf einer Baobab-Frucht, zwei Weiber, Delphine, Schwertfische, Wale und Schildkröte darstellend. Nord-West-Australien.
4. Geflechtsmuster der Kante einer Matte. Marshall-Inseln.
5. Webemuster einer Kleidmatte. Karolinen.
6. Reliefartig in Holz geschnitzte Figuren von einer Tempelhütte, eine Blüte, fliegende Fische und Farne darstellend. Neu-Mecklenburg.
13. Rötel- und Kalkbemalung des Kopfputzes eines Tänzers. Inner-Australien.
15. Aufgemalte Muster einer Tapa (Rindenstoff-)Matte, Seeigel und Windrad darstellend. Samoa.
17. Eingekerbte und weiß ausgemalte Beschnitzung eines Speeres. Kaiserin-Augusta-Fluß. Neu-Guinea.
23. Eingeritztes Ornament auf einem Pfeil. Salomo-Inseln.
26. Eingeschnittenes und weiß ausgemaltes Zierband einer Trinkschale. Tami. Neu-Guinea.
37. Brandmalerei auf einer Bambuskalebasse. Neu-Mecklenburg.
31. Eingekerbtes und weiß ausgemaltes Ornament eines Speeres, menschliche Gesichter darstellend. Kaiserin-Augusta-Fluß. Neu-Guinea.
45. Brandmalerei auf einer Bambuskalebasse. Neu-Pommern.
46. Gelb, rot, schwarz auf weißem Rindenstoff gemalte Eulengesichter von Tanzmasken der Baining. Neu-Pommern.
48. Rot auf weißem Untergrunde gemalte Ornamente, Sonnenstrahlen darstellend, vom Dachbalken eines Maori-Hauses. Neu-Seeland.
50. Eingekerbtes und weiß ausgemaltes Ornament eines Speeres. Kaiserin-Augusta-Fluß. Neu-Guinea.
51. Brandmalerei auf einer Flöte, Geister darstellend, die in den Händen Hähne tragen und von Geisterchen mit Fischleibern begleitet werden. Neu-Pommern.
55. Schildpattschnitzereien, die auf runden Tridacnamuschelscheiben befestigt und als Brustschmuck getragen werden. Admiralitäts-Inseln.
62. Eingekerbtes und weiß ausgemaltes Ornament eines Speeres. Kaiserin-Augusta-Fluß. Neu-Guinea.

63. Auf Keulen geätzte Ornamente, tanzende Mädchen, Eidechsen, Schildkröten, Seesterne, Tausendfüßer darstellend. Aua-Wuwulu. Bismarckarchipel.
66. Schwarz, weiß, rot ausgemaltes, vertieftes Zierband einer Eßschale, fliegende Fregattvögel und aufgeklappte Tridacnamuscheln darstellend. Admiralitäts-Inseln.
68. Rot und schwarz aufgemalte Ornamente einer Tanzkeule, Fische und Seeigel darstellend. Santa-Cruz-Inseln.
70. Durchbrochen gearbeitete Schmuckplatten von Löffeln, Schildkröte und Bonito darstellend. Luf. Bismarck-Archipel.
77. Schwarz und rot bemalte Flachreliefs von Tanzpaddeln, drei hockende Männer, zwei mit aufgestülpten, einen mit erhobenen Armen darstellend. Buka, Salomo-Inseln.
92. Reliefschnitzerei auf einer Hausplanke; Maui darstellend. Neu-Seeland.
155. Verzierung von Hausbalken (vgl. Erläuterung der Buchleiste auf S. 155). Die obere Reihe stellt die doppeltgesichtige Sonne und den geldbrütenden Hahn von Ngeraod dar, die runden Kreise bedeuten Geldstücke. Die untere Reihe gibt den Geldvogel Delarok (s. Märchen Nr. 41) wieder. Die Seiten stellen aufgeklappte Riesenmuscheln dar.

Tafeln

° Titelbild. 1. Tafel. Ein Gauhäuptling von Fidji. Dargestellt ist: Singadrondo, Kai Colo von Nasaucoko im Innern von Fidji-Levu. Das Gesicht ist bemalt; in der Hand trägt er eine Wurzelkeule; als Häuptlingsabzeichen hat er eine Tapaschärpe umgebunden. Getönte Bleistiftzeichnung von Kleinschmidt. August 1877 für das Museum Godeffroy in Hamburg angefertigt.

2. Tafel. Eingeborener aus Nordost-Australien. Brust und Arme sind reich mit Schmucknarben verziert. Aufnahme von H. King in Sydney.

°3. Tafel. Eingeborene aus Neu-Lauenburg. Nord-Neu-Pommern. Kopf-, Bart- und Schamhaare sind mit einer weißen Kalkpaste bestrichen und zu Klunkern gedreht. Gesicht mit weißen Schmucklinien bemalt. Der sitzende Mann hält eine Streitaxt in den Händen, deren Stiel aus einer alten Kriegskeule angefertigt ist; die beiden anderen tragen Blattaschen in der Hand resp. unterm Arm. Aufnahme aus dem Ende der 70er Jahre von F. Hübner in Mioko (Neu-Lauenburg) für das Museum Godeffroy.

4. Tafel. Mutter und Kind in Wanigera. Englisch-Neu-Guinea. Die Köpfe sind glatt rasiert; die Frau ist mit einem langen weißen Rindenstoffmantel bekleidet, der mit roten und gelben Mustern bemalt ist und gleichzeitig das Tragtuch abgibt. Um den Hals trägt sie Ketten aus schwarzen Kasuarfederposen und weißen Nassaschnecken, um den Arm eine Fülle Schildpattringe. Mutter und Kind besitzen Ohrbommeln aus Schildpatt- und Konusmuschelringen. Aufnahme von Percy John Money in Randwick.

5. Tafel. Jüngling von den südlichen Salomo-Inseln. Bildnis des Bruders vom Häuptling in Bulalaha im südwestlichen Malaita. Der Jüngling trägt einen reichen Schmuck — wie überhaupt in der Südsee gerade die Männer größeren Wert auf Schmuck legen als die Frauen — Halsketten aus dünnen Muschelscheiben und aufgereihten Schneckenschalen, Brustschmuck aus einem mondsichelförmigen Perlmutterabschnitt mit Schildpattauflage, die einen fliegenden Fregattvogel darstellt; Hüftgürtel aus aufgereihten weißen Schneckenschalen; geflochtene Ober- und Unterarmbänder samt kostbarem weißen Tridacnamuschelarmring. Aufnahme von Beattie in Hobart.

6. Tafel. Auslegerboot von Fidji. Reise- und Handelsboot. Das Boot-Schiff besteht aus dem schmalen, aus mehreren Planken zusammengenähten Bootskörper, der Auslegerbrücke und dem Schwimmer (Ausleger), der mit gabelförmigen, gekreuzten Schrägstützen an den freien Enden der Auslegerbrücke befestigt ist, deren andere Enden fest mit dem Bootkörper verbunden sind. Die ganz großen Reiseboote (s. S. 121) ersetzen den Ausleger durch einen zweiten Bootskörper. Die Schiffe werden mit dreieckigen Mattensegeln oder durch Paddeln vorwärts bewegt; der Schwimmer befindet sich während der Fahrt stets auf der dem Winde zugewendeten Seite und verhütet damit ein Kentern des Schiffes. Aufnahme von Burton, Dunedin.

°7. Tafel. Vornehmer Fidjimann. Bildnis des Tui-Nadrau, des Häuptlings von Nadrau auf Fidji-Levu. Der Mann ist zum Tanz angekleidet; sein Gewand besteht aus mehr als 600 m kunstvoll gefalteter Tapa (Rindenstoff). Getönte Bleistiftzeichnung von L. T. Kleinschmidt für das Journal des Museum Godeffroy. Aufgenommen Oktober 1877 in der Ortschaft Natuatuacoko.

°8. Tafel. Versammlungshaus in Korror in Palau. Aus Holzplanken fest zusammengefügtes, ockergelb bemaltes Haus mit sattelförmigem Mattendach. Auf der Giebelseite ist die in Nr. 41 und der dazu gehörigen Anmerkung erzählte Geschichte bildlich dargestellt. Aufnahme von Prof. Dr. A. Krämer in Stuttgart aus dem Jahre 1909.

°9. Tafel. Strand einer Korallen-Insel in den Karolinen. Reich mit Kokospalmen bestandener Strand an der Lagune der Insel Auripik; im Vordergrunde eine entwurzelte Pandanuspalme; im Hintergrunde ein auf den Sand gezogenes Kanu und Eingeborenenhütten. Aufnahme des Verfassers aus dem Jahre 1909.

°10. Tafel. Ehepaar von den Zentral-Karolinen. Mann mit Zierkamm und Ohrbommeln aus Kokosschalenringen, die in das erweiterte Ohrläppchen (s. linkes Ohr der Frau) eingehängt werden. Aufnahme des Verfassers auf der Korallen-Insel Ounoun (Namounito-Gruppe) aus dem Jahre 1909.

°11. Tafel. Die Landschaft Matolenim auf Ponape. Blick von einer der künstlichen Inseln in den sogenannten Ruinen auf die hohen Berge von Ponape; jenseits der Berge liegen Tolonier

und Dschokasch. Im Vordergrund Mangrowen. Aufnahme des Verfassers aus dem Jahre 1910.

°12. Tafel. Schaulik en Schokola und Nanaua en Tolakap. Die beiden alten Männer (s. S. VII) waren meine beiden hauptsächlichen Märchenerzähler auf Ponape. Aufnahme des Verfassers aus dem Jahre 1910.

°13. Tafel. Mädchen aus Nauru. Junges Mädchen mit kurzem, auf der rechten Hüfte offenen Palmblattschurz, Halskette aus roten Muschelscheiben und weißem Blütenkranz im Haar. Aufnahme von Kleinert in Nauru.

14. Tafel. Samoanischer Häuptling. Bildnis des Häuptlings Tamasese. Sein Gewand besteht aus Tapa (Rindenstoff vom Papiermaulbeerbaum), die mit feinen Mustern braun bedruckt ist. Um den Hals hängen Ketten aus einzelnen Pandanusfrüchtchen; in der Rechten hält er den Fliegenwedel, das Abzeichen der Häuptlinge. Aufnahme von A. Tattersall in Apia.

15. Tafel. Maori-Häuptling. Bildnis des neu-seeländischen Häuptlings Paikea Thames. Gesicht mit blauen Tataumustern charakteristisch verziert; Federn bilden den Kopfschmuck; seine Kleidung ein flächserner Mantel mit farbig gemusterter Fransenkante. Aufnahme von Burton in Dunedin.

16. Tafel. Heiliges Holzbildnis der Maori. Darstellung des Tiki Ohinemutu, das errichtet war, um den Grund und Boden zu weihen, ihn unverletzbar zu machen und damit sein Betreten Unberufenen zu verwehren. Aufnahme von Burton in Dunedin.

Inhaltsverzeichnis*

* Zu den mit einem * versehenen Märchen sind die Original-Texte vorhanden. Die mit einem ° versehenen Märchen werden zum ersten Male veröffentlicht.

Mikronesien

Seite

Polynesien

Gedruckt bei Oscar Brandstetter in Leipzig

Die Märchen der Weltliteratur

Der deutsche Märchenschatz in 6 Bänden

Musäus, Volksmärchen der Deutschen. 2 Bände. Hrsg. von Dr. Paul Zaunert. Mit Bildern von Ludwig Richter.

Jean von Paul Ardeschah in der Neuen Hamburger Zeitung: Die Märchen von Musäus sind ein ganz besonderes Produkt, das man nicht nur den Kindern zum Lesen, sondern auch Erwachsenen empfehlen könnte, um sie zum Erzählen von Märchen anzuregen. Denn der Stil des Herrn Professor Musäus, der ein Zeitgenosse Goethes war, was Paul Zaunert recht launig zu erzählen weiß, hat eine so solid-behagliche Art, daß man sich bald wie in ein Großmutterstübchen versetzt glaubt und für eine Weile den Lärm der Gasse aus seinem Leben auszuschalten vermag, um einmal auch an etwas anderes zu denken.

Kinder- und Hausmärchen von Grimm. 2 Bände. In neuer Anordnung vollständ. hrsg. von Dr. Fr. von der Leyen.

Tägliche Rundschau: Diese Ausgabe gibt mehr als einen Neudruck des hundertmal Gedruckten und leistet mehr als das, daß sie den köstlichen alten Besitz für ein Geringes in einem würdigen Gewande zugänglich macht. Die neue Anordnung will nur ungefähre Umrisse andeuten, nicht mehr. An Märchen, die für eine bestimmte Zeit bezeichnend und daher in eine Gruppe gebracht sind, deren Bestehen für diese Zeit angesetzt ist, reihen sich solche, die ihnen nur stofflich oder formal verwandt sind. Es entstehen so Gruppen, in denen z. B. die Rolle, die einzelne Berufe und Stände im Märchen, namentlich während des ausgehenden Mittelalters spielten, lebendig hervortritt, so bei den Soldaten, den Schneidern, Spinnerinnen oder Spielleuten. Man gewinnt sozusagen einen Einblick in den Organismus und die Technik des Märchenwesens, die sich bei der alten Anordnung solchem Einblick mehr entzogen. Sie will gewonnene, entwicklungsgeschichtliche Erkenntnisse auch zur Erkenntnis des scheinbar zeit- und ortlosen Märchenwesens verwerten.

Zwei Sammlungen von meist unbekanntem deutschen Märchengut.

Deutsche Märchen seit Grimm. Herausgegeben von Dr. Paul Zaunert.

Deutsche Tageszeitung: Aber so reichhaltig und vielseitig die Grimmsche Sammlung auch ist, den schier unübersehbaren Reichtum der deutschen Märchenwelt haben die beiden Brüder schon deshalb nicht annähernd ausschöpfen können, weil ihre Sammeltätigkeit sich zur Hauptsache auf Hessen und Westfalen beschränkte, so daß große Teile Deutschlands in den beiden Bänden nur spärlich oder überhaupt gar nicht vertreten sind. Man muß Paul Zaunert Dank wissen dafür, daß er in diesem Band die schönsten und bezeichnendsten Stücke zusammengestellt und damit der weitesten Öffentlichkeit mühelos zugänglich gemacht hat.

Plattdeutsche Volksmärchen. Gesammelt und herausgegeben von Professor Wilhelm Wisser.

De Eekbom: De ganze nedderdütsche Volkscharakter is dor in afmalt! So klok un witzig, so schelmsch un truschüllig, so ballstürig un stolz sünd de Plattdütschen. Un allens is eenfach un doch frisch un lebennig vertellt, in so'n prächtiges Plattdütsch, dat sülfs unsere groten plattdütschen Dichter dat nich beter verstan hebbt. In sin ostholsteensche Heimat hett he se sich vertellen laten von ol Lüd', de in ehren ganzen Leben wenig oder gor nich hochdütsch snakt hebbt, de jemmer Platt noch rein un unverfälscht snacken kønt, de gesund sünd an Lif un Seel, de mit en warm Hart un en kloren Kopp de Welt beseht. Wat Professor Wisser sin Arbeit för de Wissenschaft to bedüden hett, dat to vertellen kummt mi nich bi. Berühmte Sprakforscher hebbt aber al verluden laten, dat de Arbeit woll eben so'n Bedütung hett, as de von de Brüder Grimm un von Müllenhoff.

Nordische Volksmärchen. Übersetzt und herausgegeben von Dr. Klara Ströbe. Bd. I. Dänische und schwedische Märchen. Bd. II. Norwegische Märchen.

Kölnische Zeitung: Die Nordischen Märchen, aus deren unerschöpflichem Reichtum Ibsen und Selma Lagerlöf Stoffe und Anregungen zu ihren besten Werken geschöpft haben — z. B. Ibsen die Mär von Per Gynt, wie er dem großen Krummen begegnet —, sind ein wertvoller Bestandteil von all dem in Skandinavien, was Jakob Grimm als „klassischen Boden für den" bezeichnet hat, „der dem deutschen Altertum zugewandt ist". Einige sind bisher überhaupt ungedruckt und unveröffentlicht, und andere sind zum ersten Male ins Deutsche übersetzt.

Russische Volksmärchen. Übersetzt und herausgegeben von Dr. August von Löwis of Menar.

Hamburger Fremdenblatt: Man findet ganz neue Stoffe und dazu manche alten und bekannten, mit der eigenartigen Phantastik des Slawen neu gestaltet. Wir fühlen, daß im russischen Volke noch ein starkes, ursprüngliches Leben lebendig sein muß, und daß die Wurzeln dieses Volkstums noch fest und tief in jene seelischen Untergründe, jene urmenschlichen Schichten des geistigen Lebens fassen, aus denen die Märchenmotive hervorkeimten. Darin liegt schon die Bedeutung des Buches für alle, für die das „heilige Rußland" ein wichtiges Problem ist. Das Russentum macht den Eindruck einer unverbrauchten, unverwüstlichen Volkskraft.

Balkanmärchen. Übersetzt und herausgegeben von Prof. Dr. August Leskien.

Neue Zürcher Zeitung: Auf dem Balkan, der Brücke Europas nach Asien, treffen sich abendländische und orientalische Kultur. Es ist interessant, diese Kreuzung in den Märchen aus Albanien, Bulgarien, Serbien und Kroatien, die August Leskien übersetzt hat, zu beobachten. Besonders Mazedonien, wo die Sprachgrenzen verwischt sind und Polyglottie häufig ist, übermittelt die Märchen eines Volkes dem andern. Da sie bei kampfgewohnten und freiheitsliebenden Bergvölkern heimisch sind, dominieren die gigantischen Züge. Die episch notwendige Anlage der Fabel, den Glanz des Originals bewahren nur die Produkte des Künstlers. Es macht ja z. B. gerade den hohen Wert der russischen Märchen aus, daß sie, von Spielleuten und deren geistigen Nachfahren überliefert, im Laufe der Zeit an Anmut, Ironie und phantastischen Einfällen eher reicher als ärmer wurden. In der Tat tragen auch die besten Stücke in Leskiens Buch den Stempel erlauchter Dichter.

In Vorbereitung sind: Lettische, estnische und finnische Märchen (Dr. M. H. Boehm), Türkische Märchen (Prof. Dr. E. Giese).

Jeder Band in farbigem Pappband M 3.—, in Ganzleder M 7.—

Außerhalb der Sammlung „Märchen der Weltliteratur" erschien:

H. C. Andersen, Gesammelte Märchen und Geschichten.

Mit Zeichnungen und Initialen von Gudmund Hentze. 4 Bde. brosch. M 12.—, Pappbd. M 16.—, in Leder geb. M 28.—

Einzige vollständige Märchenausgabe, die ein Drittel mehr enthält als jede andere deutsche. J. V. Widmann im Berner Bund nannte sie die „erste eigentlich literarische für die Bibliothek der Erwachsenen. Noch bei keiner früheren ist uns so zum Bewußtsein gekommen, wie sehr diese Märchen erlebt sind".

Die deutschen Volksbücher des 15. und 16. Jahrhunderts. Herausgegeben von Richard Benz
Bd. I. Die sieben weisen Meister. Pappbd. M 2.—
Bd. II. Historia von D. Johann Fausten. Pappbd. M 3.—
Bd. III. Tristan und Isalde. Pappbd. M 3.—
Bd. IV. Till Eulenspiegel. Pappbd. M 3.—
Bd. V. Fortunati Glückseckel und Wunschhütlein. Mit 20 Holzschnitten. Pappbd. M 4.—

Richard Benz, Die deutschen Volksbücher. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Dichtung. brosch. M 1.—
Eckart. Um die Unmittelbarkeit des dichterischen Eindrucks der kräftigen und treuherzigen alten Erzählungen nicht zu stören, hat Benz in den Volksbüchern alle literaturgeschichtlichen Betrachtungen verbannt. Diese bietet er nun zusammenfassend in dieser höchst anregenden Schrift. Er weist überzeugend nach, daß die höfische Poesie keinesfalls als die klassische Verkörperung des deutschen Mittelalters gelten darf. Diesen Ruhmestitel nimmt er vielmehr für die Volksbücher in Anspruch.

Richard Benz, Alte deutsche Legenden. Mit alten Holzschnitten. br. M 4.50, Hperg. geb. M 6.—, handkolor. Ausgabe in Perg. geb. M 12.—
Österr. Pädagogische Warte. Ein Stück vergessener Dichtung möchte dieses Buch wieder erschließen. Es bringt Legenden aus der großen Sammlung von Heiligenleben, welche 1471 zu Augsburg zum erstenmale gedruckt wurde, aber schon seit dem Beginn des 15. Jahrhunderts in Handschriften über ganz Deutschland verbreitet war. Der ganze Umfang christlicher Legendendichtung ist in ihr zusammengefaßt. Was einst die mythenbildende Kraft der Volksüberlieferung geschaffen, was Gelehrtenfleiß und Kunstpoesie ausgeschmückt hatten, das ist hier wieder Volksdichtung geworden. Unbeengt von Vers und Reim hat hier manches alte Gedicht erst die wahre epische Form gefunden, in der es dauern kann.

Die Legenda Aurea des Jacobus de Voragine. Nach den ältesten Handschriften zum ersten Male vollständig aus dem Lateinischen übersetzt von Richard Benz. 2 Bde. kart. M 40.—
Auf die Legenda aurea gehen alle Legendensammlungen des Mittelalters zurück. Sie ist das unentbehrliche Quellenwerk für alle Kunsthistoriker. Die Ausgabe von Benz ist die erste deutsche; sie ist nach den mittelalterlichen Handschriften wundervoll in naiv-volksmäßiger Ausdrucksweise übertragen. Insofern ein Meisterstück ersten Ranges, wird sie auf unsere literarische Kultur wirken wie seinerzeit die Herausgabe der Volkspoesie durch Herder.

Blätter für deutsche Art und Kunst. Herausgeber Richard Benz. Preis der Hefte je 1 Mark; Subskriptionspreis auf die ersten sechs Hefte 5 Mark.
Inhalt der Hefte: 1. Richard Benz, Die Renaissance, das Verhängnis der deutschen Kultur / 2. Verkündiger deutscher Kunst / 3. Richard Benz, Die Grundlagen der deutschen Kunst: 1. Mittelalter / 4. Altdeutsche Wort- und Bildkunst / 5. Richard Benz, Die Grundlagen der deutschen Kunst: 2. Neuzeit / 6. Richard Benz, Der Aufbau einer geistigen Kultur.
Der Herausgeber der deutschen Volksbücher und Legenden will in diesen Blättern auf eine zusammenhängende und umfassende Art für das Deutsche in der Kunst wirken. Er knüpft an die Bestrebungen der Romantik an und hofft, daß dem wiedererwachten nationalen Selbstgefühl unserer Zeit beschieden werde, was trotz des Wirkens jener Geister nicht erreicht war: eine allen vertraute Überlieferung, eine alle berührende Wirkung unserer nationalen Kunst.

